



Donna Leon
*Sanft
entschlafen*

*Commissario Brunettis
sechster Fall*

Roman · Diogenes

Donna Leon

Sanft entschlafen

Commissario Brunettis

sechster Fall

Roman

Aus dem Amerikanischen von

Monika Elwenspöck

Diogenes

Titel des amerikanischen Originals:
>Quietly in Their Sleep<
Copyright © 1997 Donna Leon
und Diogenes Verlag
Das Motto aus: Mozart, *Così fan tutte*,
in der Übersetzung von Dietrich Klose,
Reclam Verlag, Stuttgart, 1992
Die göttliche Komödie von Dante
in der Übersetzung von Philaletes,
Diogenes Verlag, Zürich, 1991
Umschlagfoto von Fulvio Roiter
(Ausschnitt)
Aus >Living Venice<, Magnus Edizioni,
Fagagna (UD)

Für Donald McCall

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1998
Diogenes Verlag AG Zürich
1500/ 98 / 8 / 1
ISBN 3 257 06168 4

*E sempre bene
Il sospettare un poco, in questo mondo.*

*Es schadet nie,
in dieser Welt, ein wenig Verdacht zu hegen.*

COSI FAN TUTTE

Brunetti saß am Schreibtisch und starrte auf seine Füße. Sie lagen auf der herausgezogenen untersten Schublade und erwiderten vorwurfsvoll seinen Blick aus vier senkrechten Reihen kleiner, runder, metallumrahmter Augen. In der letzten halben Stunde hatte er seine Zeit und Aufmerksamkeit abwechselnd den Holztüren seines *armadio* an der Wand gegenüber und, wenn ihm das zu langweilig wurde, seinen Schuhen gewidmet. Hin und wieder, wenn die scharfe Schubladenkante ihm zu sehr in die Ferse schnitt, schlug er die Beine andersherum übereinander, aber das veränderte lediglich die Anordnung der kleinen runden Augen und trug wenig dazu bei, den Vorwurf in ihrem Blick zu mildern oder ihn selbst von seiner Langeweile zu erlösen.

Vice-Questore Giuseppe Patta machte seit zwei Wochen Urlaub in Thailand, ein Unternehmen, das die Belegschaft der Questura beharrlich als seine zweite Hochzeitsreise bezeichnete, und Brunetti war solange für die Verbrechensbekämpfung in Venedig zuständig. Aber offenbar war die Kriminalität mit dem Vice-Questore ins selbe Flugzeug gestiegen, denn kaum etwas von Bedeutung hatte sich ereignet, seit Patta mit seiner Frau, soeben heimgekehrt an seinen Herd und - man zitterte - in seine Arme, verweist war, abgesehen von den üblichen Einbrüchen und Taschendiebstählen. Die einzige interessante Missetat war vor zwei Tagen in einem Juweliergeschäft geschehen. Ein gutangezogenes Paar mit Kinderwagen war in den Laden gekommen, und der frischgebackene Vater hatte sich, vor Stolz errötend, nach einem Diamantring erkundigt, den er der noch verlegenere jungen Mutter schenken wolle. Sie hatte zuerst einen, dann einen anderen anprobiert. Schließlich hatte sie sich für einen lupenreinen Dreikaräter entschieden und gefragt, ob sie ihn sich draußen bei Tageslicht ansehen dürfe. Es kam, wie es kommen mußte: Sie ging vor die Tür, hob die Hand in die Sonne, lächelte und winkte dem jungen Vater, der sich über den Kinderwagen beugte, um die Decken zurechtzuzupfen, verlegen den Juwelier anlächelte und dann zu seiner Frau hinausging. Worauf sie natürlich beide verschwanden und den Kinderwagen samt Babypuppe als Hindernis in der Tür stehenließen.

So raffiniert das einerseits war, so wenig konnte man es als eine Verbrechenswelle bezeichnen, und Brunetti langweilte sich und wußte nicht recht, was ihm lieber war: die Verantwortung der Befehlsgewalt mitsamt den Papierbergen, die sie hervorzubringen schien, oder die Handlungsfreiheit, die seine untergeordnete Position ihm normalerweise gewährte. Nicht daß mit dieser Freiheit allzuviel anzufangen gewesen wäre...

Er blickte auf, als es klopfte, und lächelte erfreut, als die Tür aufging und er zum ersten Mal an diesem Tag Signorina Elettra sah, Pattas Sekretärin, die den Urlaub des Vice-Questore offenbar zum legitimen Anlaß nahm, erst um zehn Uhr zur Arbeit zu erscheinen, statt wie sonst um halb neun.

»*Buon giorno, commissario*«, sagte sie beim Eintreten, und ihr Lächeln erinnerte ihn flüchtig an *gelato all'amarena* - Rot und Weiß - zwei Farben, die sich in den Streifen ihrer Seidenbluse wiederfanden. Sie machte einen Schritt zur Seite, um eine andere Frau hinter sich hereinzulassen. Brunetti warf einen kurzen Blick auf die zweite Frau und nahm flüchtig ein kastenförmig geschnittenes Kostüm aus billigem grauen Polyester wahr, dessen Rocksäum sich in unvorteilhafter Nähe zu ihren flachen Schuhen befand. Er sah die Hände der Frau links eine steife Kunstlederhandtasche umklammern und wandte den Blick wieder zu Signorina Elettra.

»Commissario, hier möchte Sie jemand sprechen«, sagte sie.

»Ja?« fragte er und blickte, nicht sonderlich interessiert, noch einmal zu der anderen Frau. Aber dann sah er die Kontur ihrer rechten Wange und, als sie den Kopf drehte, um einen Blick durchs Zimmer zu werfen, den feinen Schwung von Kinn und Hals. »Ja?« wiederholte er, diesmal schon interessierter.

Auf seinen Ton hin wandte die Frau den Kopf und verzog den Mund zu einem leichten Lächeln, und in diesem Moment kam sie Brunetti irgendwie bekannt vor, obwohl er ganz sicher war, sie noch nie gesehen zu haben. Ihm kam der Gedanke, sie könnte vielleicht die Tochter eines Freundes sein, die seine Hilfe suchte und ihm aufgrund der Familienähnlichkeit bekannt vorkam.

»Ja, Signorina?« sagte er, wobei er sich erhob und auf einen Stuhl vor seinem Schreibtisch zeigte. Die Frau sah kurz zu Signorina Elettra, die ihr ein Lächeln schenkte, das sie für Leute parat hatte, denen es sichtlich unangenehm war, sich in der Questura wiederzufinden. Dann sagte sie etwas von Arbeit, zu der sie zurückmüsse, und verließ das Zimmer.

Die Frau setzte sich, nicht ohne vorher ihren Rock zur Seite zu schlagen. Obwohl sie schlank war, bewegte sie sich unelegant, als trüge sie nie etwas anderes als flache Schuhe.

Brunetti wußte aus langer Erfahrung, daß es am besten war, erst einmal gar nichts zu sagen und nur mit ruhiger, interessierter Miene abzuwarten, dann würde das Schweigen sein Gegenüber früher oder später zum Reden bringen. Während er also wartete, sah er ihr kurz ins Gesicht, wieder fort und von neuem hin, wobei er in seiner Erinnerung kramte, woher es ihm so bekannt vorkam. Er suchte in dem Gesicht einen Elternteil zu erkennen, oder vielleicht eine Verkäuferin, die er in einem Laden gesehen hatte und nun in

der andersartigen Umgebung nicht einzuordnen wußte. Aber, dachte er bei sich, wenn sie in einem Laden arbeitet, ist es sicher keiner, der etwas mit Kleidung oder Mode zu tun hat. Ihr Kostüm war ein gräßliches, kastenförmiges Gebilde in einem Schnitt, der schon seit Jahren aus der Mode war; ihre Frisur war nur Haar, das sehr kurz und zu lieblos geschnitten war, um jugendlich oder schick zu wirken; sie trug keinerlei Make-up. Aber als er zum dritten Mal hinsah, hatte er den Eindruck, daß sie sich auch einfach verkleidet haben konnte und ihre Schönheit verbarg. Ihre dunklen Augen standen weit auseinander, und die Wimpern waren so lang und dicht, daß sie keiner Tusche bedurften. Ihre Lippen waren blaß, aber voll und geschmeidig. Für ihre gerade Nase, schmal und ganz leicht gewölbt, fand er kein besseres Wort als edel. Und unter dem unvorteilhaft abgemähnten Haar sah er eine breite, faltenlose Stirn. Aber auch nachdem er ihre Schönheit erkannt hatte, wußte er sie nirgends unterzubringen.

Sie schreckte ihn mit der Frage auf: »Sie haben mich nicht erkannt, nicht wahr, Commissario?« Sogar ihre Stimme kam ihm bekannt vor, aber auch sie gehörte nirgendwohin. Er bemühte sich vergebens, sich zu erinnern, aber mit Bestimmtheit konnte er nur sagen, daß sie nichts mit der Questura oder seinem Beruf zu tun hatte.

»Nein, Signorina. Tut mir leid. Aber ich weiß, daß ich Sie kenne und nur nicht erwartet hätte. Sie hier zu sehen.« Er lächelte sie offen an, warb um ihr Verständnis für diese verbreitete menschliche Schwäche.

»Ich nehme an, daß man die meisten Leute, die Sie kennen, eigentlich nicht in der Questura zu sehen erwartet«, antwortete sie und lächelte zum Zeichen, daß sie es humorvoll meinte.

»Stimmt, meine Freunde kommen selten freiwillig hierher, und bisher mußte auch noch keiner von ihnen unfreiwillig hier erscheinen.« Diesmal sollte sein Lächeln zeigen, daß auch er über die Polizeiarbeit zu scherzen verstand. »Zum Glück«, fügte er dann noch hinzu.

»Ich hatte noch nie mit der Polizei zu tun«, sagte sie, wobei sie sich wieder im Zimmer umsah, als fürchtete sie, daß ihr nun, nachdem sie eben doch hier war, irgend etwas Schlimmes zustoßen könnte.

»Das haben die meisten Leute nicht«, meinte Brunetti.

»Vermutlich«, antwortete sie, dann senkte sie den Blick auf ihre Hände und sagte ohne jede Überleitung: »Man nannte mich einmal die Unbefleckte.«

»Wie bitte?« Brunetti verstand überhaupt nichts mehr und begann sich zu fragen, ob dieser jungen Frau wohl ernstlich etwas fehlte.

»Immacolata«, sagte sie, wobei sie wieder zu ihm aufsah und dieses sanfte Lächeln aufsetzte, das er schon so oft unter der gestärkten weißen Haube

ihrer Tracht hatte hervorleuchten sehen. Der Name stellte sie augenblicklich an den richtigen Platz und löste das Rätsel. Der Haarschnitt fand eine Erklärung, desgleichen ihr offenkundiges Unwohlsein in der Kleidung, die sie trug. Brunetti hatte ihre Schönheit gleich bemerkt, als er Schwester Immacolata zum erstenmal in diesem Pflegeheim gesehen hatte, dem Ort der Altersruhe, an dem seine Mutter seit Jahren nicht zur Ruhe kam, aber damals hatten ihre Ordensgelübde und die lange weiße Tracht, in der sie zum Ausdruck kamen, sie mit einem Tabu umgeben, so daß Brunetti ihre Schönheit eher wie die einer Blume oder eines Bildes wahrgenommen und nur als Betrachter darauf reagiert hatte, nicht als Mann. Nun aber, befreit von Verbot und Verhüllung, hatte diese Schönheit sich mit ins Zimmer geschlichen, mochten Verlegenheit und billige Kleidung sie noch so sehr zu verbergen suchen.

Suor Immacolata war aus dem Pflegeheim seiner Mutter vor etwa einem Jahr verschwunden, und Brunetti, bestürzt ob der Verzweiflung, mit der seine Mutter auf den Verlust der Schwester reagierte, die immer am nettesten zu ihr gewesen war, hatte lediglich in Erfahrung bringen können, daß sie in ein anderes Pflegeheim des Ordens versetzt worden war. Fragen über Fragen gingen ihm jetzt durch den Kopf, die er aber alle als unpassend verwarf. Sie war ja hier; sie würde ihm schon sagen, warum.

»Ich kann nicht nach Sizilien zurück«, sagte sie unvermittelt. »Meine Familie wurde es nicht verstehen.« Ihre Hände ließen die Tasche los und suchten aneinander Halt.

Als sie keinen fanden, sanken sie auf die Oberschenkel, suchten jedoch, als hätten sie plötzlich die Wärme des Fleisches unter sich gefühlt, gleich wieder Trost an den harten Kanten der Tasche.

»Seit wann sind Sie...«, begann Brunetti, fand nicht das Verb, verstummte und fragte dann: »Schon lange?«

»Drei Wochen.«

»Wohnen Sie hier in Venedig?«

»Nein, nicht hier, draußen am Lido. Ich habe ein Zimmer in einer Pension.«

War sie zu ihm gekommen, weil sie Geld brauchte? Wenn ja, wäre es ihm eine Ehre und eine Freude, ihr welches zu geben, so sehr fühlte er sich in ihrer Schuld, weil sie ihm und seiner Mutter jahrelang so viel Nächstenliebe entgegengebracht hatte.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagte sie: »Ich habe Arbeit.«

»So?«

»In einer Privatklinik am Lido.«

»Als Krankenschwester?«

»In der Wäscherei.« Sie bemerkte seinen kurzen Blick auf ihre Hände und lächelte: »Das geht heute alles mit Maschinen, Commissario. Man muß die Laken nicht mehr zum Fluß schleppen und auf den Steinen ausschlagen.«

Er lachte, ebenso über seine eigene Verlegenheit wie über ihre Antwort. Damit hellte er die Stimmung im Zimmer auf und fühlte sich frei zu sagen: »Es tut mir leid, daß Sie diese Entscheidung treffen mußten.« Früher hätte er den Satz mit »Suor Immacolata« beendet, aber jetzt wußte er keinen Titel mehr, mit dem er sie hätte anreden können. Mit der Tracht war auch ihr Name fort, und wer weiß was sonst noch alles.

»Ich heiße Maria«, sagte sie. »Maria Testa.« Wie eine Sängerin, die einem schwebenden Ton nachlauschte, der den Übergang von einer Stimmlage in die andere markierte, hielt sie inne und lauschte dem Nachhall ihres Namens. »Obwohl ich nicht sicher bin, ob er mir überhaupt noch gehört«, fügte sie hinzu.

»Wie meinen Sie das?« fragte Brunetti.

»Man muß ein Verfahren durchlaufen, wenn man ausscheidet. Aus dem Orden, meine ich. Ich glaube, das ist, wie wenn eine Kirche säkularisiert wird. Sehr kompliziert. Und es kann lange dauern, bis sie einen gehen lassen.«

»Man will vielleicht sicher sein, daß Sie es sind - ich meine, Ihrer Sache sicher«, mutmaßte Brunetti.

»Ja. Das kann Monate dauern, vielleicht Jahre. Man muß Briefe von Leuten vorweisen, die einen kennen und glauben, daß man zu der Entscheidung fähig ist.«

»Sind Sie deswegen hier? Kann ich Ihnen damit aushelfen?«

Sie winkte ab, wischte seine Worte beiseite und mit ihnen ihr Gehorsamkeitsgelübde.

»Nein, das spielt keine Rolle. Es ist erledigt. Vorbei.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, ohne etwas zu verstehen.

Sie sah zu ihm herüber, ihr Blick so offen, ihre Augen so anrührend schön, daß Brunetti ein Vorgefühl des Neides auf den Mann empfand, der einmal ihr Keuschheitsgelübde hinwegfegen würde.

»Ich bin hier wegen der *casa di cura*. Was ich dort gesehen habe.«

Brunettis Herz flog über die Ferne hinweg ans Bett seiner Mutter, augenblicklich wachsam für jede Andeutung von Gefahr.

Aber bevor er sein Erschrecken in eine Frage kleiden konnte, sagte sie: »Nein, Commissario, es geht nicht um Ihre Mutter. Ihr wird nichts zustoßen.« Sie verstummte, verlegen ob ihrer Worte und wie sie sich anhörten, auch ob der bitteren Wahrheit, die darin steckte: Brunettis Mutter konnte nichts mehr zustoßen als der Tod. »Entschuldigung«, fügte sie

kleinlaut hinzu, sagte aber nichts weiter.

Brunetti betrachtete sie verwirrt, wußte aber nicht, wie er sie fragen sollte, was sie meinte. Ihm fiel der Nachmittag ein, an dem er seine Mutter zuletzt besucht hatte, halb in der Hoffnung, die lange vermißte Suor Immacolata zu sehen, denn er wußte, daß sie dort der einzige Mensch war, der den Schmerz verstand, der auf seiner Seele lastete. Doch dann hatte er statt der liebenswerten Sizilianerin nur Suor Eleonora im Gang angetroffen, eine Frau, die mit den Jahren säuerlich geworden war und deren Gelübde für sie Armut im Geiste, Enthaltensamkeit im Humor und Gehorsam nur gegenüber irgendeinem rigiden Pflichtverständnis bedeuteten. Daß seine Mutter sich auch nur einen Augenblick in der Obhut dieser Frau befinden sollte, hatte ihn als Sohn erzürnt; daß die *casa di cura* als eines der besten Heime galt, hatte ihn als Staatsbürger beschämt.

Ihre Stimme riß ihn aus seinem langen Tagtraum, aber er bekam nicht mit, was sie sagte, und mußte nachfragen. »Entschuldigen Sie, Suora«, sagte er, sofort gewahr, daß er sie aus langer Gewohnheit doch mit ihrem Titel angesprochen hatte. »Ich war in Gedanken.«

Sie übergang den Ausrutscher und fing noch einmal von vorn an: »Ich spreche von der *casa di cura* hier in Venedig, wo ich bis vor drei Wochen gearbeitet habe. Aber ich habe nicht nur dieses Heim verlassen, Dottore, ich bin aus dem Orden ausgetreten, habe alles hinter mir gelassen, um...« Hier unterbrach sie sich und blickte zum offenen Fenster hinaus auf die Fassade der Kirche San Lorenzo, als suchte sie dort nach dem richtigen Ausdruck. »Um mein neues Leben zu beginnen.« Sie sah ihn an und lächelte dünn. »*La vita nuova*«, wiederholte sie, hörbar um Ungezwungenheit bemüht, als wäre ihr ebenso bewußt wie ihm, welches Pathos sich da in ihre Stimme geschlichen hatte. »Wir mußten *La Vita Nuova* in der Schule lesen, aber besonders gut kann ich mich daran nicht mehr erinnern.« Sie sah ihn wieder an, die Augenbrauen fragend hochgezogen.

Brunetti hatte keine Ahnung, worauf dieses Gespräch hinauslaufen sollte; zuerst war von Gefahr die Rede gewesen, jetzt von Dante. »Wir haben das auch gelesen, aber ich glaube, da war ich noch zu jung. Mir hat *La Divina Commedia* sowieso immer besser gefallen«, erklärte er. »Besonders *Purgatorio*.«

»Wie eigenartig«, sagte sie mit echtem Interesse, oder vielleicht auch nur, um das, was sie eigentlich hergeführt hatte, noch etwas hinauszuschieben. »Ich habe noch nie jemanden sagen hören, daß dieses Buch ihm besser gefällt. Warum?«

Brunetti gestattete sich ein Lächeln. »Ich weiß, die Leute glauben immer, nur weil ich Polizist bin, müsse *Inferno* mir am besten gefallen. Die Bösen

werden bestraft, und jeder kriegt, was er nach Dantes Meinung verdient. Aber mir hat das nie gefallen, diese absolute Gewißheit der Urteile, dieses furchtbare Leiden. Auf ewig.« Sie blieb stumm, sah ihm nur ins Gesicht und hörte zu, was er zu sagen hatte. »Mir gefällt *Purgatorio*, weil da immer noch die Möglichkeit offenbleibt, daß sich etwas ändert. Für die anderen, ob im Himmel oder in der Hölle, ist alles erledigt: Sie bleiben, wo sie sind. Auf ewig.«

»Glauben Sie daran?« fragte sie, und Brunetti wußte, daß sie nicht von Literatur sprach.

»Nein.«

»Gar nichts davon?«

»Sie meinen, ob ich daran glaube, daß es einen Himmel oder eine Hölle gibt?«

Sie nickte, und er fragte sich, ob es wohl Reste eines Aberglaubens waren, die sie davon abhielten, die Worte des Zweifels auszusprechen.

»Nein«, antwortete er.

»Nichts?«

»Nichts.«

Nach sehr langem Schweigen sagte sie: »Wie schrecklich.«

Wie schon so viele Male, seit ihm klargeworden war, daß er nicht glaubte, zuckte Brunetti nur die Achseln.

»Wir werden es wohl irgendwann erfahren«, sagte sie, aber in ihrem Ton lag Zuversicht, kein Sarkasmus, keine Ablehnung.

Wieder wollte Brunetti im ersten Moment nur die Achseln zucken, denn dies waren Dinge, mit denen er schon vor Jahren abgeschlossen hatte, während des Studiums, da hatte er solchen Kinderkram abgelegt, überdrüssig aller Spekulation und gespannt auf das Leben. Aber ein kurzer Blick zu ihr belehrte ihn, daß sie gewissermaßen eben erst aus dem Ei geschlüpft war, am Beginn ihres neuen Lebens stand, und daß solche Fragen, in der Vergangenheit gewiß undenkbar, für sie jetzt hochaktuell und lebenswichtig waren. »Vielleicht ist es ja alles wahr«, räumte er ein.

Ihre Antwort kam unverzüglich und heftig. »Sie brauchen mir keine Zugeständnisse zu machen, Commissario. Ich habe meine Berufung hinter mir gelassen, nicht meinen Verstand.«

Er gedachte weder sich zu entschuldigen noch diese unerhebliche theologische Diskussion fortzusetzen. Er schob einen Brief von einer Seite seines Schreibtischs auf die andere, rückte seinen Stuhl ein Stückchen zurück und schlug die Beine übereinander. »Wollen wir statt dessen darüber sprechen?« fragte er.

»Worüber?«

»Über den Ort, an dem Sie Ihre Berufung hinter sich gelassen haben.«

»Das Pflegeheim?« fragte sie unnötigerweise.

Brunetti nickte. »Von welchem ist die Rede?«

»San Leonardo. Das ist in der Nähe des Ospedale Giustinian. Der Orden stellt teilweise das Personal.«

Ihm fiel auf, daß sie beim Sitzen die Füße flach nebeneinander auf dem Boden stehen hatte, die Knie fest aneinander gepreßt. Sie öffnete mit einiger Mühe ihre Handtasche und nahm ein Blatt Papier heraus, das sie auseinanderfaltete, um das darauf Geschriebene zu betrachten. »Letztes Jahr«, begann sie unsicher, »sind dort fünf Leute gestorben.« Sie drehte das Blatt um und beugte sich vor, um es ihm hinzulegen. Brunetti besah sich die Liste.

»Diese Leute?« fragte er.

Sie nickte. »Ich habe ihre Namen notiert, ihr Alter und woran sie gestorben sind.« Er blickte wieder auf die Liste:

Es waren die Namen von drei Frauen und zwei Männern. Brunetti entsann sich, daß er einmal irgendeine Statistik gelesen hatte, die besagte, daß Frauen länger lebten als Männer, aber hier war das nicht der Fall. Eine der Frauen war in den Sechzigern gewesen, die anderen Anfang Siebzig. Beide Männer waren älter. Und wie es bei Leuten ihres Alters oft so geht, waren sie an Gehirnschlägen, Herzinfarkten und Lungenentzündungen gestorben.

»Warum geben Sie mir das?« fragte er, indem er sie ansah.

Obwohl sie auf die Frage vorbereitet gewesen sein mußte, ließ sie sich mit der Antwort Zeit.

»Weil Sie der einzige Mensch sind, der da vielleicht etwas unternehmen kann.«

Brunetti wartete kurz, ob sie das näher erläutern würde, und als sie es nicht tat, fragte er: »Was meinen Sie mit >da<?«

»Ich habe Zweifel an ihrem Tod - an den Todesursachen.«

Er schwenkte die Liste zwischen ihnen durch die Luft. »Aber sind die Todesursachen hier nicht aufgeführt?«

Sie nickte. »Doch. Aber wenn das, was da steht, nicht wahr ist, haben Sie dann die Möglichkeit, festzustellen, woran sie wirklich gestorben sind?«

Brunetti brauchte nicht erst nachzudenken, bevor er antwortete; für Exhumierungen gab es klare Gesetze. »Nicht ohne richterliche Anordnung oder ein Ersuchen der Familie.«

»Oh«, sagte sie. »Das wußte ich nicht. Ich war - wie soll ich sagen -, ich war so lange aus der Welt, daß ich nicht mehr weiß, wie diese Dinge ablaufen.« Sie schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Vielleicht habe ich es ja nie gewußt.«

»Wie lange haben Sie dem Orden angehört?« fragte er.

»Zwölf Jahre, seit meinem fünfzehnten Lebensjahr.« Sie bemerkte sein Erstaunen und sagte: »Das ist eine lange Zeit, ich weiß.«

»Aber so sehr waren Sie doch gar nicht aus der Welt«, meinte Brunetti. »Immerhin haben Sie eine Ausbildung als Krankenschwester gemacht.«

»Nein«, antwortete sie rasch. »Ich bin keine Krankenschwester. Jedenfalls keine ausgebildete. Der Orden hat gesehen, daß ich eine...« Sie verstummte abrupt, und Brunetti begriff, daß sie in der ungewohnten Lage gewesen war, eine Begabung an sich anzuerkennen oder sogar sich selbst zu loben, worauf ihr nichts anderes übrigblieb, als kurzerhand in Schweigen zu versinken. Nach einer Pause, die es ihr gestattete, jegliches Eigenlob aus dem, was sie sagen wollte, zu entfernen, fuhr sie fort: »Der Orden fand, daß es gut für mich wäre, wenn ich alten Leuten zu helfen versuchte, deshalb wurde ich in die Altenheime geschickt.«

»Wie lange waren Sie da?«

»Sieben Jahre. Sechs draußen in Dolo und eines im San Leonardo«, antwortete sie. Demnach wäre Suor Immacolata, wie Brunetti sich klarmachte, gerade zwanzig gewesen, als sie ins Heim seiner Mutter kam, ein Alter, in dem die meisten Frauen zu arbeiten anfangen, einen Beruf wählten, Männer kennenlernten, Kinder bekamen. Er stellte sich vor, was diese anderen jungen Frauen in diesen Jahren alles erreicht haben konnten, dann stellte er sich vor, wie das Leben für Suor Immacolata ausgesehen haben mußte, um geben vom Geheul der Irren und dem Gestank der Inkontinenten. Wäre Brunetti ein Mann mit Sinn für Religion gewesen, einem Glauben an irgendein höheres Wesen, vielleicht hätte er Trost in dem spirituellen Lohn gefunden, den sie letztendlich für alle diese geopfert Jahre empfangen würde. Er schob den Gedanken beiseite und fragte, während er die Liste vor sich hinlegte und glättend mit der Hand darüberfuhr: »Was war ungewöhnlich am Tod dieser Leute?«

Sie ließ sich einen Augenblick Zeit, und als sie endlich antwortete, brachte sie ihn völlig durcheinander. »Nichts. Gewöhnlich haben wir alle paar Monate einen Todesfall, manchmal auch mehr, gleich nach den Ferien.« Langjährige Erfahrung im Verhör der Willigen wie der Unwilligen gab Brunetti die Ruhe, mit der er fragte:

»Warum haben Sie dann diese Liste zusammengestellt?«

»Zwei der Frauen waren Witwen, die dritte war nie verheiratet. Einer der Männer bekam nie Besuch.« Sie sah ihn an, wartete auf eine Ermunterung, aber er sagte noch immer nichts.

Ihre Stimme wurde sanfter, und Brunetti sah plötzlich wieder Suor Immacolata in ihrer weißen Tracht vor sich, die schwer mit dem Gebot rang,

niemanden zu verleumden, über niemanden schlecht zu reden, nicht einmal über einen Sünder. »Zwei von ihnen«, fuhr sie schließlich fort, »habe ich das eine oder andere Mal sagen hören, daß sie bei ihrem Tod die *casa di cura* bedenken wollten.« Hier hielt sie wieder inne und blickte auf ihre Hände hinunter, die sich von der Handtasche gelöst und einander fest umklammert hatten.

»Und? Haben sie Wort gehalten?«

Sie schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Maria«, sagte er bewußt leise, »heißt das, sie haben nicht Wort gehalten, oder wissen Sie es nur nicht?«

Sie sah nicht zu ihm auf, als sie antwortete: »Ich weiß es nicht. Aber zwei von ihnen, Signorina da Pré und Signora Cristanti... haben gesagt, daß sie es wollten.«

»Wie haben sie das gesagt?«

»Signorina da Pré sagte eines Tages nach der Messe, vor etwa einem Jahr - es gibt keine Kollekte, wenn Padre Pio bei uns die Messe liest - las.« Sie griff sich nervös an die Schläfe, und Brunetti sah, wie ihre Finger zurückglitten und den schützenden Halt ihrer Haube suchten. Sie fand aber nur ihre unbedeckten Haare und zog die Finger weg, als hätte sie sich verbrannt.

»Nach der Messe«, wiederholte sie, »als ich sie in ihr Zimmer zurückbegleitete, sagte sie, es mache nichts, daß es keine Kollekte gebe, man werde nach ihrem Ableben schon sehen, wie großzügig sie gewesen sei.«

»Haben Sie nachgefragt, was sie damit meinte?«

»Nein. Ich fand es völlig klar, daß sie dem Heim ihr Geld vermachen wollte, oder einen Teil davon.«

»Und?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Wie lange danach ist sie gestorben?«

»Drei Monate.«

»Hat sie das noch zu jemand anderem gesagt, das mit dem Geld?«

»Ich weiß es nicht. Sie hat nicht mit vielen geredet.«

»Und die andere Frau?«

»Signora Cristanti«, stellte Maria klar. »Sie war viel direkter. Sie hat gesagt, daß sie ihr Geld den Leuten vermachen wollte, die gut zu ihr waren. Das hat sie zu jedem gesagt, und immer wieder. Aber sie war... Ich glaube nicht, daß sie so eine Entscheidung überhaupt treffen konnte, jedenfalls nicht, nachdem ich sie kennengelernt hatte.«

»Warum sagen Sie das?«

»Sie war nicht ganz klar im Kopf«, antwortete Maria. »Jedenfalls nicht immer. Es gab Tage, da schien sie völlig normal, aber die meiste Zeit war sie nicht ganz da; hielt sich wieder für ein junges Mädchen, wollte ausgeführt werden.« Nach kurzem Schweigen fügte sie in ganz und gar sachlichem Ton hinzu: »Das ist an der Tagesordnung.«

»Daß die Leute in der Vergangenheit leben?« fragte Brunetti.

»Ja. Die Armen. Die Vergangenheit ist ihnen wahrscheinlich angenehmer als die Gegenwart. Jede Vergangenheit.«

Brunetti fiel sein letzter Besuch bei seiner Mutter ein, aber er schob die Erinnerung von sich. Statt dessen fragte er: »Was ist aus ihr geworden?«

»Signora Cristanti?«

»Ja.«

»Sie ist vor etwa vier Monaten einem Herzinfarkt erlegen.«

»Wo ist sie gestorben?«

»Dort. In der *casa di cura*.«

»Wo hatte sie den Herzinfarkt? In ihrem Zimmer, oder an einem Ort, wo noch andere Leute waren?« Brunetti nannte sie nicht »Zeugen«, nicht einmal in Gedanken.

»Nein, sie ist im Schlaf gestorben. Friedlich.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, ohne es wirklich zu meinen. Er ließ sich etwas Zeit, bevor er fragte: »Ist diese Liste so zu verstehen, daß die Leute Ihrer Ansicht nach an etwas anderem gestorben sind? Also nicht an dem, was jeweils hinter ihren Namen steht?«

Sie sah zu ihm auf, und ihre Überraschung wunderte ihn. Wenn sie mit so etwas schon zu ihm kam, mußte sie doch wissen, welche Bedeutung in ihren Worten lag.

Sie wiederholte, offenbar um Zeit zu gewinnen: »An etwas anderem?« Und als Brunetti keine Antwort gab, sagte sie: »Signora Cristanti hatte nie etwas am Herzen.«

»Und die anderen auf der Liste, die plötzlich gestorben sind?«

»Signor Lerini hatte es schon länger am Magen, aber sonst nichts«, sagte sie.

Brunetti sah wieder auf der Liste nach. »Diese andere Frau, Signora Galasso. Hatte sie irgendwelche gesundheitlichen Probleme?«

Er sah sie plötzlich erröten. »Das Schlimme ist, daß ich mir nicht sicher bin. Ich muß nur immer daran denken, was diese Frauen zu mir gesagt haben.« Sie hielt inne und blickte zu Boden. Schließlich sagte sie so leise, daß er sie nur mit Mühe verstehen konnte: »Ich mußte mit jemandem darüber sprechen.«

»Maria«, sagte er, und nachdem er ihren Namen genannt hatte, wartete er,

bis sie zu ihm auf sah. Dann sprach er weiter: »Ich weiß, daß es eine ernste Sache ist, falsches Zeugnis wider seinen Nächsten zu reden.« Sie zuckte zusammen, als hätte der Teufel aus der Bibel zitiert. »Aber es ist auch wichtig, die Schwachen zu schützen und alle, die sich nicht selbst schützen können.« Brunetti erinnerte sich nicht, das in der Bibel gelesen zu haben, aber er fand, es gehörte unbedingt hinein. Als sie darauf nichts sagte, fragte er: »Verstehen Sie das, Maria?« Und als sie immer noch nicht antwortete, fragte er es anders: »Stimmen Sie dem zu?«

»Natürlich stimme ich dem zu«, sagte sie gereizt. »Aber wenn ich mich nun irre? Wenn ich mir das alles nur einbilde und diesen Leuten gar nichts zugestoßen ist? Dann wäre das doch üble Nachrede.«

»Wenn Sie das glaubten, wären Sie wohl nicht hier. Schon gar nicht in dieser Kleidung.«

Sie sagten beide eine Weile nichts, dann fragte Brunetti:

»Waren diese Leute allein in ihren Zimmern, als sie starben?«

Sie überlegte kurz. »Ja.«

Brunetti schob die Liste zur Seite und wechselte, um seiner Geste auch verbal zu entsprechen, das Thema. »Wann haben Sie sich zu Ihrem Austritt entschlossen?«

Ihre Antwort hätte kaum rascher kommen können, wenn sie die Frage erwartet hätte. »Nachdem ich mit der Mutter Oberin gesprochen hatte«, sagte sie, und eine Erinnerung ließ ihre Stimme kratzig klingen. »Zuerst habe ich aber mit Padre Pio gesprochen, meinem Beichtvater.«

»Können Sie wiedergeben, was Sie zu den beiden gesagt haben?« Brunetti hatte der Kirche und all ihrem Getue und Gepränge schon so lange den Rücken gekehrt, daß er nicht mehr wußte, was man von einer Beichte weitersagen durfte und was nicht, und welche Strafen ein Zuwiderhandeln nach sich zog, er wußte nur noch, daß über die Beichte eigentlich nicht geredet werden sollte.

»Ja, ich glaube schon.«

»Ist das derselbe Priester, der die Messe liest?«

»Ja. Er gehört unserem Orden an, aber er wohnt nicht dort. Er kommt zweimal die Woche.«

»Von woher?«

»Von unserem Kloster hier in Venedig. Er war früher in dem anderen Pflegeheim schon mein Beichtvater.«

Brunetti merkte, wie gern sie sich durch Details ablenken ließ, darum fragte er: »Was haben Sie ihm gesagt?«

Sie überlegte kurz und rief sich wohl das Gespräch mit ihrem Beichtvater ins Gedächtnis: »Ich habe ihm von den Leuten erzählt, die gestorben sind,

und daß einige vorher nicht krank waren«, sagte sie, dann brach sie ab und schaute weg.

Als Brunetti sah, daß sie nicht weiterreden würde, fragte er: »Haben Sie sonst noch etwas gesagt, etwas über das Geld, oder was die Leute selbst darüber gesagt hatten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Damals wußte ich davon gar nichts. Das heißt, es war mir nicht eingefallen, weil ihr Tod mich so mitgenommen hatte, also habe ich ihm nur das gesagt - daß sie gestorben waren.«

»Und er?«

Sie sah jetzt wieder Brunetti an. »Er hat gesagt, das verstehe er nicht. Da habe ich es ihm erklärt. Ich habe ihm die Namen der Verstorbenen genannt und was ich über ihre Krankengeschichte wußte, daß einige von ihnen kerngesund gewesen waren, bevor sie plötzlich starben. Er hat sich das alles angehört und gefragt, ob ich mir ganz sicher sei.« Dann fügte sie hinzu, als spräche sie mit sich selbst: »Nur weil ich aus Sizilien stamme, halten die Leute hier oben mich immer für dumm. Oder verlogen.«

Brunetti warf einen Blick zu ihr hinüber, um zu sehen, ob in ihrer Bemerkung ein Tadel, ein Kommentar zu seinem eigenen Verhalten versteckt war, aber offenbar war das nicht der Fall.

»Ich denke, er konnte einfach nicht glauben, daß so etwas möglich war. Und«, fuhr sie fort, »als ich sagte, so viele Todesfälle auf einmal seien nicht normal, fragte er mich, ob ich wisse, wie gefährlich es sei, solche Dinge zu verbreiten. Wie gefährlich üble Nachrede sei. Als ich sagte, das wisse ich wohl, riet er mir zu beten.« Sie brach ab.

»Und?«

»Ich sagte ihm, ich hätte schon gebetet, tagelang. Dann fragte er, ob mir klar sei, was ich da angedeutet hätte, wie grauenvoll das sei.« Wieder unterbrach sie sich und fügte dann leise, wie nur für sich, hinzu: »Er war entsetzt. Ich glaube, die bloße Möglichkeit ging über seinen Verstand. Padre Pio ist ein sehr guter Mensch, und ziemlich weltfremd.«

Brunetti unterdrückte ein Lächeln. Das von einer Frau, die die letzten zwölf Jahre ihres Lebens in einem Kloster verbracht hatte! »Was dann?«

»Ich habe um eine Unterredung mit der Mutter Oberin gebeten.«

»Und Sie haben mit ihr gesprochen?«

»Es hat zwei Tage gedauert, aber schließlich hat sie mich empfangen, an einem Spätnachmittag, nach der Vesper. Ich habe ihr noch einmal alles gesagt, das mit den verstorbenen alten Leuten. Sie konnte ihre Überraschung nicht verbergen. Darüber war ich froh, denn es hieß, daß Padre Pio ihr gegenüber nichts erwähnt hatte. Das wußte ich ja eigentlich, aber was ich ihm gesagt hatte, war so schrecklich - also, da war ich mir doch nicht

sicher...« Ihre Stimme verebbte.

»Und?« fragte er.

»Sie hat mir nicht zugehört, hat gemeint, sie hört sich keine Lügen an, und was ich da angedeutet hätte, schade dem Orden.«

»Und dann?«

»Sie hat mir befohlen - unter Berufung auf mein Gehorsamsgelübde -, einen Monat lang zu schweigen.«

»Heißt das, wenn ich es richtig verstehe, daß Sie einen Monat lang mit keinem Menschen reden durften?«

»Ja.«

»Und Ihre Arbeit? Mußten Sie nicht mit den Patienten sprechen?«

»Bei denen war ich nicht.«

»Wie denn das?«

»Die Mutter Oberin hat mir befohlen, mich die ganze Zeit nur in meinem Zimmer und in der Kapelle aufzuhalten.«

»Einen ganzen Monat?«

»Zwei.«

»Wie bitte?«

»Zwei«, wiederholte sie. »Nach dem ersten Monat kam sie zu mir ins Zimmer und fragte, ob meine Meditationen und Gebete mir schon den richtigen Weg gewiesen hätten. Ich sagte ihr, ich hätte gebetet und meditiert - das hatte ich ja auch -, aber diese Todesfälle gingen mir noch immer nicht aus dem Kopf. Sie wollte wieder nichts hören und befahl mir, mein Schweigen wiederaufzunehmen.«

»Haben Sie das?«

Sie nickte.

»Und dann?«

»Ich habe die nächste Woche im Gebet verbracht, aber inzwischen konnte ich schon an gar nichts anderes mehr denken als an das, was diese Frauen gesagt hatten. Vorher hatte ich versucht, mir das Darandenken zu verbieten, aber nachdem ich einmal damit angefangen hatte, kam es mir immer wieder in den Sinn.«

Brunetti konnte sich gut vorstellen, was ihr nach über einem Monat Einsamkeit und Schweigen alles in den Sinn gekommen sein mochte. »Was geschah dann nach dem zweiten Monat?«

»Die Mutter Oberin kam wieder zu mir und fragte, ob ich zur Vernunft gekommen sei. Ich sagte ja, und das stimmte wohl auch.« Sie hielt mit Reden inne und bedachte Brunetti wieder mit diesem traurigen, nervösen Lächeln.

»Und dann?«

»Dann bin ich weggegangen.«

»Einfach so?« Brunetti dachte sofort an die praktische Seite: Kleidung, Geld, Transport. Merkwürdigerweise waren das dieselben Dinge, um die sich Leute sorgten, bevor sie aus dem Gefängnis entlassen werden sollten.

»Noch am selben Nachmittag bin ich mit den Leuten, die zur Besuchszeit gekommen waren, hinausgegangen. Niemand schien das komisch zu finden; keiner hat etwas gemerkt. Ich habe eine der Frauen, die gerade gingen, gefragt, ob sie mir sagen könnte, wo ich mir etwas zum Anziehen kaufen könne. Ich hatte nur siebzehntausend Lire.«

Sie verstummte, und Brunetti fragte: »Hat sie es Ihnen gesagt?«

»Ihr Vater war einer meiner Patienten, daher kannte sie mich. Sie und ihr Mann wollten mich gleich zum Abendessen mit zu sich nach Hause nehmen. Da ich sonst nirgends hinkonnte, bin ich mitgegangen. Zum Lido.«

»Und?«

»Unterwegs auf dem Boot habe ich ihnen erzählt, wozu ich mich entschlossen hatte, aber über den Grund habe ich ihnen nichts gesagt. Ich bin nicht sicher, ob ich ihn selbst kannte, oder ihn jetzt kenne. Ich wollte dem Orden oder dem Pflegeheim nichts Böses nachsagen. Das tue ich jetzt doch auch nicht, oder?« Brunetti, der keine Ahnung hatte, schüttelte den Kopf, und sie sprach weiter. »Ich habe nur der Mutter Oberin von diesen Todesfällen erzählt, daß mir das merkwürdig vorkam, so viele auf einmal.«

Brunetti meinte ganz und gar ruhig: »Ich habe irgendwo gelesen, daß alte Leute manchmal reihenweise sterben, ohne besonderen Grund.«

»Das habe ich ja eben gesagt. Gewöhnlich gleich nach den Ferien.«

»Könnte es auch hier so eine Erklärung geben?« fragte er.

Brunetti glaubte so etwas wie Zorn in ihren Augen aufblitzen zu sehen. »Natürlich könnte das sein. Aber warum hat sie dann versucht, mich zum Schweigen zu bringen?«

»Ich glaube, das haben Sie mir vorhin gesagt, Maria.«

»Was?«

»Ihr Gelübde. Gehorsam. Ich weiß nicht, wie wichtig das denen ist, aber es könnte sein, daß es ihnen mehr Sorgen bereitet als alles andere.« Als sie nicht antwortete, fragte er:

»Halten Sie das für möglich?« Sie verweigerte weiterhin die Antwort, darum fragte er jetzt: »Wie ist es dann weitergegangen? Mit diesen Leuten am Lido?«

»Sie waren sehr nett zu mir. Nach dem Essen hat die Frau mir ein paar Kleider von sich gegeben.« Sie zeigte auf den Rock, den sie anhatte. »Ich bin die erste Woche bei ihnen geblieben, dann haben sie mir geholfen, diese Arbeit im Krankenhaus zu finden.«

»Mußten Sie sich dafür nicht irgendwie ausweisen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Die waren so froh, jemanden zu finden, der zu dieser Arbeit bereit war, daß sie mir gar keine Fragen gestellt haben. Aber ich habe ans Bürgermeisteramt meiner Heimatstadt geschrieben und um Kopien meiner Geburtsurkunde und meines Personalausweises gebeten. Wenn ich in dieses Leben zurückkehren soll, werde ich die wohl brauchen.«

»Wohin haben Sie die schicken lassen, an die Klinik?«

»Nein, zu diesen Leuten.« Sie hatte die Besorgnis in seinem Ton gehört und wollte wissen: »Warum fragen Sie das?«

Er tat ihre Frage mit einer raschen Kopfbewegung ab. »Reine Neugier. Man weiß nie, wie lange so etwas dauert.« Es war eine dumme Lüge, aber Maria war so lange im Kloster gewesen, daß Brunetti bezweifelte, ob sie eine Lüge als solche erkennen würde, vor allem aus dem Munde eines Menschen, den sie als Freund betrachtete. »Haben Sie noch Verbindung mit irgend jemandem aus der *casa di cura*, oder von Ihrem Orden?«

»Nein, mit niemandem.« Nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu: »Ich bin zwei Leuten begegnet, deren Eltern im San Leonardo meine Patienten waren. Aber ich glaube nicht, daß sie mich erkannt haben.« Hier lächelte sie und meinte dann: »Genau wie Sie.«

Brunetti erwiderte ihr Lächeln. »Wissen die Leute im Pflegeheim, wohin Sie gegangen sind?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Das können sie unmöglich wissen.«

»Würden die Leute vom Lido es ihnen sagen?«

»Nein. Ich habe sie gebeten, niemandem etwas von mir zu erzählen, und ich glaube, das tun sie auch nicht.« Anscheinend fiel ihr Brunettis Unbehagen von vorhin wieder ein, denn schon wollte sie wissen: »Warum fragen Sie?«

Er sah keinen Grund, ihr nicht wenigstens das zu sagen. »Wenn etwas dran ist an Ihrem...«, begann er, merkte dann aber, daß er gar nicht wußte, wie er es nennen sollte: Eine Anschuldigung war es jedenfalls nicht, eigentlich nichts weiter als eine Wiedergabe unzusammenhängender Ereignisse. Er fing noch einmal von vorn an: »Wegen der Dinge, die Sie mir berichtet haben, könnte es ratsam sein, vorerst keinen Kontakt mit den Leuten von der *casa di cura* aufzunehmen.« Er machte sich klar, daß er keine Ahnung hatte, wer diese Leute waren. »Als Sie diese alten Frauen von ihrem Geld reden hörten, hatten Sie da irgendeine Ahnung, wem, ich meine welcher bestimmten Person, sie es vermachen wollten?«

»Darüber habe ich nachgedacht«, antwortete sie mit leiser Stimme, »und ich möchte es lieber nicht sagen.«

»Bitte, Maria, ich glaube. Sie können es sich jetzt nicht mehr aussuchen,

was Sie über das alles sagen wollen und was nicht.«

Sie nickte, aber sehr langsam; sie mußte wohl zugeben, daß er recht hatte, aber das machte es ihr keineswegs angenehmer. »Sie könnten es der *casa di cura* selbst vermacht haben, oder dem Direktor. Oder dem Orden.«

»Wer ist der Direktor?« »Doktor Messini, Fabio Messini.«

»Käme sonst noch jemand in Frage?«

Sie dachte einen Moment darüber nach, dann meinte sie:

»Vielleicht Padre Pio. Er ist so gut zu den Patienten, daß viele ihn sehr gern haben. Aber ich glaube nicht, daß er etwas annehmen würde.«

»Die Mutter Oberin?« fragte Brunetti.

»Nein. Der Orden erlaubt uns nicht, etwas zu besitzen. Den Frauen jedenfalls nicht.«

Brunetti zog sich ein Blatt Papier heran. »Kennen Sie Padre Pios Familiennamen?«

Die Angst stand deutlich in ihrem Gesicht. »Sie werden aber doch nicht mit ihm reden, nein?«

»Ich glaube nicht. Aber wissen möchte ich ihn gern. Falls es nötig wird.«

»Cavaletti«, sagte sie.

»Wissen Sie mehr über ihn?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nur daß er zweimal die Woche kommt, um die Beichte zu hören, und wenn jemand sehr krank ist, kommt er, um ihm die letzte Ölung zu spenden. Ich hatte selten Zeit, mit ihm zu sprechen. Außerhalb des Beichtstuhls, meine ich.« Sie besann sich einen Augenblick, dann sprach sie weiter: »Das letzte Mal habe ich ihn vor etwa einem Monat gesehen, am Namenstag der Mutter Oberin, das war der zwanzigste Februar.« Plötzlich zog sie die Lippen ein und kniff die Augen zusammen, als täte ihr etwas furchtbar weh. Brunetti fürchtete schon, sie könne ohnmächtig werden, und beugte sich zu ihr vor.

Sie öffnete die Augen, sah ihn an und hob abwehrend die Hand. »Ist das nicht merkwürdig?« fragte sie. »Daß ich mich an ihr Namensfest erinnere?« Sie wandte den Blick ab, dann sah sie ihn wieder an. »Ich weiß nicht einmal mehr meinen Geburtstag. Nur den Tag der Unbefleckten, am achten Dezember.« Sie schüttelte den Kopf, ob traurig oder verwundert, hätte er nicht sagen können. »Es ist, als hätte ein Teil von mir die ganzen Jahre gar nicht mehr existiert, wie ausgelöscht. Ich weiß nicht mehr, wann mein Geburtstag ist.«

»Sie könnten vielleicht den Tag, an dem Sie das Kloster verlassen haben, dazu ernennen«, schlug Brunetti vor und lächelte zum Zeichen, daß er es nur freundlich meinte.

Sie hielt seinem Blick kurz stand, dann hob sie, die Augen geschlossen, Zeige- und Mittelfinger ihrer rechten Hand an die Stirn und rieb sich darüber. »*La vita nuova*«, sagte sie, mehr zu sich selbst als zu ihm.

Unvermittelt stand sie auf. »Ich glaube, ich möchte jetzt gehen, Commissario.« Ihr Blick war weniger ruhig als ihre Stimme, weshalb Brunetti keinen Versuch machte, sie aufzuhalten.

»Können Sie mir noch den Namen der Pension sagen, in der Sie wohnen?«

»La Pergola.«

»Am Lido?«

»Ja.«

»Und wie heißen die Leute, die Ihnen geholfen haben?«

»Warum wollen Sie denn das wissen?« fragte sie ernstlich erschrocken.

»Weil ich immer alles wissen möchte«, sagte er. Eine ehrliche Antwort.

»Sassi. Vittorio Sassi. Via Morosini Nummer elf.«

»Danke«, sagte Brunetti, ohne sich diese Namen zu notieren. Sie wandte sich zur Tür, und einen Moment lang glaubte er schon, daß sie ihn fragen würde, was er denn nun eigentlich in dieser Sache unternehmen wolle, aber sie sagte nichts. Er stand auf und kam hinter seinem Schreibtisch hervor, hoffte ihr wenigstens noch die Tür öffnen zu können, aber sie war schneller. Sie hatte sie bereits aufgemacht, warf noch einen kurzen Blick zu ihm zurück, ohne dabei zu lächeln, und ging aus dem Zimmer.

Brunetti wandte sich wieder der Betrachtung seiner Füße zu, aber sie sprachen ihm nicht länger von Muße. Wie eine übermächtige Gottheit beherrschte seine Mutter all sein Denken, sie, die seit Jahren in den unerforschbaren Gefilden der Irren wandelte. Die Angst um ihre Sicherheit schlug mit wilden Flügeln auf ihn ein, obwohl er genau wußte, daß seiner Mutter nur noch eine letzte absolute Sicherheit blieb, eine Sicherheit, die sein Herz nicht wünschen konnte, sosehr ihn sein Verstand auch drängte. Unwillkürlich fühlte er sich hineingezogen in die Erinnerungen der letzten sechs Jahre, befragte sie wie die Perlen eines grauisgen Rosenkranzes.

Plötzlich stieß er mit einer heftigen Bewegung die Schublade zu und stand auf. Suor Immacolata - noch konnte er sie nicht anders nennen - hatte ihm versichert, daß seiner Mutter keine Gefahr drohe; bisher hatte er auch noch keinerlei Hinweis darauf, daß überhaupt Gefahr bestand. Alte Menschen starben nun einmal, und oft war es eine Erlösung für sie und ihre Nächsten, wie es auch für... Er ging zurück an seinen Schreibtisch und nahm die Liste, die sie ihm gegeben hatte, las noch einmal die Namen und das jeweilige Alter.

Schon stellte Brunetti die ersten Überlegungen an, wie er mehr über diese Leute erfahren könne, über ihr Leben und ihren Tod. Suor Immacolata hatte die Todesdaten notiert, über diese käme er an die Sterbeurkunden im Rathaus heran, das erste Wegstück im unüberschaubaren Labyrinth der Bürokratie, durch das er schließlich auch an die Kopien ihrer Testamente käme. Spinnfäden - seine Neugier mußte so leicht und luftig sein wie Spinnfäden, seine Fragen mußten so behutsam tasten wie die Schnurrhaare einer Katze. Er versuchte sich zu erinnern, ob er Suor Immacolata je gesagt hatte, daß er *commissario* war. Vielleicht hatte er es an einem jener langen Nachmittage, an denen seine Mutter ihm gestattete, ihre Hand zu halten - aber nur, solange die junge Frau, die sie am liebsten mochte, mit im Zimmer blieb -, einmal beiläufig erwähnt. Über irgend etwas hatten sie da ja reden müssen, denn seine Mutter sprach oft stundenlang kein Wort, summte nur tonlos vor sich hin. Und Suor Immacolata, wie durch die Tracht an ihrer Persönlichkeit amputiert, hatte selten etwas von sich erzählt - aber sie hatte Brunetti hin und wieder mit ihren scharfsinnigen Bemerkungen über die Menschen verblüfft, die ihre kleine, abgegrenzte Welt bewohnten. Damals mußte er wohl, wie immer auf der Suche nach Gesprächsthemen, um diese endlosen schmerzlichen Stunden zu füllen, auch über seinen Beruf gesprochen haben. Und sie hatte zugehört und sich erinnert und war nun, ein Jahr später, mit ihrer Geschichte und ihrer Angst zu ihm gekommen.

Früher hatte es für Brunetti gewisse Dinge gegeben, deren er Menschen nur schwer, manchmal auch gar nicht für fähig halten konnte. Er hatte einmal geglaubt, oder sich vielleicht auch nur mit aller Macht eingeredet, daß es für menschliche Niedertracht Grenzen gebe. Als er dann aber im Lauf der Zeit sehen mußte, wozu Menschen alles bereit waren, um ihre diversen Gelüste zu befriedigen - das verbreitetste von ihnen, Habgier, war oft auch das unwiderstehlichste -, hatte er diese Illusion unter der steigenden Flut abbröckeln sehen, bis er sich manchmal vorkam wie dieser verrückte irische König, dessen Namen er nie richtig aussprechen konnte, der am Meeresufer stand und mit seinem Schwert auf die anrollenden Wogen einhieb, rasend gemacht von der Unbezwingbarkeit der schwellenden Wasser.

Es erstaunte ihn also nicht mehr, daß alte Leute ihres Geldes wegen umgebracht wurden; was ihn erstaunte, waren höchstens die Methoden, weil sie zumindest auf den ersten Blick äußerst unzuverlässig oder leicht durchschaubar waren.

Auch hatte er im Lauf der Jahre, in denen er sein Handwerk ausübte, gelernt, daß die wichtigste Spur, der es zu folgen galt, immer die des Geldes war. Der Ort, an dem sie begann, war gewöhnlich vorgegeben: die Person, der man es entweder mit Gewalt oder durch Täuschung genommen hatte. Der andere Ort, wo sie endete, war ungleich schwerer zu finden, allerdings auch der bedeutsamere. *Cui bono?*

Wenn Suor Immacolata recht hätte - er zwang sich, in der Möglichkeitsform zu denken -, dann müßte er als erstes das Ende der Spur finden, die das Geld dieser alten Leute hinterlassen hatte, und diese Suche konnte nur bei ihren Testamenten beginnen.

Er fand Signorina Elettra an ihrem Schreibtisch vor und war erstaunt, sie an ihrem Computer arbeiten zu sehen. Fast hatte er damit gerechnet, sie über der Zeitung oder einem Kreuzworträtsel anzutreffen, zur Feier von Pattas Abwesenheit. »Signorina, was wissen Sie über Testamente?« fragte er schon beim Eintreten.

»Daß ich noch keins gemacht habe«, sagte sie leichthin und lächelte, behandelte die Frage als etwas Fernliegendes, wie es wohl jeder tut, wenn er erst Anfang Dreißig ist.

Auf daß du nie in diese Verlegenheit kommen mögest, wünschte Brunetti ihr im stillen. Er erwiderte ihr Lächeln nur kurz, bevor er seinerseits wieder ernst wurde. »Schön, dann also über anderer Leute Testamente.«

Als sie merkte, daß es ihm ernst damit war, wirbelte sie auf ihrem Drehstuhl herum und sah ihn an, um auf seine Erklärung zu warten.

»Ich möchte in Erfahrung bringen, was in den Testamenten von fünf Leuten steht, die letztes Jahr hier im Altersheim San Leonardo gestorben

sind.«

»Waren die Leute aus Venedig?« fragte sie.

»Das weiß ich nicht. Warum? Spielt das eine Rolle?«

»Testamente werden von dem Notar eröffnet, der sie aufgesetzt hat, unabhängig davon, wo der Betreffende gestorben ist. Wenn diese Leute ihr Testament hier in Venedig gemacht haben, brauche ich nur noch den Namen des Notars.«

»Und wenn ich den nicht kenne?« fragte er.

»Dann wird es schwieriger.«

»Schwieriger?«

Ihr Lächeln war offen, ihre Stimme sachlich. »Da Sie nicht einfach die Erben um Kopien bitten, Commissario, denke ich mir, daß von Ihren Nachforschungen niemand etwas wissen soll.« Wieder lächelte sie. »Es gibt eine Zentralstelle, wo sie registriert sind. Das Register wurde vor zwei Jahren im Computer erfaßt, kein Problem also, aber wenn die Notare in irgendeinem kleinen *paese* auf dem Festland sitzen, wo man das noch nicht auf dem Computer hat, dann könnte es etwas umständlicher werden.«

»Und wenn sie hier registriert sind, können Sie das in Erfahrung bringen?«

»Natürlich.«

»Wie?«

Sie blickte auf ihren Rock und schnippte ein unsichtbares Stäubchen weg. »Ich glaube, das möchten Sie gar nicht wissen.« Und als sie sah, daß sie seine volle Aufmerksamkeit hatte, fuhr sie fort: »Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen würden, Commissario, oder ob ich es Ihnen richtig erklären könnte, aber es gibt Mittel und Wege, an die Codes heranzukommen, die einem Zugang zu fast allen Informationen verschaffen. Je öffentlicher das Ganze ist - Stadtverwaltungen, Staatsarchive -, desto leichter ist der Code herauszubekommen. Und wenn man den erst hat, ist es... nun, als wären die Leute nach Hause gegangen und hätten die Bürotür offen- und das Licht angelassen.«

»Gilt das für alle staatlichen Behörden?« fragte Brunetti beklommen.

»Ich glaube, auch das möchten Sie lieber nicht wissen«, antwortete sie, ihr Lächeln wie weggewischt.

»Wie leicht kommt man an solche Informationen heran?« fragte er.

»Sagen wir mal, das hängt unmittelbar damit zusammen, wie geschickt derjenige ist, der danach sucht.«

»Und wie geschickt sind Sie, Signorina?«

Die Frage löste wieder ein Lächeln aus, ein ganz winziges. »Ich glaube, das ist noch so eine Frage, auf die ich lieber nicht antworten möchte, Commissario.«

Er betrachtete die weichen Konturen ihres Gesichts und entdeckte zum erstenmal zwei dünne Fältchen, die von den Augenwinkeln ausgingen, zweifellos eine Folge häufigen Lächelns. Es fiel ihm schwer zu glauben, daß er eine junge Frau mit kriminellen Talenten und, höchstwahrscheinlich, krimineller Energie vor sich hatte.

Ohne Rücksicht auf seinen Diensteid fragte Brunetti:

»Wenn die Leute aber von hier sind, dann können Sie mir die Informationen beschaffen?«

Er sah, wie sie sich bemühte, jede Spur von Stolz aus ihrem Ton herauszuhalten, aber sie bemühte sich vergebens. »Aus dem standesamtlichen Archiv, Commissario?«

Brunetti nickte, amüsiert über den herablassenden Ton, in dem eine frühere Angestellte der Banca d'Italia von einer bloßen Behörde sprach.

»Die Namen der Haupterben kann ich Ihnen bis nach der Mittagspause besorgen. Mit den Testamentskopien dürfte es ein, zwei Tage dauern.«

Angabe können sich nur die Jungen und Schönen leisten, dachte Brunetti. »Nach der Mittagspause, das wäre gerade recht, Signorina.« Er ließ die Liste mit den Namen und Sterbedaten auf ihrem Schreibtisch liegen und ging in sein Dienstzimmer zurück.

Als er wieder am Schreibtisch saß, las er noch einmal die beiden Namen, die er sich aufgeschrieben hatte: Dr. Fabio Messini und Padre Pio Cavaletti. Er kannte keinen von ihnen, aber in einer Stadt mit solch inzestuöser Sozialstruktur war das für jemanden, der Informationen brauchte, unerheblich.

Er rief unten an, wo die Uniformierten ihren Dienst taten. »Vianello, könnten Sie mal kurz heraufkommen? Und bringen Sie auch Miotti mit, ja?« Während er auf das Erscheinen der beiden Polizisten wartete, malte er gedankenverloren Striche unter die Namen, und erst als Vianello und Miotti zur Tür hereinkamen, merkte er, daß es Kreuze waren. Er legte den Stift weg und wies die beiden zu den Stühlen vor seinem Schreibtisch.

Als Vianello sich hinsetzte, klappte seine Uniformjacke auf, die er nicht zugeknöpft hatte, und Brunetti sah, daß er dünner aussah als im Winter.

»Machen Sie eine Schlankheitskur, Vianello?« fragte er.

»Nein, Commissario«, antwortete der Sergeant, überrascht, daß Brunetti das gemerkt hatte. »Fitneßtraining.«

»Was?« Brunetti, für den der Gedanke an Fitneßtraining fast etwas Obszönes hatte, versuchte seine Verblüffung erst gar nicht zu verbergen.

»Fitneßtraining«, wiederholte Vianello. »Ich gehe nach der Arbeit für eine halbe Stunde oder so ins Studio.«

»Und was machen Sie dort?«

»Trainieren, Commissario.«

»Wie oft?«

»Sooft ich kann«, antwortete Vianello, plötzlich ausweichend.

»Und wie oft ist das?«

»Hm, drei- bis viermal die Woche.«

Miotti saß stumm dabei und drehte den Kopf von einem zum anderen, während er dieser seltsamen Unterhaltung folgte. War das Verbrechensbekämpfung?

»Und was machen Sie, wenn Sie da hingehen?«

»Ich trainiere, Commissario.« Vianello sprach das Verb mit deutlichem Nachdruck.

Voll Interesse, wenn auch eher der grusligen Art, beugte Brunetti sich vor, die Ellbogen auf den Schreibtisch und das Kinn auf die Hände gestützt.

»Aber was? Auf der Stelle laufen? An Seilen schwingen?«

»Nein«, antwortete Vianello todernt. »Mit Geräten.«

»Was für Geräten?«

»Fitneßgeräten.«

Brunetti richtete den Blick auf Miotti, der, weil er jung war, vielleicht etwas davon verstand. Aber Miotti, dessen Jugend seinen Körper von selbst in Schuß hielt, schaute von Brunetti weg und wieder zu Vianello.

»Hm, ja«, beendete Brunetti das Thema, nachdem klar war, daß Vianello sich nichts weiter entlocken lassen würde, »Sie sehen jedenfalls sehr gut aus.«

»Danke, Commissario. Vielleicht möchten Sie es ja selbst einmal probieren.«

Brunetti zog den Bauch ein und setzte sich aufrechter hin, um nun wieder auf die Arbeit zu sprechen zu kommen. »Miotti«, begann er, »Ihr Bruder ist doch Priester, nicht wahr?«

»Ja, Commissario«, antwortete Miotti, sichtlich erstaunt, daß sein Vorgesetzter das wußte.

»Ein Ordenspriester?«

»Ja, Commissario. Dominikaner.«

»Ist er hier in Venedig?«

»Nein. Er war vier Jahre hier, aber vor drei Jahren haben sie ihn nach Novara geschickt, als Lehrer an einer Jungenschule.«

»Haben Sie Kontakt mit ihm?«

»Ja, Commissario. Wir telefonieren jede Woche, und drei oder viermal im Jahr sehen wir uns.«

»Gut. Wenn Sie das nächste Mal mit ihm sprechen, könnten Sie ihn dann etwas fragen?«

»Und was wäre das, Commissario?« fragte Miotti, während er schon Notizbuch und Stift aus der Jackentasche zog und zu Brunettis Freude nicht nach dem Warum fragte.

»Fragen Sie ihn doch bitte, ob er irgend etwas über Padre Pio Cavaletti weiß. Er gehört dem Orden vom Heiligen Sakrament hier in Venedig an.« Brunetti sah Vianellos hochgezogene Augenbrauen, aber der Sergente schwieg und hörte nur zu.

»Soll ich ihn nach etwas Bestimmtem fragen, Commissario?«

»Nein, nur nach allem, was ihm so einfällt oder woran er sich erinnert.«

Miotti wollte etwas sagen, zögerte dann aber und fragte:

»Können Sie mir mehr über den Mann sagen, Commissario? Was ich meinem Bruder weitersagen kann?«

»Er ist Seelsorger der *casa di cura* unweit des Ospedale Giustinian, aber das ist alles, was ich über ihn weiß.«

Miotti hielt den Kopf gesenkt und schrieb, weshalb Brunetti fragte: »Wissen Sie etwas über ihn, Miotti?«

Der junge Polizist sah auf. »Nein, Commissario. Ich hatte mit den geistlichen Freunden meines Bruders nie viel zu tun.«

Mehr als die Worte war es der Ton, der Brunetti fragen ließ: »Hat das einen Grund?«

Statt zu antworten, schüttelte Miotti rasch den Kopf, blickte in sein Notizbuch und schrieb noch ein paar Worte dazu.

Brunetti warf Vianello über den gesenkten Kopf des Jüngeren hinweg einen Blick zu, aber der Sergente zuckte nur kaum wahrnehmbar mit den Schultern. Brunetti öffnete weit die Augen und nickte kurz zu Miotti hin. Vianello, der dies als eine Aufforderung interpretierte, auf dem Weg nach unten die Gründe für die Zurückhaltung des jungen Mannes zu erforschen, erwiderte das Nicken.

»Noch etwas, Commissario?« fragte Vianello.

»Bis heute nachmittag«, sagte Brunetti, um die Frage zu beantworten, aber mit den Gedanken bei den Testamenten, die Signorina Elettra ihm versprochen hatte, »dürfte ich die Namen einiger Leute haben, die ich gern mal aufsuchen würde, um mich mit ihnen zu unterhalten.«

»Soll ich mitkommen?« fragte Vianello.

Brunetti nickte. »Um vier«, entschied er, denn das gab ihm reichlich Zeit, von der Mittagspause zurück zu sein. »Gut. Dann wäre das vorerst alles. Ich danke Ihnen beiden.«

»Ich hole Sie ab«, sagte Vianello, bereits im Aufstehen. Als der jüngere Mann zur Tür ging, drehte Vianello sich noch einmal um, deutete mit dem Kinn auf Miottis Rücken und nickte Brunetti zu. Falls es irgend etwas

Interessantes an Miottis Abneigung gegen die geistlichen Freunde seines Bruders gäbe, würde Vianello es ihm am Nachmittag sagen können.

Nachdem sie fort waren, zog Brunetti eine Schublade auf und nahm das Branchenverzeichnis heraus. Er sah unter Ärzten nach, fand aber in Venedig keinen Eintrag unter Messini. Dann versuchte er es im normalen Telefonbuch, wo drei Messinis verzeichnet waren, darunter ein Doktor Fabio Messini mit einer Anschrift in Dorsoduro. Brunetti notierte sich die Nummer und die Adresse, dann nahm er den Hörer ab und wählte aus dem Gedächtnis eine andere Nummer.

Nach dem dritten Klingeln wurde abgenommen, und eine Männerstimme sagte: »Alló?«

»Ciao, Lele«, sagte Brunetti, der an der rauhen Stimme gleich erkannt hatte, daß der Maler selbst am Apparat war. »Ich rufe an, weil ich etwas über einen deiner Nachbarn wissen möchte, Dottor Fabio Messini.« Wenn jemand in Dorsoduro wohnte, dann mußte Lele Cossato, dessen Familie seit den Kreuzzügen in Venedig ansässig war, etwas über ihn wissen.

»Ist das der mit der Afghanin?«

»Frau oder Hund?« fragte Brunetti lachend.

»Hund, wenn es der ist, den ich meine. Die Frau ist Römerin, aber die Hündin ist ein Afghane. Schön und anmutig. Die Hündin. Die Frau aber auch, wenn ich mir's recht überlege. Sie kommt mindestens einmal am Tag mit dem Hund an meiner Galerie vorbei.«

»Der Messini, den ich suche, leitet ein Pflegeheim in der Nähe des Ospedale Giustinian.«

Lele, der alles wußte, sagte: »Ist das nicht derselbe, dem auch das Heim gehört, in dem Regina ist?«

»Ja.«

»Wie geht es ihr, Guido?« Lele, nur wenige Jahre jünger als Brunettis Mutter, kannte sie seit Urzeiten und war einer der besten Freunde ihres Mannes gewesen.

»Immer gleich, Lele.«

»Gott schütze sie, Guido. Es tut mir leid.«

»Danke«, sagte Brunetti. Weiter gab es dazu nichts zu sagen. »Und dieser Messini?«

»Soweit ich mich erinnere, hat er hier vor etwa zwanzig Jahren eine Praxis aufgemacht. Aber dann hat er Fulvia, die Römerin, geheiratet und mit dem Geld ihrer Familie die *casa di cura* eröffnet. Danach hat er seine Privatpraxis aufgegeben. Glaube ich jedenfalls. Und inzwischen leitet er meines Wissens vier oder fünf Altersheime.«

»Kennst du ihn persönlich?«

»Nein. Ich sehe ihn nur hin und wieder. Nicht oft. Jedenfalls nicht so oft wie seine Frau.«

»Woher kennst du sie?« fragte Brunetti.

»Sie hat über die Jahre ein paar Bilder bei mir gekauft. Ich mag sie. Intelligente Frau.«

»Mit gutem Kunstgeschmack?« fragte Brunetti.

Leles Lachen scholl durch den Hörer. »Die Bescheidenheit verbietet mir, diese Frage zu beantworten.«

»Wird irgend etwas über ihn geredet? Oder über beide?«

Am anderen Ende der Leitung entstand eine lange Pause, dann sagte Lele: »Mir ist nie etwas zu Ohren gekommen. Aber ich kann mich umhören, wenn du möchtest.«

»Ja, aber laß keinen merken, daß du fragst«, sagte Brunetti, obwohl er wußte, daß die Ermahnung unnötig war.

»Meine Zunge wird sein wie eine sanfte Brise auf stiller See«, versetzte Lele.

»Dafür wäre ich dir sehr dankbar, Lele.« »Es hat aber nichts mit Regina zu tun, oder?«

»Nein, nichts.«

»Gut. Sie war so eine wundervolle Frau, Guido.« Und als ob ihm plötzlich bewußt geworden sei, daß er in der Vergangenheitsform gesprochen hatte, fügte er rasch hinzu:

»Ich rufe dich an, sobald ich etwas erfahren habe.«

»Danke, Lele.« Brunetti hätte ihn um ein Haar noch einmal zur Diskretion ermahnt, aber dann überlegte er sich, daß einer, der in der venezianischen Kunst- und Antiquitätenszene so erfolgreich war wie Lele, ebensoviel Fingerspitzengefühl besitzen wie stahlhart sein mußte, und so verabschiedete er sich nur rasch.

Es war noch lange nicht zwölf, aber der Duft des Frühlings, der seit einer Woche die Stadt belagerte, lockte Brunetti nach draußen. Außerdem war er zur Zeit der Chef, warum sollte er also nicht einfach gehen, wann es ihm gefiel? Er fühlte sich noch nicht einmal verpflichtet, bei Signorina Elettra reinzuschauen und ihr zu sagen, wohin er ging; aller Wahrscheinlichkeit nach steckte sie sowieso bis zu den Ellbogen in ihrer Computerkriminalität, und da wollte er sich weder zum Mitwisser machen noch, um die Wahrheit zu sagen, ihr zwischen den Füßen sein, also überließ er sie ihrem Tun und machte sich auf den Weg zur Rialtostraße und nach Hause.

Es war kalt und feucht gewesen, als er am Morgen die Wohnung verließ, und nun empfand er in der zunehmenden Wärme des Tages sein Jackett und den Mantel als Last. Er knöpfte beide auf, nahm seinen Schal ab und steckte

ihn in die Tasche, aber es war immer noch so warm, daß er den ersten Schweiß dieses Jahres auf seinem Rücken spürte. Er fühlte sich wie eingesperrt in seinen wollenen Anzug, und schon meldete sich der verräterische Gedanke, daß sowohl Hose wie Jackett ein bißchen mehr spannten als zu Beginn des Winters, als er sie zum erstenmal angezogen hatte. An der Rialtobrücke angekommen, gab er sich plötzlich einen Ruck, nahm energisch Anlauf und begann die Stufen hinaufzulaufen. Nach dem ersten Dutzend ging ihm die Luft aus, und er fiel ins Schrittempo zurück. Oben verschnaufte er kurz und schaute nach links zu dem Bogen, den der Canal Grande in Richtung San Marco und Dogenpalast beschrieb. Die Sonne blitzte auf dem Wasser, auf dem sich die ersten schwarzköpfigen Möwen der Saison wiegen.

Als er wieder bei Atem war, ging er auf der anderen Seite der Brücke hinunter, und der milde Tag stimmte ihn so zufrieden, daß er gar nicht einmal wie sonst Anstoß an den verstopften Straßen und dem Touristengewimmel nahm. An den Obst- und Gemüseständen, zwischen denen er hindurchging, sah er den ersten Spargel und überlegte, ob er Paola dazu bringen könnte, welchen zu kaufen. Ein Blick auf den Preis belehrte ihn, daß er darauf frühestens in einer Woche hoffen konnte, wenn der Markt damit überschwemmt war und der Preis auf die Hälfte sank. Im Weitergehen studierte er die Gemüse und die Preise und wechselte hin und wieder ein Kopfnicken oder einen Gruß mit Leuten, die er kannte. Am letzten Stand rechts entdeckte er etwas Grünes, dessen Blattform ihm bekannt vorkam, und ging hin, um es sich näher anzusehen.

»Ist das *puntarella*?« fragte er, ganz überrascht, diesen Salat schon so früh im Jahr auf dem Markt zu sehen.

»Ja, und außerdem der beste in Rialto«, versicherte ihm der Verkäufer, dessen Gesicht rot war vom jahrelangen Weingenuß. »Sechstausend das Kilo, und das ist billig.«

Brunetti weigerte sich, auf diese absurde Behauptung zu antworten. In seiner Jugend hatte dieses Zichoriengewächs ein paar hundert Lire das Kilo gekostet, und nur wenige Leute aßen es; wer es kaufte, verfütterte es meist an die Kaninchen, die illegal in den Hinterhöfen und Gärten gehalten wurden.

»Ich nehme ein halbes Kilo«, sagte Brunetti, während er ein paar Geldscheine aus der Tasche kramte.

Der Verkäufer beugte sich über die Gemüseberge und raffte eine Handvoll von den gezackten grünen Blättern zusammen. Er zauberte wie ein Magier von irgendwoher ein braunes Papier, knallte es auf die Waage, ließ die Blätter darauf fallen und wickelte das Ganze rasch zu einem ordentlichen

Päckchen zusammen, legte es auf eine Steige mit sorgsam aufgestapelten Baby-Zucchini und streckte die Hand aus. Brunetti gab ihm drei Tausendlirescheine, verlangte keine Plastiktüte und setzte seinen Heimweg fort.

Bei der Uhr hoch oben an der Mauer wandte er sich nach links in Richtung San Aponal und Zuhause. Ohne zu überlegen, bog er rechts ab, ging zu Do Mori hinein und ließ sich eine mit Schinken umwickelte dünne Brotstange geben, deren salzigen Geschmack er mit einem Glas Chardonnay hinunterspülte.

Einige Minuten später, wieder außer Atem von den über neunzig Stufen zu seiner Wohnung, schloß er die Tür auf und wurde von einem Düftegemisch begrüßt, das seine Seele wärmte und ihm von Heim, Herd, Familie und Freude sang.

Obwohl der betäubende Geruch nach Knoblauch und Zwiebeln keinen Zweifel daran ließ, rief er: »Paola, bist du da?«

Ein lautes »Si« aus der Küche antwortete ihm und zog ihn über den Flur zu ihr. Er legte sein Päckchen auf den Küchentisch und ging zu Paola an den Herd, um ihr einen Kuß zu geben und zu sehen, was sie da in der Pfanne brutzelte.

Rote und gelbe Paprikastreifen schmorten in einer dicken Tomatensoße, aus der es nach Sardellen duftete. »Tagliatelle?« fragte er hoffnungsvoll.

Sie lächelte und beugte sich vor, um weiter in der Soße zu rühren. »Natürlich.« Dann drehte sie sich um und sah das Päckchen auf dem Tisch. »Was ist das?«

»Puntarella. Ich dachte, das paßt als Salat zur Anchovissoße.«

»Gute Idee«, meinte sie hörbar erfreut. »Wo hast du das aufgetrieben?«

»Bei dem Mann, der seine Frau schlägt.«

»Wie?« fragte sie verwirrt.

»Am letzten Stand rechts, wenn man zum Fischmarkt geht; der Mann mit der roten Nase.«

»Schlägt der seine Frau?«

»Na ja, wir hatten ihn schon dreimal in der Questura. Aber jedesmal zieht sie die Anzeige zurück, wenn sie wieder nüchtern ist.«

Brunetti sah sie im Geiste die Reihe der Verkäufer auf der rechten Marktseite durchgehen. »Ist das die Frau mit der Nerzjacke?« fragte sie schließlich.

»Ja.«

»Das wußte ich gar nicht.«

Brunetti zuckte die Achseln.

»Kannst du da nichts machen?« fragte sie.

Da er hungrig war und eine Diskussion seine Mahlzeit hinauszögern würde, antwortete er knapp: »Nein. Nicht unsere Aufgabe.«

Er warf Mantel und Jackett über die Lehne eines Küchenstuhls, holte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank und murmelte: »Hm, riecht gut«, während er auf der Suche nach einem Glas um sie herumging.

»Nicht eure Aufgabe?« wiederholte sie, und ihr Ton sagte ihm, daß sie »ein Thema« gefunden hatte.

»Nein, solange sie nicht offiziell Anzeige erstattet, was sie bisher aber nie getan hat.«

»Vielleicht hat sie Angst vor ihm.«

»Paola«, sagte er entnervt, denn er hatte darum herumzukommen gehofft, »sie bringt doppelt soviel auf die Waage wie er, mindestens hundert Kilo. Ich bin überzeugt, sie könnte ihn aus dem Fenster schmeißen, wenn sie nur wollte.«

»Aber?« fragte sie, denn sie hatte das Unausgesprochene aus seinem Ton herausgehört.

»Aber sie will nicht, würde ich sagen. Sie streiten, die Sache eskaliert, und dann ruft sie uns.« Er füllte sein Glas, trank einen Schluck und hoffte es hinter sich zu haben.

»Und dann?« fragte Paola.

»Dann nehmen wir ihn hopp, bringen ihn in die Questura und behaken ihn da, bis sie ihn am nächsten Morgen abholt. Das passiert etwa alle sechs Monate einmal, aber nie hat sie irgendwelche ernsthaften Gewaltspuren an sich, und jedesmal ist sie froh, ihn wieder mit nach Hause nehmen zu können.«

Paola dachte noch eine kleine Weile darüber nach, aber schließlich ließ sie das Thema mit einem Achselzucken fallen. »Komisch, nicht?«

»Sehr«, pflichtete Brunetti ihr bei. Aus langer Erfahrung wußte er, daß sie beschlossen hatte, das Thema nicht weiterzuverfolgen.

Als er sich bückte, um Mantel und Jackett von der Stuhllehne zu nehmen und zur Garderobe zu tragen, sah er einen braunen Umschlag auf dem Tisch liegen.

»Ist das Chiaras Zeugnis?« fragte er, während er danach griff.

»Hmmmh«, machte Paola, die gerade Salz in das Wasser tat, das auf der hinteren Herdflamme kochte. »Wie ist es denn?« fragte er. »Gut?« »Ausgezeichnet in allen Fächern, außer einem.« »Leibeserziehung?« fragte er ein wenig ratlos, denn Chiara hatte sich gleich bei Schuleintritt zu den Besten in ihrer Klasse emporgearbeitet und diesen Platz bis jetzt gehalten. Aber seine Tochter war wie er, zog Faulenzen jeder sportlichen Betätigung vor, weshalb er sich nur bei diesem Fach vorstellen konnte, daß Chiara darin

nicht gut war. Er nahm das Blatt aus dem Umschlag und überflog es. »Religionsunterricht?« fragte er. »Religionsunterricht?« Paola sagte nichts, also wandte er sich wieder dem Zeugnis zu und las die Anmerkung des Lehrers zur Begründung der Note »unbefriedigend«. »Stellt zu viele Fragen?« las er laut. »Und: Stört den Unterricht. Was soll das?« fragte Brunetti, indem er Paola das Blatt unter die Nase hielt.

»Da wirst du sie selbst fragen müssen, wenn sie nach Hause kommt.«

»Ist sie denn noch nicht da?« Brunetti befiel der irre Gedanke, daß Chiara vielleicht ihr schlechtes Zeugnis kannte und sich nun irgendwo versteckt hielt, sich nicht nach Hause traute. Doch bei einem Blick auf die Uhr sah er, daß es noch früh am Tag war; sie konnte erst in einer Viertelstunde da sein.

Paola, die gerade vier Teller auf dem Tisch verteilte, schubste ihn mit der Hüfte sanft beiseite.

»Hat sie dir darüber schon etwas gesagt?« fragte Brunetti, indem er Platz machte.

»Nichts Bestimmtes. Nur daß sie den Priester nicht leiden kann, aber nicht, warum. Beziehungsweise, ich habe sie nicht gefragt, warum.«

»Was ist das denn für ein Priester?« wollte Brunetti wissen, während er einen Stuhl unter dem Tisch hervorzog und sich an seinen Platz setzte.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, ob er - wie nennt man das noch? - ein weltlicher Priester ist oder einem Orden angehört.«

»Ich glaube, er ist ein normaler Pfarrpriester, von der Kirche bei der Schule.«

»San Polo?«

»Ja.«

Während dieses Gesprächs las Brunetti die Beurteilungen der anderen Lehrer, die samt und sonders Chiaras Intelligenz und Fleiß lobten. Ihr Mathematiklehrer nannte sie eine »außerordentlich begabte Schülerin mit einer besonderen Anlage für Mathematik«, und ihr Italienischlehrer ging so weit, Chiaras schriftlichen Ausdruck als »elegant« zu bezeichnen. Keiner der Kommentare enthielt irgendeine Einschränkung, nirgends trat die natürliche Neigung von Lehrern zutage, stets eine strenge Ermahnung einzuflechten, um der Eitelkeit zu wehren, die jedes lobende Wort gewiß zur Folge hatte.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Brunetti. Er steckte die *pagella* wieder in den Umschlag und warf ihn sanft auf den Tisch. Nachdem er einen kurzen Augenblick überlegt hatte, wie er seinen Satz formulieren sollte, fragte er Paola: »Du hast nichts zu ihr gesagt, nein?«

In ihrem großen Freundeskreis sah jeder in Paola etwas anderes, alle aber kannten sie als »una. mangiapreti«, eine Pfaffenfresserin. Ihr Haß auf alles

Klerikale, der manchmal aus ihr herausbrach, konnte sogar Brunetti noch überraschen, obwohl ihn eigentlich schon lange nichts mehr so recht erschütterte, was Paola sagte oder tat. Aber dieses Thema war für sie ein rotes Tuch, etwas, was sie mehr als alles andere - und dies so unvermittelt wie unfehlbar - in flammende Wut versetzen konnte.

»Du weißt doch, daß ich zugestimmt habe«, sagte sie, wobei sie sich vom Herd weg- und ihm zuwandte. Es hatte Brunetti schon immer gewundert, daß Paola sich so bereitwillig dem Rat ihrer beiden Familien gebeugt hatte, die Kinder taufen und am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen. »Ein Teil der abendländischen Kultur«, sagte sie oft mit eisiger Höflichkeit. Aber die Kinder waren nicht dumm und hatten schnell begriffen, daß Paola nicht diejenige war, an die man sich mit Glaubensfragen wenden konnte, allerdings hatten sie auch ebensoschnell begriffen, daß ihre Kenntnis der Kirchengeschichte und des theologischen Disputs nahezu allumfassend war. Wenn sie den Unterschied zwischen nizäischem und athanasianischem Glaubensbekenntnis erklärte, war dies eine Lehrstunde in nüchterner Objektivität und wissenschaftlicher Genauigkeit; wenn sie die Jahrhunderte des Blutvergießens brandmarkte, die aus diesem Unterschied erwuchsen, waren ihre Tiraden, um ein gemäßigtes Wort dafür zu wählen, unmäßig.

Sie hatte die ganzen Jahre Wort gehalten und niemals offen, zumindest nicht in Gegenwart der Kinder, etwas gegen das Christentum oder Religionen überhaupt gesagt. Wenn Chiara also etwas gegen Religion hatte oder sich von irgendwelchen Vorstellungen zur »Störung des Unterrichts« verleiten ließ, so konnte der Auslöser nicht in etwas liegen, was Paola je gesagt hätte, jedenfalls nicht offen.

Beide drehten sich um, als sie die Tür aufgehen hörten, aber es war Raffi, nicht Chiara. »Ciao, mamma«, rief er auf dem Weg zu seinem Zimmer, um seine Schulsachen abzulegen. »Ciao, papà.« Wenig später kam er in die Küche. Er bückte sich, um Paola einen Kuß auf die Wange zu drücken, und Brunetti, der noch saß, sah seinen Sohn aus einer anderen Perspektive, nämlich größer.

Raffi hob den Deckel von der Bratpfanne, und als er sah, was darin war, gab er seiner Mutter gleich noch einen Kuß. »Ich sterbe vor Hunger, mamma. Wann essen wir?«

»Sobald deine Schwester da ist«, sagte Paola und drehte die Flamme unter dem kochenden Wasser kleiner.

Raffi schob seinen Ärmel zurück und sah auf die Uhr.

»Du weißt doch, daß sie immer pünktlich ist. In genau sieben Minuten kommt sie zur Tür herein, also kannst du die Pasta doch jetzt schon ins Wasser tun.« Er griff sich ein Zellophanpäckchen *grissini* vom Tisch, riß es

auf und zog drei von den dünnen Gebäckstangen heraus. Er steckte sich die Enden in den Mund und knabberte sie wie ein Kaninchen, das drei lange Grashalme mummelt, in sich hinein, bis sie verschwunden waren. Dasselbe machte er mit drei weiteren. »Komm schon, *mamma*, ich bin schon fast verhungert, und heute nachmittag muß ich noch zu Massimo, Physik lernen.«

Paola stellte eine Platte mit gebratenen Auberginen auf den Tisch, nickte plötzlich zustimmend und begann, die Streifen frische Pasta ins kochende Wasser zu tun.

Brunetti nahm das Zeugnis aus dem Umschlag und reichte es Raffaele. »Weißt du etwas davon?« fragte er.

Erst seit wenigen Jahren, nachdem Raffi seine von den Eltern so bezeichnete »Karl-Marx-Phase« hinter sich gelassen hatte, waren auch seine Zeugnisse so makellos wie die seiner Schwester seit eh und je, aber selbst im schlimmsten schulischen Notstand jener Zeit war Raffi nie etwas anderes als stolz auf die Leistungen seiner Schwester gewesen.

Er las das Zeugnis von oben bis unten durch und gab es seinem Vater zurück, ohne etwas zu sagen.

»Und?« fragte Brunetti.

»Stört den Unterricht? So, so«, war sein ganzer Kommentar.

Paola schaffte es, beim Umrühren der Pasta ein paarmal laut an den Topf zu schlagen.

»Weißt du etwas davon?« wiederholte Brunetti.

»Also, nicht direkt«, sagte Raffi, der, falls er etwas wußte, offenbar Hemmungen hatte, damit herauszurücken. Als seine Eltern beide nichts sagten, meinte er betrübt: »*Mamma* wird Anfälle kriegen.«

»Weswegen?« fragte Paola mit aufgesetzter Munterkeit.

»Ach...« Raffi wurde von Chiaras Schlüssel im Türschloß unterbrochen.

»Aha, da kommt die Missetäterin persönlich«, sagte Raffi und goß sich ein Glas Mineralwasser ein.

Alle drei sahen Chiara zu, wie sie ihre Jacke an den Haken im Flur hängte, ihre Bücher auf den Boden fallen ließ, sie wieder aufhob und auf einen Stuhl legte. Dann kam sie zur Küche und blieb in der Tür stehen. »Ist jemand gestorben?« fragte sie ohne jede Andeutung von Ironie in der Stimme.

Paola bückte sich und nahm ein Sieb aus dem Schrank. Sie stellte es in den Ausguß und schüttete die Pasta mit dem kochenden Wasser hinein. Chiara blieb an der Tür. »Was ist los?« erkundigte sie sich.

Während Paola sich damit beschäftigte, zuerst die Pasta, dann die Soße in eine Schüssel zu geben, erklärte Brunetti: »Dein Zeugnis ist gekommen.«

Chiaras Gesicht wurde lang. Mehr als ein »Oh« kam nicht aus ihr heraus.

Sie schlüpfte an Brunetti vorbei und setzte sich auf ihren Platz am Tisch.

Paola häufte allen vieren, bei Raffi beginnend, große Portionen Pasta auf die Teller, dann streute sie ihnen großzügig geriebenen Parmesankäse darauf. Alle fingen an zu essen.

Als Chiara ihren Teller leer hatte und ihn ihrer Mutter zum Nachschlag hinhielt, fragte sie: »Religion, ja?«

»Ja. Da hast du eine ziemlich schlechte Note«, antwortete Paola.

»Wie schlecht?«

»Unbefriedigend.«

Chiara unterdrückte eine Grimasse, aber mehr schlecht als recht.

»Weißt du, warum?« fragte Brunetti, die Hände über seinem leeren Teller, um Paola zu bedeuten, daß er nichts mehr wolle.

Chiara machte sich über ihre zweite Portion her, während Paola den Rest auf Raffis Teller lud. »Nein, ich glaube nicht.«

»Lernst du nicht fleißig genug?« erkundigte sich Paola.

»Da gibt's nichts zu lernen«, versetzte Chiara. »Nur diesen blöden Katechismus. Den hat man in einem Nachmittag im Kopf.«

»Also?« fragte Brunetti.

Raffi nahm sich ein Brötchen aus dem Korb, der auf dem Tisch stand, brach es durch und begann damit die Soße von seinem Teller aufzuwischen. »Don Luciano?« fragte er.

Chiara nickte und legte ihre Gabel hin. Sie warf einen Blick zum Herd, um zu sehen, was es noch zu essen gab.

»Kennst du diesen Don Luciano?« wandte Brunetti sich an Raffi.

Der verdrehte die Augen. »Mein Gott, wer kennt den nicht!« Dann zu seiner Schwester: »Warst du schon mal bei ihm zur Beichte, Chiara?«

Sie schüttelte rasch den Kopf, sagte aber nichts.

Paola stand auf und nahm die Vorspeiseteller von den größeren Tellern, die darunter standen. Dann öffnete sie die Herdklappe, nahm eine Platte mit *cotoletta alla milanese* heraus, verteilte Zitronenscheiben auf dem Rand und stellte das Ganze auf den Tisch. Während Brunetti sich zwei Stück Fleisch auf den Teller legte, nahm sich Paola schweigend von den Auberginen.

Brunetti sah, daß Paola sich heraushalten wollte, und fragte Raffi: »Wie ist es denn, bei ihm zu beichten?«

»Oh, er ist bei den Kindern berühmt«, antwortete Raffi, während er sich zwei Koteletts auftat.

»Berühmt wofür?« fragte Brunetti.

Statt zu antworten, warf Raffi einen Blick zu Chiara. Beide Eltern sahen sie kaum merklich den Kopf schütteln und sich dann angelegentlich über ihren Teller beugen.

Brunetti legte seine Gabel hin. Chiara sah nicht auf, und Raffi blickte kurz zu Paola, die immer noch schwieg.

»Na gut«, sagte Brunetti schärfer, als er eigentlich gewollt hatte. »Was geht hier vor, und was sollen wir über diesen Don Luciano nicht wissen?«

Er sah von Raffi, der seinem Blick auswich, zu Chiara und war überrascht, ihr Gesicht dunkelrot angelaufen zu sehen.

Er dämpfte seinen Ton: »Chiara, darf Raffi uns sagen, was er weiß?«

Sie nickte, aber sah nicht auf.

Raffi tat es seinem Vater nach und legte ebenfalls seine Gabel hin. Aber dann lächelte er: »Es ist eigentlich nichts so Besonderes, *papá*.«

Brunetti schwieg. Paola hätte ebenso gut taubstumm sein können.

»Es geht nur darum, wie er mit den Kindern redet. Wenn sie was mit Sex zu beichten haben.« Er verstummte.

»Sex?« wiederholte Brunetti.

»Du weißt schon, *papá*. Was Kinder da so machen.«

Brunetti wußte es. »Und was macht Don Luciano dann?« fragte er.

»Er läßt es sich von ihnen schildern. Sie müssen ihm eben alles sagen.« Raffi gab einen Laut von sich, der ein Mittelding zwischen Kichern und Stöhnen war, und brach ab.

Brunetti warf einen Blick zu Chiara und sah, daß sie noch röter geworden war. »Verstehe«, sagte er.

»Eigentlich nur traurig«, meinte Raffi.

»Hat er das je mit dir gemacht?« fragte Brunetti.

»Nein, nein, ich gehe schon seit Jahren nicht mehr zur Beichte. Aber das macht er sowieso nicht bei den Jungen, nur bei den Mädchen.«

»Ist das alles, was er tut?« fragte Brunetti.

»Es ist alles, was ich weiß, *papá*. Ich hatte ihn bis vor ungefähr vier Jahren in Religion, und da hat er uns nur den Katechismus auswendig lernen und aufsagen lassen. Aber zu den Mädchen hat er immer so komische Sachen gesagt; ich meine seltsame, nicht zum Lachen komische.« Er wandte sich an seine Schwester: »Tut er das immer noch?«

Sie zuckte die Achseln.

»Bei dir, Chiara?« fragte Brunetti. Sie schüttelte den Kopf.

»Bei einer, die du kennst?«

Wieder eine stumme Verneinung.

»Möchte jemand noch ein Kotelett?« fragte Paola in ganz normalem Ton. Zweimaliges Kopfschütteln und ein Grunzen waren die Antwort, die sie zum Anlaß nahm, die Platte abzuräumen. Sie aßen ihren *puntarella*-Salat in aller Stille, die nur vom Klappern ihrer Gabeln auf den Tellern unterbrochen wurde. Paola hatte zum Nachttisch eigentlich nur frisches Obst aufzischen

wollen, aber nun öffnete sie statt dessen eine Pappschachtel, die auf dem Küchentresen stand, und entnahm ihr eine dicke Torte, garniert mit frischen Früchten und gefüllt mit Schlagsahne. Ursprünglich hatte sie diese in die Universität mitnehmen wollen, um sie nach der monatlichen Fakultätssitzung ihren Kollegen vorzusetzen.

»Chiara, bist du so lieb und holst die Kuchenteller?« meinte sie, während sie ein breites silbernes Messer aus einer Schublade nahm.

Die Stücke, die sie abschnitt, waren für Brunettis Begriffe groß genug, um sie alle in einen Insulinschock zu jagen. Aber der süße Kuchen, dann der Kaffee und dann das Gespräch über den ersten richtigen Frühlingstag, der ebenso süß war wie der Kuchen, ließen wieder so etwas wie eine friedliche Stimmung in der Familie aufkommen. Hinterher erklärte Paola, sie werde den Abwasch machen, während Brunetti beschloß, die Zeitung zu lesen. Chiara verzog sich in ihr Zimmer, und Raffi ging zu seinem Freund, um Physik zu pauken. Weder Brunetti noch Paola sprachen weiter über das Thema, aber beide wußten, daß sie mit Don Luciano noch nicht fertig waren.

Nach dem Mittagessen nahm Brunetti zwar seinen Mantel mit, aber er hängte ihn sich für den Weg zur Questura nur über die Schultern und genoß, behaglich durchgewärmt nach dem üppigen Mahl, die Milde des Tages. Er zwang sich, die Enge seines Anzugs zu ignorieren, indem er sich sagte, daß es nur die ungewohnte Wärme sei, die ihn das Gewicht des schweren Wollstoffs spüren ließ. Außerdem nahm doch im Winter jeder seine ein oder zwei Kilo zu; es tat einem wahrscheinlich nur gut, stärkte die Abwehrkräfte gegen Krankheiten.

Als er gerade von der Rialtobrücke hinunterging, sah er am *embarcadere* rechts von ihm ein zweiundachtziger Boot anlegen und rannte, ohne nachzudenken, los, um es zu erwischen, was er auch gerade noch schaffte, bevor es wieder ablegte und die Kanalmitte ansteuerte. Er begab sich auf die rechte Seite des Boots, blieb aber draußen an Deck und freute sich an der Brise und den Lichtreflexen, die auf dem Wasser tanzten. Rechts sah er die Calle Tiepolo näher kommen und spähte angestrengt die enge Gasse hinauf nach dem Geländer seiner Dachterrasse, aber das Boot glitt so schnell vorbei, daß er nichts erkennen konnte, und so wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Canal Grande zu.

Brunetti fragte sich oft, wie es wohl in den Tagen der Serenissima gewesen war, als man diese herrliche Fahrt noch allein mit Ruderkraft machte, sich in einer Stille bewegte, in der keine Motoren brummt und Hupen dröhnten und man nichts als das »Ouie« der Bootsleute und das Platschen der Ruderblätter vernahm. So vieles hatte sich verändert:

Die heutigen Kaufleute verkehrten miteinander über diese gräßlichen *telefonini*, nicht mehr mit Segelschiffen. Die Luft stank nach den Auto- und Industrieabgasen, die vom Festland herüberwehten; kein Seewind schien in der Lage, die Stadt einmal richtig sauberzublasen. Das einzige, was die Zeit unangetastet gelassen hatte, war das tausendjährige Erbe der Käuflichkeit, und Brunetti fühlte sich bei dem Gedanken immer etwas unbehaglich, weil er sich nicht entscheiden konnte, ob er das gut oder schlecht finden sollte.

Er hatte an San Samuele aussteigen und den langen Weg über San Marco nehmen wollen, aber der Gedanke an die Menschenmassen, die das milde Wetter ins Freie gelockt haben mußte, ließ ihn weiter auf dem Boot bleiben, das er erst bei San Zaccaria verließ. Von dort nahm er den kürzesten Weg zur Questura, wo er kurz nach drei ankam, anscheinend aber vor den meisten uniformierten Kollegen.

In seinem Zimmer mußte er feststellen, daß der Papierkram auf seinem Schreibtisch sich während seiner Mittagspause vermehrt hatte - vielleicht konnte Papier sich ja fortpflanzen. Signorina Elettra hatte ihm, wie

versprochen, eine säuberlich getippte Liste mit den Namen der Haupterben jener Leute hingelegt, die Suor Immacolata - er korrigierte sich: Maria Testa - ihm genannt hatte. Sie hatte auch die Adressen und Telefonnummern dazugeschrieben, und als Brunetti die Liste überflog, sah er, daß drei von ihnen in Venedig wohnten. Der vierte lebte in Turin, und im letzten Testament waren sechs Erben aufgeführt, die alle nicht in Venedig wohnhaft waren. Zuunterst lag eine getippte Notiz von Signorina Elettra, daß sie die Kopien der Testamente bis morgen nachmittag beschaffen könne.

Brunetti dachte kurz daran, sich telefonisch anzumelden, überlegte dann aber, daß es immer, zumindest beim ersten Gespräch, von gewissem Vorteil war, unangemeldet und nach Möglichkeit auch unerwartet zu erscheinen, also begnügte er sich damit, die Adressen auf dem Stadtplan, den er im Kopf hatte, in die geographisch sinnvollste Reihenfolge zu bringen und die Liste in seine Jackettasche zu stecken. Daß er sie lieber überraschte, hatte überhaupt nichts mit Schuld oder Unschuld der Leute zu tun, mit denen er sprach; lange Erfahrung hatte ihn nur gelehrt, daß Menschen eher bei der Wahrheit blieben, wenn man sie überrumpelte.

Er beugte sich über die übrigen dienstlichen Papiere und begann zu lesen, lehnte sich aber schon bald auf seinem Stuhl zurück, zog den Stapel näher zu sich und las so weiter. Schon nach wenigen Minuten sorgten die Langweiligkeit des Inhalts, die Wärme des Zimmers und die Nachwirkung des Mittagessens dafür, daß ihm die Hände in den Schoß und das Kinn auf die Brust sanken. Irgendwann später wurde er vom Zuschlagen einer Tür auf dem Korridor aufgeschreckt. Er schüttelte den Kopf, fuhr sich ein paarmal mit den Händen übers Gesicht und wünschte sich einen Kaffee. Statt dessen sah er beim Aufblicken Vianello in der Tür stehen, die, wie ihm soeben dämmerte, während seines Nickerchens die ganze Zeit offen gewesen war.

»Ah, Sergente«, sagte Brunetti mit dem Lächeln dessen, der die volle Übersicht über alles und jeden in der Questura hat. »Was gibt's?«

»Ich hatte versprochen, Sie abzuholen. Es ist Viertel vor vier.«

»So spät schon?« meinte Brunetti mit einem kurzen Blick auf die Uhr.

»Ja, Commissario«, antwortete Vianello. »Ich war schon einmal hier, aber da waren Sie beschäftigt.« Vianello wartete, bis das richtig angekommen war, dann fügte er hinzu: »Was ich mache, hat den großen Vorteil, daß es mir soviel Schwung gibt, ein richtig gutes Gefühl.«

Brunetti, der keine Ahnung hatte, wovon Vianello da sprach, wollte gerade antworten, daß der Mensch bei allem, was er tue, ein gutes Gefühl haben solle, als ihm aufging, daß der Sergente wahrscheinlich sein Fitneßtraining meinte, und dazu sagte er lieber nichts.

»Ich meine, das gute Gefühl kommt davon, daß es mir soviel Schwung

gibt«, fuhr der Sergente fort, aber als er sah, daß Brunetti nicht gewillt war, darauf einzugehen, sagte er: »Das Boot liegt bereit.«

Auf der Treppe nach unten fragte Brunetti: »Haben Sie mit Miotti gesprochen?«

»Ja, Commissario. Genau wie ich vermutet hatte.«

»Sein Bruder ist schwul?« fragte Brunetti, ohne Vianello dabei auch nur anzusehen.

Vianello blieb abrupt stehen, und als Brunetti sich zu ihm umdrehte, fragte der Sergente: »Woher wissen Sie das?«

»Es schien ihm unangenehm zu sein, von seinem Bruder und dessen klerikalischen Freunden zu sprechen, und mir fiel nichts anderes ein, was Miotti an einem Priester unangenehm sein könnte. Er ist nicht gerade der größte Freigeist unter unseren Beamten.« Und dann meinte Brunetti nach kurzem Überlegen noch: »Außerdem überrascht es einen ja nicht besonders, wenn ein Priester schwul ist.«

»Das Gegenteil würde einen eher überraschen«, meinte Vianello, während er sich wieder in Bewegung setzte. Dann kam er auf Miotti zurück. »Sie haben aber immer gesagt, daß er ein guter Polizist ist, Commissario.«

»Nicht nur Freigeister können gute Polizisten sein, Vianello.«

»Nein, sicher nicht«, pflichtete Vianello ihm bei.

Brunetti erklärte dem Sergente kurz den Grund ihrer Besuche und merkte dabei, wie schwer es ihm fiel, die Skepsis aus seiner Stimme herauszuhalten. Kurz darauf verließen sie die Questura und sahen Bonsuan, den Bootsführer, schon wartend auf einer Polizeibarkasse stehen. Alles blitzte: die Messingbeschläge am Boot, Bonsuans Kragenspiegel, die frischen grünen Weinblätter an einer Mauer gegenüber, eine auf dem großen, glänzenden Wasserspiegel treibende Weinflasche. Es lag allein an diesem Licht, daß Vianello plötzlich die Arme ausbreitete und lächelte.

Die Bewegung machte Bonsuan auf ihn aufmerksam, der den Sergente mit großen Augen ansah. Verlegen versuchte Vianello, aus dem Armeausbreiten das Gliederstrecken eines steifgesessenen Schreibtischmenschen zu machen, aber im selben Moment schwirrte ein verliebtes Mauerseglerpärchen tief übers Wasser, und Vianello ließ allen Schein fahren. »Frühling!« rief er dem Bootsführer glücklich zu und sprang neben ihm aufs Deck. Übermütig vor Freude klatschte er Bonsuan auf die Schulter.

»Verdanken wir das alles Ihrem Fitneßtraining?« erkundigte sich Brunetti, als er ebenfalls an Bord kam.

Bonsuan, der von Vianellos neuester Leidenschaft offenbar noch nichts wußte, bedachte den Sergente mit einem angewiderten Blick, drehte sich um, ließ den Motor an und lenkte die Barkasse auf den schmalen Kanal.

Unverdrossen blieb Vianello auf dem Deck, während Brunetti in die Kabine hinunterging und von einem Regal an der einen Kabinenwand einen Straßenplan nahm, um zu sehen, wie man am besten zu den drei Adressen auf seiner Liste kam. Von drinnen beobachtete er die beiden Männer: den Sergente, der seiner guten Laune mit der Ungeniertheit eines Heranwachsenden freien Lauf ließ; den mürrischen Bootsführer, der stur nach vorn blickte, als sie ins *bacino di San Marco* hinausfuhren. Soeben legte Vianello die Hand auf Bonsuans Schulter und zeigte nach Osten, um ihn auf ein entgegenkommendes Boot aufmerksam zu machen, dessen Segel von der frischen Frühlingsbrise gebläht waren. Bonsuan nickte einmal kurz, schaute aber sofort wieder in Fahrtrichtung. Vianello warf den Kopf in den Nacken und lachte, daß der tiefe Ton bis in die Kabine herunterdrang.

Brunetti hielt stand, bis sie mitten auf dem *bacino* waren, dann ließ er sich doch von Vianellos Fröhlichkeit anstecken und ging an Deck. Gerade als er hinaustrat, erwischte die Heckwelle einer vorbeifahrenden Lidofähre das Boot breitseits, und Brunetti verlor das Gleichgewicht und taumelte gegen die niedrige Reling. Vianellos Hand kam vorgeschossen, packte Brunetti am Ärmel, zog ihn zurück und hielt ihn fest, bis das Boot wieder ruhig lag. Dann ließ der Sergente ihn los und meinte: »In dieses Wasser lieber nicht.«

»Haben Sie Angst, ich könnte ertrinken?« fragte Brunetti.

Bonsuan mischte sich ein: »Eher daß Sie sich die Cholera holen.«

»Die Cholera?« fragte Brunetti lachend, denn das fand er doch reichlich übertrieben - das erste Mal übrigens, daß er Bonsuan einen Witz machen hörte.

Bonsuan warf den Kopf herum und sah Brunetti vollkommen ernst an. »Ja, die Cholera«, wiederholte er.

Als Bonsuan sich wieder zu seinem Steuerruder umdrehte, tauschten Vianello und Brunetti einen Blick wie zwei schuldbewußte Schuljungen, und Brunetti hatte den Eindruck, daß Vianello sich nur mühsam das Lachen verkniff.

»Früher, als Junge«, sagte Bonsuan ohne Einleitung, »bin ich vor unserm Haus geschwommen. Direkt in den Canale di Cannaregio gesprungen. Da konnte man bis auf den Grund sehen. Fische, Krebse. Jetzt sieht man nur noch Schlamm und Scheiße.«

Vianello und Brunetti wechselten wieder einen Blick.

»Wer einen Fisch aus diesem Wasser ißt, muß verrückt sein«, sagte Bonsuan.

Gegen Ende des letzten Jahres waren zahlreiche Cholerafälle bekanntgeworden, aber im Süden, wo so etwas eben vorkam. Brunetti erinnerte sich, daß die Gesundheitsbehörden den Fischmarkt in Bari

geschlossen und die Ortsbevölkerung vor Fischverzehr gewarnt hatten, was ihm so vorgekommen war, als wollte man Kühen das Grasfressen verbieten. Herbstregen und Überschwemmungen hatten das Thema wieder aus den Zeitungen des Landes verdrängt, aber erst nachdem Brunetti sich schon zu fragen begonnen hatte, ob so etwas wohl auch hier im Norden möglich wäre und wie ratsam es war, etwas zu essen, was aus dem zunehmend verschmutzten Wasser der Adria kam.

Als das Boot an einem Gondelsteg links vom Palazzo Dario anlegte, packte Vianello das Ende einer zusammengerollten Leine und sprang damit an Land. Er stemmte sich nach hinten, um die Leine straff und das Boot fest am Anleger zu halten, bis Brunetti ausgestiegen war.

»Soll ich auf Sie warten, Commissario?« fragte Bonsuan.

»Nein, nicht nötig. Ich weiß nicht, wie lange es dauert«, antwortete Brunetti. »Sie können zurückfahren.«

Bonsuan hob lässig eine Hand an seinen Mützenschirm, eine Geste, die Ehrenbezeugung und Abschied zugleich war. Dann legte er den Rückwärtsgang ein und steuerte das Boot wieder auf den Kanal hinaus, ohne noch einen Blick zu den beiden Männern am Anleger zurückzuwerfen.

»Wohin zuerst?« fragte Vianello.

»Dorsoduro 378. Das ist in der Nähe des Guggenheim, auf der linken Seite.«

Sie gingen durch die schmale *calle* und bogen an der ersten Kreuzung rechts ab. Brunetti verspürte noch immer seinen Wunsch nach einer Tasse Kaffee und wunderte sich, daß hier beiderseits der Gasse nicht eine einzige Bar zu sehen war.

Ein alter Mann mit Hund kam ihnen entgegen, und Vianello trat hinter Brunetti, um den beiden Platz zu machen, dabei sprachen sie aber weiter über Bonsuans Bemerkung. »Glauben Sie wirklich, daß es mit dem Wasser so schlimm ist, Commissario?« fragte Vianello.

»Ja.«

»Aber manchmal schwimmen noch Leute im Canale della Giudecca«, beharrte Vianello.

»Wann?«

»Beim Redentore-Fest.«

»Da sind sie betrunken«, meinte Brunetti verächtlich.

Vianello zuckte die Achseln und hielt ebenfalls an, als sein Vorgesetzter stehenblieb. »Ich glaube, hier ist es«, sagte Brunetti und zog die Liste aus seiner Jackentasche. »Da Pré«, sagte er laut, während er die eingravierten Namen in den zwei Reihen Messingschilder links von der Tür las.

»Wer ist das?« erkundigte sich Vianello.

»Ludovico, Erbe der Signorina da Pré. Kann alles mögliche sein: Vetter, Bruder, Neffe.«

»Wie alt war sie?«

»Zweiundsiebzig«, antwortete Brunetti, die säuberlichen Spalten auf Maria Testas Liste vor Augen.

»Woran ist sie gestorben?«

»Herzinfarkt.«

»Besteht der Verdacht, daß dieser Mann...«, begann Vianello, wobei er mit dem Kinn auf das Messingschild deutete, »... irgend etwas damit zu tun hatte?«

»Sie hat ihm diese Wohnung und über fünfhundert Millionen Lire hinterlassen.«

»Und das heißt, daß es möglich wäre?« fragte Vianello.

Brunetti hatte erst vor kurzem erfahren, daß an dem Haus, in dem er wohnte, ein neues Dach fällig war und sein Anteil sich auf neun Millionen Lire belaufen sollte. »Wenn die Wohnung schön genug wäre«, antwortete er, »würde ich vielleicht auch jemanden umbringen, um sie zu kriegen.«

Vianello, der von dem neuen Dach nichts wußte, warf seinem Chef einen merkwürdigen Blick zu.

Brunetti drückte auf die Klingel. Es tat sich nichts, weshalb er nach einer geraumen Weile noch einmal drückte, diesmal viel länger. Die beiden Männer sahen sich an, und Brunetti zog die Liste heraus, um die nächste Adresse nachzusehen. Als sie sich gerade abwandten und nach links in Richtung Accademiabrücke gehen wollten, tönte aus der Sprechanlage über den Namensschildern eine hohe, geisterhafte Stimme.

»Wer ist da?«

Aus der Stimme war nur der geschlechtslose Klageton des Alters herauszuhören, dem Brunetti nicht entnehmen konnte, wie ihr Besitzer anzureden war: Signora oder Signore. »Bin ich richtig bei da Pré ?« fragte er. »Ja. Was wollen Sie?«

»Mein Name ist Brunetti. Es haben sich ein paar Fragen im Zusammenhang mit dem Nachlaß von Signorina da Pré ergeben, und wir müssen mit Ihnen sprechen.«

»Wer sind Sie? Woher kommen Sie?«

»Polizei.«

Ohne weitere Fragen klickte die Tür auf, und sie standen in einem großen Innenhof mit einem weinumrankten Brunnen in der Mitte. Die einzige Treppe nach oben war durch eine Tür linker Hand zugänglich. Auf dem zweiten Treppenabsatz kamen sie an eine offene Tür, und in dieser stand der kleinste Mann, den Brunetti je gesehen hatte.

Weder Vianello noch Brunetti waren besonders groß, aber beide überragten turmhoch diesen Mann, der noch immer kleiner zu werden schien, je näher sie kamen.

»Signor da Pré ?« fragte Brunetti.

»Ja«, antwortete der Mann und kam ihnen einen Schritt entgegen, eine Hand ausgestreckt, die nicht größer war als die eines Kindes. Da er die Hand fast bis in die Höhe seiner Schulter hob, brauchte Brunetti sich nicht zu bücken, um sie zu ergreifen. Da Prés Händedruck war fest und der Blick, mit dem er Brunetti ansah, klar und offen. Sein Gesicht war so schmal, daß es beinah an eine Messerschneide erinnerte. Entweder das Alter oder ständige Schmerzen hatten rechts und links von seinem Mund tiefe Furchen gegraben und unter seinen Augen dunkle Ringe eingeschnitten. Dadurch, daß er so klein war, konnte man sein Alter nicht richtig schätzen; zwischen fünfzig und siebzig Jahren war alles möglich.

Signor da Pré streckte Vianello, der Uniform trug, nicht die Hand hin, sondern nickte nur knapp in seine Richtung. Dann trat er durch die Tür zurück, um sie weiter zu öffnen und die beiden Männer in seine Wohnung zu bitten.

Mit einem gemurmelten »*Permesso*« folgten die Polizisten ihm in die Diele und warteten, bis er die Tür wieder zugemacht hatte.

»Bitte mir nach«, sagte der Mann und ging über den Flur voraus.

Brunetti sah von hinten den deutlichen Buckel, der sich links unter seinem Jackett abzeichnete wie das Brustbein eines Huhns. Da Pré hinkte zwar nicht direkt, aber sein Körper hatte beim Gehen eine starke Schlagseite nach links, als wäre die Wand ein Magnet und er selbst ein Sack voll Eisenspäne, der davon angezogen wurde. Er führte sie in ein Wohnzimmer mit Fenstern nach zwei Seiten. Links blickte man auf Dächer, während man rechts die zerbrochenen Fenster eines Hauses auf der gegenüberliegenden Seite der engen *calle* sah.

Die gesamte Zimmereinrichtung hatte dieselben Dimensionen wie die zwei riesigen Schränke an der hinteren Wand: ein Sofa mit hoher Lehne, auf dem sechs Leute Platz hatten; vier gedrechselte Stühle, den Ornamenten an ihren Armlehnen nach spanischer Herkunft, und eine gewaltige florentinische Kredenz, die Platte übersät von lauter kleinen Gegenständen, für die Brunetti kaum einen Blick übrig hatte. Da Pré erklimmte einen der Stühle und bedeutete Brunetti und Vianello, auf zwei anderen Platz zu nehmen.

Brunettis Füße reichten, als er saß, nur noch knapp bis auf den Boden, während er die von da Pré in der Mitte zwischen Sitzfläche und Fußboden baumeln sah. Aber der aufmerksame Ernst im Gesicht des Mannes

verhinderte, daß die weit auseinanderklaffenden Proportionen im mindesten lächerlich wirkten.

»Sie sagten, mit dem Testament meiner Schwester sei etwas nicht in Ordnung?« begann er kühl.

»Nein, Signor da Pré«, versetzte Brunetti. »Ich möchte kein Mißverständnis aufkommen lassen oder Sie in die Irre führen. Unsere Neugier gilt nicht dem Testament Ihrer Schwester oder irgendwelchen Verfügungen, die darin stehen. Wir interessieren uns vielmehr für ihren Tod, genauer gesagt die Todesursache.«

»Warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?« fragte da Pré, jetzt etwas freundlicher, aber nicht in einem Ton, der Brunetti gefallen hätte.

»Sind das Schnupftabakdosen, Signor da Pré?« mischte Vianello sich ein, wobei er aufstand und zu der Kredenz hinüberging.

»Wie?« fragte der kleine Mann schneidend.

»Sind das Schnupftabakdosen?« wiederholte Vianello. Dabei beugte er sich über die kleinen Gegenstände.

»Warum fragen Sie?« wollte Signor da Pré wissen, noch nicht freundlicher, aber eindeutig interessiert.

»Mein Onkel Luigi in Triest hat sie gesammelt. Als Junge habe ich ihn immer gern besucht, denn er hat sie mir gezeigt, und ich durfte sie anfassen.« Wie um Signor da Pré jede Angst zu nehmen, daß er dies auch hier tun würde, legte Vianello seine Hände auf den Rücken und bückte sich nur etwas tiefer zu den Dosen hinunter. Dann nahm er eine Hand wieder nach vorn und zeigte auf eine, aber so, daß sein Finger mindestens eine Handbreit davon entfernt blieb. »Ist die holländisch?«

»Welche?« fragte da Pré, indem er von seinem Stuhl rutschte, hinging und sich neben den Sergente stellte.

Da Pré reichte mit dem Kopf kaum bis zur Oberkante der Kredenz, so daß er sich auf die Zehenspitzen stellen mußte, um die Dose zu sehen, auf die Vianello zeigte. »Ja, eine Delfter Arbeit. Achtzehntes Jahrhundert.«

»Und die?« erkundigte sich Vianello, auch jetzt nur zeigend, ohne das Stück zu berühren. »Bayrisch?«

»Sehr gut«, lobte da Pré. Er nahm die winzige Dose und reichte sie dem Sergente, der sie vorsichtig in beide Hände nahm.

Vianello drehte die Dose um und betrachtete die Unterseite. »Ja, da ist das Zeichen«, sagte er und kippte sie so, daß da Pré sie sehen konnte. »Ist das nicht ein schönes Stück?« meinte er begeistert. »Die hätte meinem Onkel gefallen, besonders diese Unterteilung in zwei Kammern.«

Während die beiden Männer mit zusammengesteckten Köpfen weiter die kleinen Dosen betrachteten, sah Brunetti sich im Zimmer um. Drei der

Bilder an den Wänden waren siebzehntes Jahrhundert, schlechte Bilder und schlechtes siebzehntes Jahrhundert: sterbende Hirsche, Eber und noch mehr Hirsche. Zuviel Blut und viel zuviel malerisch posierender Tod, als daß sie Brunetti interessiert hätten. Die anderen Bilder stellten offenbar biblische Szenen dar, aber auch sie hatten alle mit reichlich Blutvergießen zu tun, diesmal Menschenblut. Brunetti wandte seine Aufmerksamkeit der Zimmerdecke zu, die in der Mitte ein kunstvolles Stuckmedaillon hatte, von dem ein Kronleuchter mit unzähligen pastellfarbenen Blüten aus Muranoglas herunterhing.

Er sah wieder zu den beiden Männern, die jetzt vor der offenen rechten Tür der Kredenz hockten. Auf den Regalbrettern standen weitere kleine Dosen, Hunderte, wie es Brunetti vorkam. Er fühlte sich einen Moment regelrecht erdrückt von der Fremdheit dieses Riesenzimmers, in dem so ein winziges Püppchen von einem Mann sich verschanzt hatte, nur mit diesen bunt emaillierten Andenken an eine vergessene Zeit, in einer Größe, die für ihn das wahre Maß aller Dinge sein mußte.

Jetzt sah Brunetti die beiden Männer sich aufrichten. Da Pré schloß die Tür, kehrte zu seinem Stuhl zurück und nahm mit einem geübten Hopser seinen Platz wieder ein. Vianello blieb noch kurz stehen und ließ einen letzten bewundernden Blick über die auf der Platte stehenden Dosen wandern, dann ging auch er zu seinem Stuhl zurück.

Brunetti wagte ein erstes Lächeln, das da Pré erwiderte, bevor er mit einem Blick auf Vianello meinte: »Ich wußte gar nicht, daß solche Leute bei der Polizei arbeiten.«

Das hatte auch Brunetti nicht gewußt, aber es hinderte ihn keine Sekunde daran zu sagen: »Ja, der Sergeant ist in der Questura durchaus bekannt für sein Interesse an Schnupftabakdosen.«

Da Pré vernahm in Brunettis Ton die Ironie, mit der die Unerleuchteten stets den wahren Liebhaber betrachten, und erwiderte: »Schnupftabakdosen sind ein wichtiger Bestandteil der europäischen Kultur. Die besten Kunsthandwerker des Kontinents haben Jahre - Jahrzehnte - ihres Lebens mit ihrer Herstellung verbracht. Man konnte einem Menschen nicht besser seine Hochachtung zeigen als dadurch, daß man ihm eine Schnupftabakdose schenkte. Mozart, Haydn...« Vor Begeisterung verschlug es da Pré die Sprache, und er beendete den Vortrag, indem er mit einem seiner kleinen Ärmchen theatralisch auf die überladene Kredenz wies.

Vianello, der während der ganzen Rede stumm genickt hatte, sagte zu Brunetti: »Ich fürchte, Sie verstehen das nicht, Commissario.«

Brunetti wußte gar nicht, womit er es verdient hatte, daß ihm so ein schlauer Assistent gesandt worden war, der mit solcher Leichtigkeit selbst

die widerborstigsten Zeugen zu entwaffnen verstand, und nickte demütig.

»Hat Ihre Schwester diese Liebhaberei geteilt?« knüpfte Vianello nahtlos an.

Der kleine Mann trat mit einem seiner winzigen Füßchen gegen die Querstrebe seines Stuhls. »Nein, meine Schwester hatte nichts dafür übrig.« Vianello schüttelte den Kopf über soviel Unverstand, und dadurch ermutigt fügte da Pré hinzu: »Und auch für sonst nichts.«

»Gar nichts?« fragte Vianello mit echt klingender Besorgnis in der Stimme.

»Nichts«, wiederholte da Pré. »Wenn man ihre Schwärmerei für Pfaffen nicht mitzählt.« So, wie er dieses Schimpfwort betonte, konnte man annehmen, daß ihn bei Geistlichen höchstens die Lektüre ihrer Todesanzeigen in Schwärmerei versetzen konnte.

Vianello schüttelte wieder den Kopf, als könnte er sich nichts Gefährlicheres vorstellen, insbesondere für eine Frau, als Priestern in die Hände zu fallen. Und mit schreckerfüllter Stimme fragte er: »Denen wird sie doch wohl nichts vermacht haben, oder?« Worauf er ebenso rasch hinzufügte: »Entschuldigung. Das zu fragen steht mir nicht zu.«

»Ach was, das ist schon recht, Sergente«, sagte da Pré. »Versucht haben sie es, aber nicht eine Lira werden sie bekommen.« Ein hämisches Lächeln verbreitete sich auf seinem Gesicht, als er fortfuhr: »Keiner von denen, die sich etwas von ihrem Nachlaß erhofften, wird etwas bekommen.«

Vianello zeigte mit einem breiten Lächeln, wie froh er über dieses knappe Entrinnen aus der Katastrophe war. Er stützte den Ellbogen auf seine Armlehne, legte das Kinn in die Hand und machte sich bereit, Signor da Prés Triumphgeschichte zu hören.

Der kleine Mann rutschte auf seinem Stuhl so weit nach hinten, daß seine Beine fast ganz auf der Sitzfläche lagen. »Sie hatte schon immer eine Schwäche für die Religion«, begann er. »Unsere Eltern haben sie auf Klosterschulen geschickt. Ich glaube, das ist der Grund, warum sie nie geheiratet hat.« Brunetti blickte rasch auf da Prés Hände, die seine Armlehnen umklammert hielten, aber da war von einem Ehering nichts zu sehen.

»Wir haben uns nie vertragen«, sagte da Pré schlicht. »Ihr Interesse galt der Religion, meines der Kunst.« Womit er nach Brunettis Vermutung emaillierte Schnupftabakdosen meinte.

»Als unsere Eltern starben, haben sie uns diese Wohnung gemeinsam hinterlassen. Aber wir konnten nicht zusammenwohnen.« Hier nickte Vianello, um zu bestätigen, wie schwer es sei, mit einer Frau zusammenzuleben. »Ich habe ihr also meinen Anteil verkauft. Vor dreiundzwanzig Jahren. Und mir eine kleinere Wohnung gekauft. Ich

brauchte das Geld, um meine Sammlung zu ergänzen.« Wieder nickte Vianello, diesmal aus Verständnis für die unerbittlichen Ansprüche der Kunst.

»Dann ist sie vor fünf Jahren gestürzt und hat sich das Hüftgelenk gebrochen, und das wollte nicht mehr recht zusammenheilen, so daß nichts anderes übrigblieb, als sie in der *casa di cura*, unterzubringen.« Er hielt inne, ein alter Mann, tief in Gedanken über die Umstände, die das Pflegeheim unausweichlich machten. »Sie hat mich gebeten, hier einzuziehen und ein Auge auf ihre Sachen zu haben«, fuhr er fort, »aber ich habe abgelehnt. Ich wußte ja nicht, ob sie zurückkommen würde, und dann hätte ich wieder ausziehen müssen. Und ich wollte nicht erst meine ganze Sammlung hierherbringen - ohne sie möchte ich überhaupt nirgendwo leben -, nur um sie wieder woandershin zu schaffen, wenn meine Schwester wieder gesund würde. Zu riskant, da könnte allzuleicht etwas kaputtgehen.« Da Prés Hände umkrallten in unbewußtem Entsetzen ob dieser Möglichkeit die Armlehnen noch fester.

Brunetti merkte, wie auch er mit dem Fortgang der Geschichte immer öfter zustimmend nickte, so sehr ließ er sich hineinziehen in diese Irrenwelt, in der ein zerbrochener Deckel tragischer war als eine gebrochene Hüfte.

»In ihrem Testament hat sie mich dann als Erben eingesetzt, mir die Wohnung hinterlassen, so daß ich meine Sammlung hierherbringen konnte. Das steht auch nicht in Frage. Aber dann wollte sie den Nonnen hundert Millionen Lire vermachen. Das hat sie, als sie dort war, zusätzlich in ihr Testament geschrieben.«

»Was haben Sie unternommen?« fragte Vianello.

»Ich bin damit zu meinem Anwalt gegangen«, antwortete da Pré ohne Zögern. »Er hat mich eine Erklärung unterschreiben lassen, daß sie in den letzten Monaten ihres Lebens nicht mehr ganz richtig im Kopf war - in der Zeit hat sie nämlich dieses Ding unterschrieben, Kodizill oder wie man das nennt. Die Sache hegt jetzt schon seit Monaten vor Gericht, aber mein Anwalt sagt, es wird bald ein Urteil geben. Dann können sie dagegen noch Widerspruch einlegen.« Da Pré verstummte wieder, ganz mit der Frage beschäftigt, wie es mit dem Verstand der Alten doch bergab gehen konnte.

»Und?« ermunterte Vianello ihn.

»Er sagt, die haben keine Chance, irgend etwas zu bekommen«, verkündete der kleine Mann mit großem Stolz. »Die Richter werden auf mich hören. Es war Irrsinn auf selten Augustas.«

»Und Sie werden alles andere erben?« fragte Brunetti.

»Natürlich«, antwortete da Pré knapp. »Ich bin der nächste Angehörige.«

»War sie denn wirklich verrückt?« fragte Vianello.

Da Pré warf dem Sergente einen kurzen Blick zu und antwortete prompt: »Ach was. Sie war so klar im Kopf wie eh und je, bis zum letzten Mal, als ich sie gesehen habe, und das war einen Tag vor ihrem Tod. Aber ihr Vermächtnis war verrückt.«

Brunetti war sich nicht sicher, ob er den Unterschied verstand, aber statt eine Klarstellung zu suchen, fragte er: »Hatten Sie den Eindruck, daß die Leute im Pflegeheim von dem Vermächtnis wußten?«

»Wie meinen Sie das?« fragte da Pré mißtrauisch.

»Ist man nach ihrem Tod von dort an Sie herangetreten, bevor das Testament eröffnet wurde?«

»Einer, ein Priester, hat mich vor der Beerdigung angerufen und wollte in der Messe eine Predigt halten. Keine Predigt, habe ich ihm gesagt. Augusta hatte ihre Beerdigung vorher genau geregelt, sie wollte eine Seelenmesse. Darum kam ich also nicht herum. Aber sie hatte nicht ausdrücklich etwas von einer Predigt gesagt, also konnte ich wenigstens verhindern, daß die sich hinstellen und von einer anderen Welt faseln, wo alle frommen Seelen sich wiedersehen werden.« Da Pré lächelte; es war kein schönes Lächeln.

»Einer von denen war bei der Beerdigung«, fuhr er fort. »Großer, dicker Kerl. Hinterher ist er zu mir gekommen und hat gemeint, welch großer Verlust Augusta für die >Gemeinschaft der Christen< sei.« Der Sarkasmus, mit dem da Pré diese Worte aussprach, versengte die Luft um ihn herum. »Dann hat er noch irgendwas davon gesagt, wie großzügig sie immer gewesen sei, was für eine gute Freundin der Kirche.« Da Pré hielt wieder inne, offenbar um die Szene noch einmal befriedigt Revue passieren zu lassen.

»Was haben Sie geantwortet?« fragte Vianello endlich.

»Ich habe ihm gesagt, sie hätte ihre Großzügigkeit mit ins Grab genommen«, erklärte da Pré mit einem neuerlichen kalten Lächeln.

Eine Weile sprachen weder Vianello noch Brunetti, dann fragte Brunetti: »Ist man an Sie herangetreten?«

»Nein. Nichts da. Mein Anwalt meint, die wissen, auf was für tönernen Füßen ihre Sache steht, und daß sie wohl kommen und mich fragen werden, ob ich zu einer Spende bereit bin, wenn sie auf einen Prozeß verzichten.« Nach einer kleinen Weile fuhr da Pré fort: »Daß sie meine Schwester in den Fingern hatten, heißt noch nicht, daß sie ihr Geld in die Finger kriegen.«

»Hat sie über dieses >In-die-Finger-Kriegen<, wie Sie es nennen, jemals gesprochen?« erkundigte sich Brunetti.

»Wie meinen Sie das?«

»Hat sie Ihnen gesagt, daß man ihr in den Ohren liegt, sie soll dem Heim ihr Geld vermachen?«

»Mir gesagt?«

»Ja, hat sie während ihres Aufenthalts in der *casa di cura* je erwähnt, daß man sie zu überreden versucht, dem Heim ihr Geld zu vermachen?«

»Weiß ich nicht«, antwortete da Pré.

Brunetti wußte nicht, wie er seine Frage formulieren sollte. Also wartete er, daß da Pré ihm das Nähere erklärte, was dieser auch tat: »Es war meine Pflicht, sie jeden Monat einmal zu besuchen, mehr Zeit konnte ich nicht erübrigen, aber wir hatten einander sowieso nichts zu sagen. Ich habe ihr die hier angekommene Post gebracht, aber das war meist nur frommer Kram: Zeitschriften, Bettelbriefe. Ich habe gefragt, wie's ihr geht. Aber es gab nichts, worüber wir hätten reden können, und da bin ich dann wieder gegangen.«

»Verstehe.« Brunetti stand auf. Sie hatte fünf Jahre dort verbracht und dann alles diesem Bruder vererbt, der zu beschäftigt gewesen war, um sie öfter als einmal im Monat zu besuchen, beschäftigt zweifellos mit seinen kleinen Dosen.

»Worum geht es hier überhaupt?« fragte da Pré, bevor Brunetti sich abwenden und gehen konnte. »Haben die doch noch beschlossen, das Testament anzufechten?« Er faßte nach Brunettis Ärmel. »Oder ist da etwas anderes vorgefallen, was...« Er unterbrach sich, und Brunetti glaubte wieder ein Lächeln im Anzug zu sehen, aber dann hielt sich der kleine Mann die Hand vor den Mund, und der Moment war verpaßt.

»Es ist im Grunde nichts weiter, Signore. Wir interessieren uns eigentlich für jemanden, der dort gearbeitet hat.«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen. Ich kannte niemanden vom Personal. Mit denen habe ich nie gesprochen.«

Auch Vianello stand jetzt auf und kam zu Brunetti. Die Herzlichkeit seines vorhergegangenen Gesprächs mit da Pré milderte ein wenig die schlecht verhohlene Entrüstung, die von seinem Vorgesetzten ausstrahlte.

Da Pré stellte keine weiteren Fragen. Er stand auf und geleitete die beiden Männer aus dem Zimmer und bis zur Wohnungstür. Dort ergriff Vianello die hochgestreckte Hand, schüttelte sie und dankte dem Mann, daß er ihm seine wunderschönen Schnupftabakhosen gezeigt hatte. Auch Brunetti drückte die erhobene Hand, aber er bedankte sich für nichts und war als erster zur Tür hinaus.

Gräßlicher kleiner Kerl, so ein gräßlicher kleiner Kerl«, hörte Brunetti seinen Sergente vor sich hin brummen, als sie zusammen die Treppe hinuntergingen.

Draußen war es kühler geworden, als hätte da Pré dem Tag die Wärme gestohlen. »Ein widerlicher Mensch«, fuhr Vianello fort. »Er glaubt, diese Schnupftabakdosen gehören ihm. Der Narr.«

»Was sagten Sie, Sergente?« fragte Brunetti, der Vianellos Gedankensprüngen nicht gefolgt war. »Er meint, er besitzt diese Sachen, diese albern kleinen Döschen.«

»Ich dachte, die hätten Ihnen gefallen.«

»Guter Gott, nein; ich finde sie abscheulich. Mein Onkel hatte Unmengen davon, und immer wenn wir zu ihm kamen, mußte ich sie mir ansehen. Er war auch so einer, der sich Sachen über Sachen zulegte und glaubte, sie gehörten ihm.«

»Gehörten sie ihm denn nicht?« fragte Brunetti und blieb an der Ecke stehen, um besser zu hören, was Vianello sagte.

»Natürlich gehörten sie ihm«, sagte Vianello, der jetzt vor Brunetti stand. »Das heißt, er hat sie bezahlt, hatte die Quittungen und konnte damit machen, was er wollte. Aber wir besitzen doch nie etwas wirklich, oder?« meinte er und sah Brunetti voll ins Gesicht.

»Ich weiß nicht genau, was Sie meinen, Vianello.«

»Denken Sie mal nach, Commissario. Wir kaufen Dinge.

Wir ziehen sie an oder hängen sie an die Wand oder betrachten sie, aber jeder, der will, kann sie uns wegnehmen. Oder sie kaputtmachen.« Vianello schüttelte ärgerlich den Kopf, weil es ihm so schwerfiel, einen aus seiner Sicht doch recht einfachen Gedanken zu erklären. »Denken Sie an da Pré. Wenn er schon lange tot ist, wird ein anderer diese albern kleinen Döschen besitzen, und danach wieder ein anderer, genau wie ein anderer sie auch vor ihm besessen hat. Aber daran denkt einfach niemand: daß Dinge uns überleben und weiterexistieren. Es ist so dumm, zu glauben, sie gehörten einem. Und es ist Sünde, daß sie einem so wichtig sind.«

Brunetti wußte, daß der Sergente ebenso gottlos und unehrerbietig war wie er selbst, wußte, daß seine einzige Religion die Familie und die Heiligkeit der Blutsbande war, weshalb er es merkwürdig fand, ihn von Sünde reden zu hören.

»Und wie konnte er die eigene Schwester fünf Jahre lang in diesem Heim lassen und sie nur einmal im Monat besuchen?« fragte Vianello, als glaubte er im Ernst, daß es darauf eine Antwort gäbe.

Brunettis Stimme war nichts anzuhören, als er erwiderte:

»Ich denke mir, daß dieses Heim gar nicht so schlecht ist«, aber es klang so kühl, daß der Sergente sofort an Brunettis Mutter dachte, die auch in einem Heim war.

»So hatte ich das nicht gemeint, Commissario«, beeilte sich Vianello zu erklären. »Ich meine solche Heime überhaupt.« Und als er merkte, wie wenig besser das klang, fuhr er fort: »Ich meine, sie dann nicht öfter zu besuchen, sie dort einfach sich selbst zu überlassen.«

»Gewöhnlich ist dort viel Personal um sie herum«, lautete Brunettis Antwort, während er sich wieder in Bewegung setzte und am Campo San Vio links abbog.

»Aber Personal ist nicht Familie«, beharrte Vianello, der unerschütterlich daran glaubte, daß familiäre Zuwendung von größerem therapeutischem Nutzen war als alle Dienste, die man von Pflegekräften »kaufen« konnte. Aus Brunettis Sicht konnte der Sergente durchaus recht haben, aber er mochte dieses Thema nicht gerne weiterverfolgen, nicht jetzt und auch nicht in der näheren Zukunft.

»Wohin als nächstes?« fragte Vianello, womit er seine Bereitschaft zeigte, das Thema zu wechseln und sie beide, wenigstens vorübergehend, von Fragen abzulenken, die doch allenfalls nur weh taten.

»Es müßte irgendwo hier oben sein«, sagte Brunetti und bog in eine schmale *calle* ein, die von dem Kanal, an dem sie entlanggingen, wegführte.

Selbst wenn der Erbe des Conte Egidio Crivoni schon wartend hinter der Tür gestanden hätte, wäre die Stimme, die ihnen auf ihr Klingeln antwortete, nicht schneller über die Sprechanlage gekommen. Ebensovonnell sprang die schwere Tür auf, nachdem Brunetti erklärt hatte, daß sie Fragen zum Nachlaß von Conte Crivoni hätten. Sie stiegen zwei Treppen hinauf, dann noch zwei, wobei Brunetti auffiel, daß von jedem Treppenabsatz nur eine Tür abging. Das deutete darauf hin, daß jede Wohnung ein ganzes Stockwerk einnahm, was wiederum auf die Wohlhabenheit der Bewohner schließen ließ.

Als Brunetti gerade den Fuß auf den obersten Treppenabsatz setzte, öffnete ein schwarzgekleideter Majordomus die Tür. Das heißt, Brunetti schloß aus dem ernsten Nicken und der feierlich-distanzierten Haltung des Mannes, daß er ein Dienstbote war, und dieser Glaube bestätigte sich, als er sich erbot, Brunettis Mantel zu nehmen, und sagte, *la contessa* werde sie in ihrem Arbeitszimmer empfangen. Darauf verschwand der Mann kurz hinter einer Tür, kam aber sofort wieder, ohne Brunettis Mantel.

Sanfte braune Augen und ein kleines Goldkreuz am linken Revers, mehr

bekam Brunetti nicht von ihm zu sehen, bevor der Mann sich umdrehte und ihnen über den Flur voranging. Bilder, lauter Porträts aus verschiedenen Jahrhunderten und in verschiedenen Stilen, hingen an beiden Wänden des Flurs. Obschon Brunetti wußte, daß Porträts immer so waren, fiel ihm hier doch auf, wie unglücklich die meisten Abgebildeten wirkten, unglücklich und noch etwas anderes: rastlos vielleicht, als fänden sie, daß sie ihre Zeit besser damit verbrächten, Wilde zu unterwerfen und Heiden zu bekehren, als für eine eitle irdische Erinnerung zu posieren. Die Frauen schienen zu glauben, dies alles durch das bloße Beispiel eines untadeligen Lebens bewerkstelligen zu können; die Männer schienen eher der Macht des Schwertes zu vertrauen.

Der Mann blieb vor einer Tür stehen, klopfte einmal und öffnete, ohne eine Antwort abzuwarten. Er hielt die Tür auf und ließ Brunetti und Vianello eintreten, dann schloß er sie leise hinter ihnen.

Brunetti dachte unwillkürlich an einen Vers von Dante:

*Oscura profonda era e nebulosa
Tanto che, per ficcar lo viso al fondo
Io non vi discerneva alcuna cosa.*

So düster war sie und so tief und neblig,
Daß, ob zum Grund ich heftete die Blicke,
Ich nichts zu unterscheiden drin vermochte.

Düster war auch dieses Zimmer, so finster, als hätten sie, wie Dante, das Licht der Welt, Sonne und Freude hinter sich gelassen, als sie hier eintraten. Hohe Fenster nahmen die eine Wand ein, alle versteckt hinter Samtvorhängen von einem ganz besonders düsteren Braun, irgendwo zwischen Sepia und getrocknetem Blut. Was dennoch an Licht durch sie hereindrang, machte die Lederrücken Hunderter von ernst aussehenden Büchern sichtbar, die sich an den übrigen Wänden vom Boden bis zur Decke reihten. Es war ein Parkettboden, keine laminierten Holzstäbe, die man als Meterware auslegte, sondern echtes Parkett, jeder Quader genau zurechtgeschnitten und zwischen den anderen festgeklopft.

In einer Zimmerecke sah Brunetti hinter einem massiven Schreibtisch, der mit Büchern und Papieren übersät war, den wuchtigen Oberkörper einer Frau in Schwarz. Die Strenge ihres Kleides und ihr finsterer Gesichtsausdruck ließen das übrige Zimmer plötzlich geradezu heiter erscheinen.

»Was wollen Sie?« fragte die Frau. Vianellos Uniform machte die Frage, wer sie seien, offenbar überflüssig.

Brunetti konnte sich von dort, wo er stand, keine klare Vorstellung vom Alter der Frau machen, aber ihre Stimme - tief, klangvoll und gebieterisch - ließ auf ein reifes, wenn nicht gar fortgeschrittenes Alter schließen. Er machte ein paar Schritte ins Zimmer, bis ihn nur noch wenige Meter von ihrem Schreibtisch trennten. »Contessa?« sagte er.

»Ich habe gefragt, was Sie wollen«, war ihre einzige Antwort.

Brunetti lächelte. »Ich will versuchen, so wenig wie möglich von Ihrer Zeit in Anspruch zu nehmen, Contessa. Ich weiß ja, wieviel Sie zu tun haben. Meine Schwiegermutter spricht oft von Ihrer Hingabe an gute Werke und der Uermüdlichkeit, mit der Sie so großzügig die Heilige Mutter Kirche unterstützen.« Er versuchte einen ehrfürchtigen Ton in den letzten Halbsatz zu legen, was ihm nicht leichtfiel.

»Und wer ist Ihre Schwiegermutter?« erkundigte sie sich in einem Tonfall, als erwartete sie, daß es ihre Nähmamsell sei.

Brunetti legte sorgfältig an, zielte und traf sie genau zwischen den entstehenden Augen: »Contessa Falier.«

»Donatella Falier?« fragte sie, ihr Erstaunen mehr schlecht als recht verbergend.

Brunetti tat, als hätte er davon nichts gemerkt. »Ja. Und wenn ich mich recht erinnere, hat sie erst letzte Woche von Ihrem neuesten Projekt gesprochen.«

»Sie meinen unseren Feldzug gegen den Verkauf von Verhütungsmitteln in Apotheken?« fragte sie, womit sie Brunetti die Information gab, die er brauchte.

»Ja«, sagte er lächelnd und nickte, als wäre er vollkommen mit ihr einig.

Sie erhob sich und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor, die Hand ausgestreckt, nun da sein Menschsein bestätigt war durch die Verwandtschaft, und sei sie nur angeheiratet, mit einer der vornehmsten Damen der Stadt. Im Stehen präsentierte sie die vollen Maße ihres Körpers, die bis dahin durch den Schreibtisch verdeckt gewesen waren. Sie war größer als Brunetti und mindestens zwanzig Kilo schwerer. Aber ihre Körpermasse bestand nicht aus dem robusten, festen Muskelfleisch der gesunden Dicken, sondern aus dem wabbligen Fett der ewig Seßhaften. Ihre Kinne hingen, eins unter dem anderen, bis auf das Brustteil ihres Kleides hinunter, das seinerseits kaum mehr war als ein Schlauch aus schwarzer Wolle, der von dem gewaltigen Balkon ihres Busens herabhing. Brunetti glaubte nicht, daß bei der Erschaffung dieses Fleischberges viel Freude oder wenigstens Spaß im Spiel gewesen war.

»Dann sind Sie also Paolas Mann?« fragte sie, während sie auf ihn zukam, wobei ein beißender Geruch nach ungewaschener Haut vor ihr herwehte.

»Ja, Contessa. Guido Brunetti«, sagte er und ergriff die dargebotene Hand, als nähme er einen Splitter des Kreuzes Jesu in Empfang, beugte sich darüber und hob sie bis kurz unter seine Lippen. Als er sich wieder aufrichtete, fügte er hinzu: »Es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen«, was er tatsächlich so herausbrachte, als meinte er es ernst.

Er drehte sich zu Vianello um. »Und das ist Sergente Vianello, mein Assistent.« Vianello machte eine vollendete Verbeugung und ein Gesicht so ernst wie Brunetti, wobei er aussah, als wäre er von Stummheit geschlagen ob der Ehre, der Contessa vorgestellt zu werden. Sie würdigte ihn kaum eines Blickes.

»Bitte nehmen Sie Platz, Dottor Brunetti«, sagte sie und deutete mit fester Hand auf einen Stuhl vor ihrem Schreibtisch. Brunetti ging zu dem Stuhl, dann drehte er sich um und winkte Vianello zu einem anderen Stuhl näher bei der Tür, wo er vor dem strahlenden Glanz ihrer Vornehmheit wahrscheinlich sicherer war.

Die Contessa kehrte an ihren Platz hinter dem Schreibtisch zurück und ließ sich langsam auf den Stuhl sinken. Sie schob ein paar Papiere beiseite und sah Brunetti an. »Hatten Sie nicht zu Stefano gesagt, es gebe irgendein Problem mit dem Nachlaß meines Mannes?«

»Nein, Contessa, so etwas Ernstes ist es nicht«, antwortete Brunetti mit einem Lächeln, das ganz locker wirken sollte. Sie nickte und wartete auf seine Erklärung.

Brunetti lächelte noch einmal, dann begann er nach Kräften zu improvisieren: »Wie Ihnen bekannt ist, Contessa, gibt es in diesem Land einen wachsenden Hang zur Kriminalität.«

Sie nickte.

»Es scheint, daß gar nichts mehr heilig ist, niemand mehr sicher vor denen, die alles daransetzen, Geld und Gut ihren rechtmäßigen Besitzern abzapfen oder abzuschwindeln.«

Die Contessa bestätigte dies mit einem betrübten Nicken.

»Die jüngste Erscheinungsform solcher Niedertracht beobachtet man dort, wo Leute sich in das Vertrauen älterer Menschen einschleichen, um sie dann, leider allzuoft mit Erfolg, zu betrügen und zu hintergehen.«

Die Contessa hob eine Hand, die dicken Finger hochgestreckt. »Wollen Sie mich warnen, daß es auch mir so ergehen könnte?«

»Nein, Contessa. Das nicht. Wir wollen nur sichergehen, daß Ihr verstorbener Gatte...« - hier gestattete Brunetti sich ein trauriges Kopfschütteln ob der Tatsache, daß gerade die Tugendsamen doch allzu früh von uns genommen würden - »... daß Ihr verstorbener Gatte nicht ein Opfer solch ruchloser Falschheit geworden ist.«

»Wollen Sie sagen, daß Sie glauben, Egidio sei bestohlen worden? Betrogen? Ich verstehe nicht, wovon Sie reden.« Sie beugte sich so weit vor, daß ihr Busen auf die Schreibtischplatte zu liegen kam.

»Dann lassen Sie es mich unverblümt sagen, Contessa. Wir wollen sichergehen, daß es niemandem gelungen ist, den Conte vor seinem Tod zu überreden, ihn in seinem Testament zu bedenken, daß niemand ungebührlichen Einfluß auf ihn genommen hat, um an einen Teil seines Vermögens zu gelangen und damit zu verhindern, daß es seinen rechtmäßigen Erben zukommt.«

Die Contessa ließ sich das durch den Kopf gehen, sagte aber nichts.

»Wäre es möglich, daß sich so etwas zugetragen hat, Contessa?«

»Was gibt Ihnen Anlaß zu einem solchen Verdacht?« fragte sie.

»Der Name Ihres Gatten, Contessa, fiel mehr oder weniger zufällig im Zuge einer anderen Ermittlung.«

»Ging es dabei um Leute, die um ihr Erbe betrogen wurden?«

»Nein, Contessa, es ging um etwas anderes. Aber bevor wir amtlich tätig werden, wollte ich Sie persönlich aufsuchen — wegen des hohen Ansehens, in dem Sie stehen – und mich, wenn es geht, vergewissern, daß es gar nichts zu ermitteln gibt.«

»Und was brauchen Sie von mir?«

»Ihre Versicherung, daß es im Zusammenhang mit dem Testament Ihres Gatten keine Unannehmlichkeiten gegeben hat.«

»Unannehmlichkeiten?« wiederholte sie.

»Daß jemand bedacht wurde, der nicht zur Familie gehört«, erläuterte er. Sie schüttelte den Kopf.

»Jemand, der nicht zum engen Freundeskreis zählt?«

Wieder schüttelte sie so entschieden den Kopf, daß ihre Doppelkinne hin und her schwangen.

»Eine Einrichtung, der er eine Spende zugesagt hat?«

Brunetti sah an dieser Stelle ihre Augen aufleuchten.

»Was verstehen Sie unter Einrichtung?«

»Manche dieser Schwindler bringen ihre Opfer dazu, für etwas Geld zu spenden, was sie ihnen als ehrenwerte wohltätige Einrichtung präsentieren. Wir hatten Fälle, da wurden Leute überredet, Geld für Kinderkrankenhäuser in Rumänien zu spenden, oder für ein angebliches Hospiz der Mutter Teresa.« Brunetti legte alle ihm zu Gebot stehende Empörung in seine Stimme, als er hinzufügte: »Abscheulich. Einfach schockierend.«

Die Contessa sah ihm in die Augen und schloß sich diesem Urteil mit einem Kopfnicken an. »Bei uns gab es nichts dergleichen. Mein Mann hat sein Vermögen seiner Familie hinterlassen, wie es sich gehört. Es gab keine

fragwürdigen Vermächtnisse. Niemand hat etwas bekommen, dem es nicht zustand.«

Da Vianello unmittelbar im Blickfeld der Contessa saß, nahm er sich die Freiheit, mit einem energischen Kopfnicken zu bestätigen, daß dies so seine Ordnung hatte.

Überrascht, daß es ihm so leicht gelungen war, diese Informationen von der Contessa zu bekommen, stand Brunetti jetzt auf. »Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen, Contessa. Ich fürchtete schon, der Conte als ein für seine Großzügigkeit bekannter Mann sei womöglich Opfer dieser Leute geworden. Aber nach diesem Gespräch mit Ihnen bin ich froh zu wissen, daß wir seinen Namen aus unseren Ermittlungsakten streichen können.« Er legte noch etwas mehr Herzlichkeit in seine Stimme und fuhr fort: »Als Staatsdiener bin ich ja immer froh, wenn es so ausgeht, aber ich spreche als Privatmann, wenn ich Ihnen versichere, daß ich persönlich sehr erfreut über dieses Ergebnis bin.« Er sah sich zu Vianello um und bedeutete ihm aufzustehen.

Als er sich wieder der Contessa zuwandte, kam diese gerade hinter ihrem Schreibtisch hervor und wälzte ihm ihren gewaltigen Umfang entgegen.

»Können Sie mir dazu Näheres sagen, Dottore?«

»Nein, Contessa, solange ich weiß, daß Ihr Gatte mit diesen Leuten nichts zu tun hatte, kann ich meinem Kollegen sagen...«

»Ihrem Kollegen?« unterbrach sie ihn.

»Ja, einer der anderen *commissari* leitet die Ermittlungen gegen diesen Schwindlerring. Ich schicke ihm eine Aktennotiz, daß Ihr Gatte davon Gott sei Dank nicht betroffen war, und dann kümmere ich mich wieder um meine eigenen Fälle.«

»Wenn es gar nicht Ihr Fall ist, warum sind Sie dann gekommen?« fragte sie unverblümt.

Brunetti lächelte, bevor er antwortete: »Ich hoffte, es wäre für Sie weniger unangenehm, wenn Ihnen diese Fragen von jemandem gestellt würden, der... ich will sagen, der sich Ihrer Stellung in der Gesellschaft bewußt ist. Ich wollte keine Unruhe über Sie bringen, auch wenn diese, wie ich weiß, nur vorübergehend gewesen wäre.«

Statt ihm für diese Zuvorkommenheit zu danken, nahm die Contessa die ihr zustehende Rücksichtnahme mit einem leichten Nicken zur Kenntnis.

Brunetti streckte die Hand aus, und als sie ihm die ihre gab, beugte er sich wieder darüber, wobei er es sich verkniß, die Hacken zusammenzuschlagen, wie er es einmal in einem sehr schlechten Film bei einem deutschen Schauspieler gesehen hatte. Seitdem wartete er auf eine Gelegenheit, das auch einmal zu tun.

Er ging rückwärts zur Tür, wo Vianello schon stand. Beide Männer verneigten sich leicht, bevor sie hinausgingen. Stefano, sofern das der Name des Mannes mit dem Kreuz am Revers war, erwartete sie - nicht etwa an eine Wand gelehnt, sondern mitten auf dem Flur stehend - mit Brunettis Mantel über dem Arm. Als er sie kommen sah, hielt er Brunetti den Mantel und ließ ihn hineinschlüpfen, dann geleitete er sie schweigend zur Wohnungstür und wartete, bis sie draußen waren.

5

Schweigend gingen die beiden Männer die Treppen hinunter und hinaus auf die Straße, wo der Frühlingsabend schon über die Stadt hereinbrach.

»Nun?« fragte Brunetti, als er seine Liste wieder aus der Tasche zog. Er las die nächste Adresse und schlug die Richtung dorthin ein; Vianello fiel neben ihm in Gleichschritt.

»Das also nennt man eine bedeutende Persönlichkeit in unserer Stadt?« gab Vianello statt einer Antwort zurück.

»Ich glaube, ja.«

»Dann gute Nacht, Venedig«, bekundete Vianello seine Ehrfurcht vor dem Adel. »War sie das, die damals das Lösegeld für Lucia gezahlt hat?« Die Frage des Sergente bezog sich auf einen gut zehn Jahre zurückliegenden, berühmt gewordenen Fall, bei dem die Gebeine der heiligen Lucia aus der gleichnamigen Kirche gestohlen worden waren, um damit ein Lösegeld zu erpressen. Den Dieben war eine nie genannte Summe ausgezahlt und die Polizei daraufhin zu einer Wiese auf dem Festland geführt worden, wo man dann irgendwelche Knochen fand, vermutlich die der heiligen Lucia. Die Knochen wurden aufs feierlichste in die Kirche zurückgebracht, und der Fall war abgeschlossen.

Brunetti nickte. »Ich habe munkeln hören, daß sie es war, aber man kann nie wissen.«

»Wahrscheinlich waren es sowieso Schweineknochen«, meinte Vianello, und sein Ton besagte deutlich, daß er dies hoffte.

Da der Sergente also auf eine indirekte Frage offenbar nicht antworten mochte, stellte Brunetti jetzt eine direkte:

»Was halten Sie von der Contessa?«

»Sie hat richtig aufgehört, als Sie andeuteten, daß etwas an eine Institution geflossen sein könnte. Bei Verwandten und Bekannten schien sie da keine Bedenken zu haben.«

»Stimmt«, sagte Brunetti. »Die rumänischen Krankenhäuser.«

Vianello drehte sich um und sah Brunetti lange an. »Wo kamen denn alle diese Leute her, die sich Geld für Mutter Teresa haben abschwindeln lassen?«

Brunetti grinste achselzuckend. »Ich mußte ihr irgendwas erzählen. Es erfüllte seinen Zweck so gut wie alles andere.«

»Spielt ja sowieso keine Rolle«, meinte Vianello.

»Was spielt keine Rolle?«

»Ob Mutter Teresa das Geld bekommt oder irgendein Gauner.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Brunetti verwundert.

»Es erfährt doch nie ein Mensch, wo das Geld geblieben ist, oder? Sie hat alle diese Preise bekommen, und irgendwer sammelt immer für sie Geld, aber man sieht nie etwas davon.«

Dies war eine Stufe des Zynismus, die selbst Brunetti noch nie erklommen hatte, weshalb er sagte: »Nun, immerhin haben die Leute, die sie aufnimmt, einen anständigen Tod.«

Vianellos Antwort kam prompt: »Wenn Sie mich fragen, wäre denen eine anständige Mahlzeit wahrscheinlich lieber.« Dann mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Uhr und ohne seine Zweifel am Sinn ihres zeitaufwendigen Tuns auch nur im geringsten zu verhehlen: »Oder ein Schluck zu trinken.«

Brunetti verstand den Wink. Von den beiden Leuten, mit denen sie bisher gesprochen hatten, mochten sie auch noch so widerlich sein, hatte keiner den Eindruck irgendeiner Schuldverstrickung gemacht. »Noch eine«, sagte er, froh, daß es mehr nach einem Vorschlag als nach einem Befehl klang.

Vianello nickte müde; sein Achselzucken brachte zum Ausdruck, wie langweilig und immer wieder gleich doch ein Großteil ihrer Arbeit war. »Und danach *un'ombra*«, sagte er. Es war weder ein Vorschlag noch ein Befehl.

Brunetti nickte, denn der immer gleiche Verlauf ihrer Gespräche langweilte auch ihn bis zur Lähmung. Er las noch einmal die Adresse und bog in die *calle* zu ihrer Rechten ein. Dort fanden sie sich auf einem Hof wieder und blieben an der ersten Tür stehen, um nach etwas Hausnummerähnlichem zu suchen.

»Welche Nummer suchen wir eigentlich, Commissario?«

»Fünfhundertneunundvierzig«, las Brunetti von seinem Zettel ab.

»Das müßte gegenüber sein«, meinte Vianello. Er legte Brunetti eine Hand auf den Arm und zeigte zur anderen Hofseite.

Als sie den Hof überquerten, sahen sie, daß schon Narzissen und Osterglocken aus der dunklen Erde um den abgedeckten Brunnen in der

Mitte lugten; die kleineren hatten ihre Blüten bereits gegen die nächtliche Kühle geschlossen.

Drüben fanden sie die gesuchte Nummer, und Brunetti klingelte.

Kurz darauf fragte eine Stimme durch die Sprechanlage, wer da sei.

»Ich komme wegen Signor Lerini«, antwortete Brunetti.

»Signor Lerini ist nicht mehr von dieser Welt«, antwortete die Stimme.

»Ich weiß, Signora. Ich habe ein paar Fragen zu seinem Vermächtnis.«

»Sein Vermächtnis ist im Himmel«, entgegnete die Stimme. Brunetti und Vianello wechselten einen Blick.

»Ich möchte nur über sein irdisches Vermächtnis sprechen, das er ja wohl hiergelassen hat«, sagte Brunetti, der seine Ungeduld erst gar nicht mehr zu verbergen suchte.

»Wer sind Sie?« bellte die Stimme.

»Polizei«, antwortete er ebenso knapp.

Es klickte, als die Frau energisch den Hörer auflegte. Dann passierte ziemlich lange nichts, aber schließlich sprang die Tür auf.

Wieder gingen sie Treppen hinauf. Wie in Contessa Crivonis Wohnungsflur waren hier die Wände des Treppenhauses mit lauter Porträts geschmückt, allerdings stellten sie alle dieselbe Person dar: Jesus auf seinem immer blutiger werdenden Passionsweg bis zum Kreuzestod auf dem Kalvarienberg, nämlich dem dritten Treppenabsatz. Brunetti nahm sich die Zeit, eines der Bilder genauer zu betrachten, und sah, daß es sich nicht um die erwarteten billigen Reproduktionen aus einer frommen Zeitschrift handelte, sondern um überaus detailgenaue Buntstiftzeichnungen, die trotz der liebevoll ausgeführten Wunden, Dornen und Nägel doch immer den gleichen saccharinsüßen Ausdruck im Gesicht des leidenden Christus zeigten.

Als Brunetti seinen Blick von dem gekreuzigten Jesus wandte, sah er eine Frau in der offenen Wohnungstür stehen und glaubte im ersten Moment, er sei erneut auf Suor Immacolata getroffen, die wieder in ihren Orden eingetreten war und ihr Habit trug. Aber auf den zweiten Blick sah er, daß es eine ganz andere Frau war und die einzige Ähnlichkeit in der Kleidung lag: bodenlanger Rock und ein unförmiger schwarzer Pullover über einer hochgeschlossenen weißen Bluse. Es fehlten nur noch die Haube und ein langer Rosenkranz an der Taille, und die Nonnentracht wäre perfekt gewesen. Ihre Gesichtshaut war papierern und viel zu weiß, als sähe sie selten oder überhaupt nie das Licht des Tages. Ihre Nase war lang und rosa an der Spitze, das Kinn zu klein für das übrige Gesicht. Das eigenartig Unberührte dieses Gesichts machte es Brunetti schwer, ihr Alter zu bestimmen, aber er schätzte es auf fünfzig bis sechzig Jahre.

»Signora Lerini?« fragte Brunetti, ohne ein Lächeln an sie zu verschwenden.

»Signorina«, verbesserte sie ihn so prompt, daß man den Eindruck hatte, sie habe diese Korrektur schon oft ausgesprochen und sich vielleicht sogar darauf gefreut.

»Ich bin hier, um Ihnen ein paar Fragen zum Nachlaß Ihres Vaters zu stellen«, sagte Brunetti.

»Und darf ich fragen, wer Sie sind?« entgegnete sie in einem Ton, der Demut und Aggressivität zu vereinen vermochte.

»Commissario Brunetti«, antwortete er, dann drehte er sich zu Vianello um. »Und das ist Sergeant Vianello.«

»Sie müssen wahrscheinlich hereinkommen«, sagte sie.

Als Brunetti nickte, machte sie den Weg frei und hielt ihnen die Tür auf. Mit einem gemurmelten »*Permesso*« traten sie an ihr vorbei in die Wohnung. Brunetti bemerkte sofort einen Geruch, den er, obwohl er ihm bekannt vorkam, nicht gleich einordnen konnte. In der Diele stand eine Kommode aus Mahagoni mit lauter Fotos in kunstvollen Silberrahmen darauf. Brunetti schickte einen kurzen Blick darüber und sah wieder weg, aber dann schaute er doch noch einmal genauer hin. Alle Abgebildeten trugen fromme Gewänder der einen oder anderen Art: Bischöfe, Kardinale, vier linkische Nonnen in einer Reihe, sogar der Papst. Während die Frau sich anschickte, sie in ein anderes Zimmer zu führen, bückte Brunetti sich ein wenig, um sich die Fotos genauer anzusehen. Alle waren signiert, viele mit Widmungen für »Signorina Lerini«; ein Kardinal ging gar so weit, sie als »Benedetta, geliebte Schwester in Christo« zu bezeichnen. Brunetti hatte das seltsame Gefühl, sich im Zimmer eines Teenagers zu befinden, dessen Wände mit riesigen Postern von Rockstars tapeziert waren, auch sie in den irren Kostümen ihrer Profession.

Rasch eilte er Signorina Lerini und Vianello nach und folgte ihnen in ein Zimmer, das auf den ersten Blick eine Kapelle zu sein schien, sich aber bei näherem Hinsehen als Wohnzimmer entpuppte. In einer Ecke stand eine hölzerne Madonnenfigur, zu deren beiden Seiten je sechs hohe Kerzen brannten, von denen der Geruch ausging, den Brunetti nicht sofort erkannt hatte. Vor der Statue stand ein Betpult, ohne weiches Kissen auf der hölzernen Kniebank.

An einer anderen Wand stand ein Altar anderer Art, offensichtlich für ihren verstorbenen Vater; zumindest für das Foto eines stiernackigen Mannes im dunklen Straßenanzug, der wichtigtuertisch an einem Schreibtisch saß und die Hände vor sich gefaltet hatte. Statt von Kerzen wurde das Bild durch zwei sanfte Strahler angeleuchtet, die irgendwo zwischen den Deckenbalken versteckt waren; Brunetti hatte den starken Verdacht, daß sie Tag und Nacht brannten.

Signorina Lerini ließ sich auf einem Stuhl nieder, setzte sich aber nur auf die Kante, den Rücken aufrecht und so gerade wie ein Schwert.

»Ich möchte Ihnen als erstes mein Beileid aussprechen, Signorina«, begann Brunetti, sowie sie alle saßen. »Ihr Vater war ein wohlbekannter Mann, zweifellos eine Zierde für die Stadt, und sein Hinscheiden muß für Sie schwer zu tragen sein.« Brunetti wußte nichts über den Mann, aber seine Pose auf dem Foto sprach von Macht, und die Wohnung sprach von Reichtum.

Die Frau kniff die Lippen zusammen und neigte den Kopf. »Wir müssen den Willen des Herrn freudig annehmen«, sagte sie.

Brunetti hörte neben sich Vianello ein gerade noch vernehmbares »Amen« flüstern, versagte es sich aber, einen Blick zu seinem Sergente zu werfen. Signorina Lerini jedoch blickte zu Vianello und sah einen Gesichtsausdruck, der dem ihren an Ernst und Frömmigkeit nicht nachstand. Ihre Miene entspannte sich daraufhin sichtlich, und ihr Rückgrat verlor etwas von seiner Starre.

»Signorina, ich möchte Sie nicht in Ihrem Leid stören, das sicherlich groß ist, aber es gibt einige Fragen zum Tod Ihres Vaters, die ich Ihnen jetzt gern stellen möchte.«

Alle Frömmigkeit schwand aus ihrem Gesicht, wie ausgelöscht vom Schock. »Zu seinem Tod?« wiederholte sie.

»Ja.«

»Das war doch sein Herz. So haben die Ärzte es mir gesagt.«

»Ja, das Herz.« Brunetti wartete ein paar Sekunden, dann fragte er: »Und sein Vermächtnis?«

»Wie ich schon sagte«, erklärte sie, auf einmal ganz ruhig, »sein Vermächtnis ist beim Herrn.«

Diesmal hörte Brunetti neben sich ein gehauchtes »*Si, si*« und sorgte sich, ob Vianello jetzt nicht doch ein bißchen übertrieb. Doch Signorina Lerini sah den Sergente an und nickte, zweifellos davon angetan, daß sich im Zimmer noch ein zweiter Christ befand.

»Es ist bedauerlich, Signorina, daß wir, die wir zurückbleiben, uns nach wie vor mit den irdischen Dingen befassen müssen«, sagte Brunetti.

Bei diesen Worten warf Signorina Lerini einen Blick auf das Foto ihres Vaters, aber der konnte ihr offenbar auch nicht helfen. »Und womit befassen Sie sich?« fragte sie.

»Im Zuge anderer Ermittlungen«, wiederholte Brunetti seine Lügengeschichte, »sind wir darauf gestoßen, daß manche Bürger dieser Stadt auf Schwindler hereingefallen sind, die unter dem Deckmantel der Nächstenliebe an sie herantraten. Das heißt, die Leute geben sich als

Vertreter verschiedener wohltätiger Organisationen aus und holen auf diese Weise Geld, oft viel Geld, aus ihren Opfern heraus.« Er wartete, um Signorina Lerini Zeit zu geben, eine gewisse Neugier auf das Gesagte an den Tag zu legen, aber er wartete vergebens und fuhr schließlich fort: »Wir haben Grund zu der Annahme, daß es einer dieser Personen gelungen ist, sich das Vertrauen einiger Patienten der *casa di cura* zu erschleichen, in der auch Ihr Vater war.«

Jetzt sah Signorina Lerini mit vor Neugier geweiteten Augen zu ihm auf.

»Können Sie mir sagen, Signorina, ob diese Leute je an Ihren Vater herangetreten sind?«

»Woher soll ich so etwas wissen?«

»Es könnte doch sein, daß Ihr Vater davon gesprochen hat, sein Testament zu ändern, vielleicht eine Zuwendung an eine wohltätige Organisation, von der Sie ihn vorher noch nie haben reden hören.« Sie sagte nichts darauf. »Stand etwas von solchen Zuwendungen im Testament Ihres Vaters, Signorina?« »Was meinen Sie damit genau?« fragte sie.

Brunetti glaubte eine recht einfache Frage gestellt zu haben, dennoch erläuterte er: »Vielleicht eine Zuwendung an ein Krankenhaus, ein Waisenhaus?« Sie schüttelte den Kopf.

»Aber er wird doch gewiß einer angesehenen kirchlichen Organisation etwas vermacht haben«, meinte Brunetti.

Sie schüttelte wieder den Kopf, wartete aber mit keiner Erklärung auf.

Plötzlich mischte Vianello sich ein. »Wenn ich Sie einmal unterbrechen dürfte, Commissario, ich würde doch meinen, daß ein Mann wie Signor Lerini gewiß nicht bis zu seinem Tod damit gewartet hat, die Früchte seiner Arbeit mit der Heiligen Mutter Kirche zu teilen.« Nach diesem Einwurf neigte Vianello seinen Oberkörper zu Signor Lerinis Tochter hinüber, die ihm für diesen Tribut an die Großherzigkeit ihres Vaters mit einem huldvollen Lächeln dankte.

»Ich finde«, sprach Vianello, durch ihr Lächeln ermutigt, weiter, »daß wir unsere Verpflichtungen gegenüber der Kirche ein Leben lang mit uns tragen, nicht nur in der Todesstunde.« Und nachdem er dieses angebracht hatte, hüllte der Sergente sich wieder in respektvolles Schweigen.

»Das Leben meines Vaters«, begann Signorina Lerini, »war ein leuchtendes Beispiel christlicher Tugend. Nicht nur, daß er sein ganzes Leben lang von vorbildlichem Fleiß war, auch seine liebende Sorge um das seelische Wohl eines jeden, mit dem er zu tun bekam, ob privat oder geschäftlich, hat Maßstäbe gesetzt, die schwerlich zu übertreffen sein werden.« Sie redete noch ein paar Minuten lang in diesem Stil weiter, aber Brunetti schaltete ab und ließ seinen Blick im Zimmer umherwandern.

Die schweren Möbel, Reliquien einer vergangenen Zeit, waren ihm wohlvertraut, alle für die Ewigkeit geschaffen, ohne jede Rücksicht auf Bequemlichkeit oder Schönheit. Nach einem raschen Rundblick über die zahlreichen Bilder, die sich alle mehr durch Frömmigkeit als durch Ästhetik auszeichneten, beschränkte Brunetti sein Augenmerk auf die wulstigen Klauenfüße der Tische und Stühle.

Er schaltete seine Aufmerksamkeit erst wieder ein, als Signorina Lerini sich dem Ende ihrer Rede näherte, die sie schon unzählige Male gehalten haben mußte. Ihr Vortrag war so routiniert, daß Brunetti sich fragte, ob sie überhaupt noch wußte, was sie sagte; vermutlich nicht.

»Ich hoffe, damit ist Ihre Neugier gestillt«, sagte sie, als sie endlich fertig war.

»Das ist gewiß ein sehr eindrucksvoller Tugendkatalog, Signorina«, sagte Brunetti. Signorina Lerini war damit zufrieden und lächelte. Ihrem Vater war sein Recht zuteil geworden.

Eines hatte Brunetti sie allerdings nicht erwähnen hören, weshalb er fragte: »Können Sie mir sagen, ob die *casa di cura* zu den Nutznießern der Großherzigkeit Ihres Vaters gehört?«

Ihr Lächeln schwand. »Wie meinen Sie das?«

»Hat er sie in seinem Testament bedacht?«

»Nein.«

»Könnte er ihr etwas gestiftet haben, solange er dort war?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie mit sanfter Stimme, die deutlich machen sollte, wie wenig solche weltlichen Dinge sie interessierten; der scharfe Blick indessen, mit dem sie Brunetti bei Erwähnung einer solchen Möglichkeit ansah, verriet Argwohn und Mißvergnügen.

»Inwieweit hatte Ihr Vater noch die Kontrolle über seine Finanzen, während er dort war?« fragte Brunetti.

»Ich glaube, ich verstehe Ihre Frage nicht«, antwortete sie.

»Stand er in Verbindung mit seiner Bank, konnte er Schecks ausstellen? Oder wenn er das nicht mehr konnte, hat er Sie oder sonst jemanden, der seine Geschäfte führte, damit beauftragt, Rechnungen zu bezahlen oder Geschenke zu machen?« Noch deutlicher glaubte er die Frage nun wirklich nicht mehr formulieren zu können.

Ihr gefiel das nicht, das sah man, aber Brunetti hatte mit ihren Beteuerungen und dem Tugendgefasel keine Geduld mehr.

»Haben Sie nicht gesagt, daß Sie gegen Schwindler ermitteln, Commissario«, versetzte sie so scharf, daß Brunetti seinen eigenen Ton sofort bereute.

»Gewiß, Signorina, so ist es. Und ich wollte wissen, ob solche Leute sich vielleicht an Ihren Vater herangemacht und seine Großzügigkeit ausgenutzt haben, während er in der *casa di cura* war.«

»Wie hätte das vor sich gehen sollen?« fragte sie, und Brunetti sah, daß ihre rechte Hand die Finger der linken wie ein Schraubstock umspannt hielten und die Haut verdrehten wie an einem Hühnerhals.

»Wenn diese Leute andere Patienten besuchten oder sich aus welchem Grund auch immer dort aufhielten, könnten sie die Bekanntschaft Ihres Vaters gemacht haben.« Als sie nichts sagte, fragte Brunetti: »Wäre das nicht denkbar?«

»Und er hätte ihnen dann Geld geben können?« fragte sie.

»Möglich wäre es, aber nur theoretisch. Wenn in seinem Testament keine seltsamen Zuwendungen erscheinen und er keine ungewöhnlichen Verfügungen über seine Finanzen getroffen hat, glaube ich allerdings nicht, daß wir uns sorgen müssen.«

»Dann können Sie beruhigt sein, Commissario. Ich habe während seiner letzten Krankheit die Finanzen meines Vaters verwaltet, und er hat so etwas nie erwähnt.«

»Und sein Testament? Hat er während seines Aufenthalts in der *casa di cura* etwas daran geändert?« »Nein.«

»Und Sie sind seine Erbin?« »Ja. Ich war sein einziges Kind.«

Brunetti war mit seinen Fragen ebenso am Ende wie mit seiner Geduld. »Vielen Dank für Ihre Zeit und Ihr Entgegenkommen, Signorina. Was Sie uns gesagt haben, räumt jeden Verdacht aus, den wir hätten haben können.« Nach diesen Worten stand Brunetti auf, und Vianello folgte sofort seinem Beispiel. »Mir ist jetzt viel wohler, Signorina«, fuhr er fort und lächelte so aufrichtig, wie er nur konnte. »Ihre Aussage beruhigt mich, denn sie bedeutet, daß Ihr Vater nicht zu denen gehört, die von diesen verabscheuungswürdigen Menschen übertölpelt wurden.« Er lächelte noch einmal und wandte sich zur Tür, so dicht gefolgt von Vianello, daß er es richtig fühlte.

Signorina Lerini erhob sich und begleitete sie zur Wohnungstür. »Nicht daß es auf dies alles ankäme«, sagte sie mit einer Handbewegung, die das Zimmer mit allem umfing, was sich darin befand. Vielleicht hoffte sie ja, mit dieser Geste alle vorhergegangenen Fragen abzutun.

»Nicht wenn es um unser ewiges Heil geht, Signorina«, sagte Vianello, und Brunetti war froh, daß er mit dem Rücken zu beiden stand, denn er wußte nicht, ob er seinen Schrecken und Abscheu über Vianellos Worte sonst schnell genug hätte verbergen können.

An der Wohnungstür verabschiedete er sich von Signorina Lerini, und zusammen gingen er und Vianello wieder in den Hof hinunter.

Draußen drehte Brunetti sich um und sagte: »Darf ich mir die Kühnheit nehmen und fragen, woher dieser plötzliche Ausbruch von Frömmigkeit kam, Sergente?« Er bedachte Vianello mit einem ungehaltenen Blick; der aber antwortete nur mit einem Grinsen. »Nun?« bohrte Brunetti.

»Ich habe nicht mehr soviel Geduld wie früher, Commissario. Und die Frau ist so weit hinüber, daß ich dachte, die merkt gar nicht, was ich da tue.«

»Das hat ja vermutlich geklappt«, sagte Brunetti. »Ein köstlicher Auftritt. >Wenn es um unser ewiges Heil geht«, wiederholte er, ohne seinen Widerwillen zu verbergen. »Ich hoffe, sie hat Ihnen das abgenommen, denn mir kamen Sie dabei so falsch wie eine Schlange vor.«

»Oh, und ob sie es mir abgenommen hat, Commissario«, sagte Vianello, während sie den Hof verließen und in Richtung Accademiabrücke zurückgingen.

»Wieso sind Sie so sicher?« fragte Brunetti.

»Weil Heuchler nie auf die Idee kommen, daß andere Leute genauso falsch sein könnten wie sie.«

»Sind Sie überzeugt, daß sie eine Heuchlerin ist?«

»Haben Sie ihr Gesicht gesehen, als Sie davon sprachen, daß ihr Vater, ihr vergötterter Vater, etwas von der Knete verschenkt haben könnte?«

Brunetti nickte.

»Und?« fragte Vianello.

»Und was?«

»Ich denke, das zeigt doch zur Genüge, worum es bei dem ganzen Gefasel über Religion in Wirklichkeit geht.«

»Und was wäre das in Ihren Augen, Sergente?«

»Daß es sie zu etwas Besonderem macht, aus der Masse hervorhebt. Sie ist nicht schön, nicht einmal hübsch, und von Klugheit merkt man auch nichts. Also kann sie sich von anderen Menschen nur dadurch abheben, wie wir es ja wohl alle wollen, daß sie die Fromme spielt. Dann sagen alle, die ihr begegnen: >Ach, was für eine beeindruckende, ernsthafte Frau.< Und sie braucht dafür überhaupt nichts zu tun, nichts zu lernen, nicht einmal an irgend etwas zu arbeiten. Oder wenigstens interessant zu sein. Sie braucht nur diese frommen Sprüche abzulassen, und alle rufen begeistert, wie gut sie ist.«

Brunetti war davon nicht überzeugt, aber er behielt seine Meinung für sich. Sicher, Signorina Lerinis Frömmigkeit hatte etwas Übertriebenes und Unstimmiges an sich, aber Brunetti glaubte nicht, daß dies Heuchelei war, davon hatte er im Laufe seines Berufslebens genug mitbekommen. Ihr

Gerede von Religion und Gottes Willen klang für ihn ganz einfach nach Fanatismus. In seinen Augen fehlten ihr die Intelligenz und die Egozentrik, die man bei echten Heuchlern gewöhnlich antraf.

»Das hört sich an, als würden Sie sich mit dieser Art von Frömmigkeit gut auskennen, Vianello«, sagte Brunetti, während er auf eine Bar zusteuerte. Nachdem sie sich so lange mit frommem Getue hatten abgeben müssen, brauchte er etwas zu trinken. Vianello schien es nicht anders zu gehen, denn er bestellte ihnen zwei Glas Weißwein.

»Meine Schwester«, erklärte Vianello. »Allerdings ist sie da inzwischen herausgewachsen.«

»Was war denn mit ihr?«

»Angefangen hatte es ungefähr zwei Jahre vor ihrer Heirat.« Vianello trank einen Schluck, stellte sein Glas ab und knabberte an einem Cracker, den er sich aus einer Schale auf dem Tresen geangelt hatte. »Zum Glück war es mit der Heirat dann auch wieder vorbei.« Noch ein Schluck. Ein Lächeln. »Für Jesus war wohl kein Platz im Bett.« Ein größerer Schluck. »Es war schlimm. Wir mußten uns das monatelang anhören, dieses ewige Geleier über Beten und gute Werke und wie sehr sie die Heilige Jungfrau liebte. Es ging so weit, daß sogar meine Mutter - die eine echte Heilige ist - es nicht mehr aushielt.«

»Und?«

»Wie gesagt, sie heiratete, dann kamen Kinder, und sie hatte für Frömmigkeit und heiliges Getue keine Zeit mehr. Danach hat sie es wohl vergessen.«

»Meinen Sie, es könnte mit Signorina Lerini ebenso gehen?« fragte Brunetti und nippte an seinem Wein.

Vianello zuckte die Achseln. »In ihrem Alter - wie alt mag sie sein, fünfzig?« fragte er. Und als Brunetti nickte, fuhr er fort: »Die würde einer doch höchstens wegen ihres Geldes heiraten. Und daß sie davon etwas hergibt, ist wohl kaum zu erwarten, oder?«

»Sie können die Frau wohl wirklich nicht leiden, Vianello.«

»Ich kann Heuchler nicht leiden. Und ich kann Frömmler nicht leiden. Da können Sie sich vorstellen, was ich von einer Kombination aus beidem halte.«

»Aber Sie haben eben gesagt, Ihre Mutter sei eine Heilige. Ist sie nicht fromm?«

Vianello nickte und schob sein Glas über den Tresen. Der Barmann füllte es und sah zu Brunetti, der ihm seines ebenfalls zum Nachfüllen hinüberreichte.

»Doch. Aber bei ihr ist es echter Glaube, nämlich an menschliche Güte.«

»Ist das nicht der ganze Sinn des Christentums?«

Vianello hatte dafür nur ein ärgerliches Schnauben übrig. »Sehen Sie, Commissario, genau das meinte ich, als ich sagte, daß meine Mutter eine Heilige ist. Sie hat außer uns dreien noch zwei andere Kinder großgezogen. Der Vater war ein Arbeitskollege von meinem, und als seine Frau starb, fing er an zu trinken und kümmerte sich zu wenig um die Kinder. Da hat meine Mutter sie einfach zu uns geholt und mit uns aufgezogen. Ohne großes Trara, ohne jedes Gerede von Großmut. Und eines Tages hat sie meinen Bruder dabei erwischt, wie er eines von den anderen Kindern hänselte und sagte, sein Vater wäre ein Säufer. Zuerst dachte ich, sie würde Luca umbringen, aber sie hat ihn nur in die Küche gerufen und ihm gesagt, daß sie sich für ihn schämt. Sonst nichts, nur daß sie sich für ihn schämt. Und Luca hat eine Woche lang geheult. Sie war freundlich zu ihm, hat ihm aber deutlich gezeigt, wie ihr zumute ist.« Vianello trank wieder einen Schluck. Er war mit den Gedanken ganz in seiner Kindheit.

»Und weiter?« fragte Brunetti.

»Wie?«

»Wie ging es weiter? Mit Ihrem Bruder, meine ich.«

»Ach so. Zwei Wochen später gingen wir alle zusammen von der Schule nach Hause, und ein paar ältere Jungen aus der Nachbarschaft fingen an, dem Jungen irgendwas nachzurufen, demselben, den Luca gehänselt hatte.«

»Und?«

»Und Luca ist förmlich ausgerastet. Zwei von ihnen hat er blutig geschlagen und einen fast bis nach Castello gejagt. Und die ganze Zeit hat er gebrüllt, so was hätten sie nicht zu seinem Bruder zu sagen.« Vianellos Augen leuchteten auf bei der Erzählung. »Als er nach Hause kam, war er ganz blutverschmiert. Ich glaube, er hatte sich bei der Prügelei einen Finger gebrochen; jedenfalls mußte mein Vater ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Und?«

»Hm, ja, und im Krankenhaus hat Luca meinem Vater dann alles erzählt, und als sie heimkamen, hat mein Vater es meiner Mutter erzählt.« Vianello trank seinen Wein aus und zog ein paar Geldscheine aus der Tasche.

»Was hat Ihre Mutter dann getan?«

»Ach, eigentlich nichts weiter. Sie hat nur an dem Abend *risotto di pesce* gekocht, Lucas Leibspeise. Zwei Wochen lang hatten wir derlei nicht bekommen. Als ob sie in einen Streik getreten wäre oder so was. Oder als hätte sie uns allen wegen Lucas Äußerungen einen Hungerstreik verordnet«, fügte er laut lachend hinzu. »Aber danach konnte Luca wieder lächeln. Meine Mutter hat nie ein Wort darüber verloren. Luca war das Nesthäkchen, und ich hatte immer gedacht, er wäre ihr Liebling.« Vianello nahm das

Wechselgeld und steckte es in die Tasche. »So ist sie. Keine großen Predigten. Aber eine gute Seele durch und durch.«

Er ging zur Tür und hielt sie Brunetti auf. »Stehen auf dieser Liste noch mehr Namen, Commissario? Sie werden mir nämlich nicht einreden können, daß von diesen Leuten einer zu mehr als falscher Frömmigkeit fähig ist.« Vianello drehte sich um und sah auf die Uhr über der Bar.

Brunetti, der von Frömmigkeit ebenso die Nase voll hatte wie Vianello, sagte: »Nein, ich glaube nicht. Das vierte Erbe ist gleichmäßig unter sechs Kindern aufgeteilt.«

»Und das fünfte?«

»Da wohnt der Haupterbe in Turin.«

»Bleiben nicht mehr viele Verdächtige übrig, nicht wahr, Commissario?«

»Nein, das fürchte ich auch. Und allmählich glaube ich, daß es auch nicht viele Verdachtsmomente gibt.«

»Sollen wir überhaupt noch in die Questura zurück?« fragte Vianello, wobei er diesmal den Ärmel zurückschob und auf seine eigene Uhr sah.

Es war Viertel nach sechs. »Nein, den Weg können wir uns wohl sparen«, antwortete Brunetti. »Dann kommen Sie wenigstens mal zu einer vernünftigen Zeit nach Hause, Sergente.«

Vianello lächelte und wollte etwas sagen, besann sich kurz, gab dann aber doch zu: »Mehr Zeit fürs Fitneßstudio.«

»Hören Sie mir bloß damit auf«, versetzte Brunetti mit einer Miene gespielten Entsetzens.

Vianello lachte laut, als er die ersten Stufen der Accademiabrücke hinaufging, und Brunetti schlug den Heimweg über den Campo San Barnaba ein.

Auf diesem *campo* war es, als er gerade vor der frisch restaurierten Kirche stand und zum erstenmal ihre Fassade im neuen Glanz sah, daß Brunetti der Gedanke kam. Er bog in die *calle* neben der Kirche ein und hielt beim letzten Haus vor dem Canal Grande an.

Die Tür sprang beim zweiten Klingeln auf, und er betrat den riesigen Innenhof des Palazzos seiner Schwiegereltern. Luciana, die schon Dienstmädchen bei der Familie gewesen war, bevor Brunetti und Paola sich kennenlernten, öffnete die Eingangstür oberhalb der Treppe und begrüßte ihn freundlich lächelnd: »*Buona sera, dottore.*«

»*Buona sera*, Luciana. Schön, Sie wiederzusehen«, sagte Brunetti und gab ihr seinen Mantel, wobei ihm bewußt wurde, wie oft er ihn an diesem Nachmittag schon hin und her gereicht hatte. »Ich möchte gern zu meiner Schwiegermutter. Das heißt, falls sie zu Hause ist.«

Luciana ließ sich nicht anmerken, ob sein Anliegen sie überraschte. »Die

Contessa liest. Aber sie wird Sie sicher gern empfangen, Dottore.« Während sie Brunetti in den Wohnflügel des Palazzos führte, fragte sie mit einer Stimme, in der echte Zuneigung lag: »Was machen die Kinder?«

»Raffi ist verliebt«, sagte Brunetti und freute sich an Lucianas herzlichem Lächeln. »Chiara auch«, fügte er hinzu und amüsierte sich diesmal über ihr entsetztes Gesicht. »Aber zum Glück ist Raffi in ein Mädchen verliebt und Chiara in das neugeborene Eisbärjunge im Berliner Zoo.«

Luciana blieb stehen und legte ihm eine Hand auf den Arm. »Dottore, Sie sollten sich mit einer alten Frau nicht solche Scherze erlauben«, sagte sie und nahm theatralisch die andere Hand vom Herzen.

»Wer ist sie denn?« fragte sie. »Ein nettes Mädchen?«

»Sara Paganuzzi. Die wohnen unter uns. Raffi kennt sie schon von klein auf. Ihr Vater hat eine Glasmanufaktur draußen auf Murano.«

»Der Paganuzzi?« fragte Luciana ehrlich neugierig.

»Ja. Kennen Sie die Leute?«

»Nicht persönlich, aber ich kenne seine Sachen. Schön, sehr schön. Mein Neffe arbeitet auf Murano, und der sagt immer, Paganuzzi ist von den Glasmachern der beste.« Luciana blieb vor dem Studierzimmer der Contessa stehen und klopfte.

»Avanti«, hörte man die Stimme der Contessa von drinnen. Luciana öffnete die Tür und ließ Brunetti unangemeldet eintreten. Schließlich bestand wenig Gefahr, daß er die Contessa bei ungehörigem Tun oder bei der heimlichen Lektüre eines Body-Building-Magazins überraschte.

Donatella Falier sah über ihre Lesebrille hinweg zur Tür, dann legte sie ihr Buch aufgeklappt neben sich aufs Sofa, die Brille obendrauf, und erhob sich sofort. -Sie kam mit raschem Schritt zu Brunetti und hob das Gesicht, um seine zwei leichten Wangenküsse entgegenzunehmen. Brunetti wußte, daß sie schon Mitte Sechzig war, aber sie wirkte gut zehn Jahre jünger; kein weißes Haar an ihr zu sehen, und was sie an Fältchen hatte, wurde durch sorgsam aufgelegtes Make-up nahezu unsichtbar; ihr zierlicher Körper war schlank und aufrecht.

»Guido, ist etwas passiert?« fragte sie ehrlich besorgt, und Brunetti bedauerte es einen Moment lang, im Leben dieser Frau ein solcher Fremdling zu sein, daß sein bloßes Erscheinen sie gleich an Gefahr oder Unglück denken ließ.

»Nein, nein, nichts. Allen geht es gut.«

Er sah sie bei dieser Antwort sichtlich aufatmen. »Gut. Gut. Möchtest du etwas trinken, Guido?« Sie blickte zum Fenster, als wollte sie die Zeit am verbliebenen Tageslicht ablesen und danach entscheiden, was

man wohl am besten zu trinken anbot, und Brunetti merkte, wie sehr es sie überraschte, daß es bereits dunkel wurde. »Wie spät ist es denn?« erkundigte sie sich.

»Halb sieben.«

»Was, tatsächlich?« Sie ging zu dem Sofa zurück, auf dem sie gesessen hatte. »Komm, setz dich zu mir und erzähle mir, wie es den Kindern geht«, sagte sie, indem sie wieder Platz nahm, das Buch schloß und es neben sich auf ein Tischchen legte. Dann klappte sie ihre Brille zusammen und legte sie neben das Buch. »Nein, hier, Guido«, sagte sie, als sie ihn zu einem Sessel gegenüber dem Sofa gehen sah.

Er tat wie geheißen und setzte sich neben sie. In den vielen Jahren seiner Ehe mit Paola war Brunetti so selten mit seiner Schwiegermutter allein gewesen, daß er kaum ein klares Bild von ihr hatte. Manchmal kam sie ihm vor wie die Oberflächlichkeit in Person und kaum imstande, sich selbst etwas zu trinken einzugießen, dann wieder verblüffte sie ihn mit ihren scharfsinnigen und treffsicheren Urteilen über anderer Leute Motive oder Charaktereigenschaften. Es verunsicherte ihn, daß er nie wußte, ob sie etwas ganz gezielt oder nur zufällig sagte. Sie war es gewesen, die vor einem Jahr den faschistischen Politiker Fini in »Mussofini« umgetauft hatte, ohne erkennen zu lassen, ob sie sich nur versprochen hatte oder ihrer Verachtung Ausdruck geben wollte.

Er berichtete der Contessa, wie es den Kindern ging, versicherte ihr, daß beide gut in der Schule waren, wegen der kühlen Nachtluft bei geschlossenen Fenstern schliefen und bei jeder Mahlzeit mindestens zweierlei Gemüse aßen. Der Contessa war das offenbar Beweis genug, daß es um ihre Enkelkinder gut bestellt war, so daß sie sich nun mit deren Eltern befassen konnte. »Und du und Paola? Du siehst jedenfalls gesund und kräftig aus, Guido«, meinte sie, worauf Brunetti sich unwillkürlich etwas gerader hinsetzte.

»Aber jetzt sag mir doch, was du trinken möchtest«, forderte sie ihn auf.

»Eigentlich gar nichts, vielen Dank. Ich bin hier, weil ich dich etwas über verschiedene Leute fragen möchte, die du vielleicht kennst.«

»So?« fragte sie, wobei sie ihre jadegrünen Augen auf ihn richtete und weit öffnete. »Aus welchem Grund?«

»Nun ja, auf die Namen sind wir im Zuge einer anderen Ermittlung gestoßen...«, begann er und ließ den Satz unvollendet.

»Und nun bist du hier, um zu hören, ob ich etwas über sie weiß?«

»Hm... ja.«

»Was könnte ich denn wissen, was der Polizei eine Hilfe wäre?«

»Nun ja, private Dinge«, sagte Brunetti.

»Du meinst Klatsch?«

»Hm, ja.«

Sie wandte kurz den Blick ab und strich ein winziges Fältchen im Bezugstoff der Sofalehne glatt. »Ich wußte gar nicht, daß die Polizei sich mit Klatsch abgibt.«

»Klatsch dürfte unsere ergiebigste Informationsquelle sein.«

»Ach, wirklich?« fragte sie, und als er nickte, meinte sie

»Das ist ja hochinteressant.«

Brunetti sagte nichts, und um der Contessa nicht direkt in die Augen sehen zu müssen, blickte er an ihr vorbei auf den Couchtisch und den Buchrücken, halb in der Erwartung, daß es ein Liebes- oder Kriminalroman war. »*The Voyage of the Beagle*«, las er laut den englischen Titel, kaum imstande, sein Erstaunen für sich zu behalten.

Die Contessa sah ebenfalls zu dem Buch und dann wieder zu Brunetti. »Aber ja, Guido. Hast du es gelesen?«

»Vor Jahren, auf der Universität, aber in einer Übersetzung«, brachte er jetzt in normalem Ton heraus, der kein Erstaunen mehr verriet.

»Doch, ich habe Darwin schon immer gern gelesen«, erklärte die Contessa. »Hat dir das Buch gefallen?« fuhr sie fort, was hieß, daß Klatsch und Polizeiarbeit noch lange warten konnten.

»Ja, damals schon. Ich weiß nur nicht, ob ich mich noch so genau erinnere, was drinstand.«

»Dann solltest du es noch mal lesen. Es zeigt so deutlich, was in seinem Kopf vorging. Ein wichtiges Buch, wahrscheinlich eines der wichtigsten unserer Zeit. Dieses hier und *Die Entstehung der Arten*, denke ich.« Brunetti nickte. »Soll ich es dir leihen, wenn ich es ausgelesen habe?« fragte sie. »Mit dem Englisch wirst du doch keine Probleme haben, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht, aber ich habe momentan ziemlich viel zu lesen. Vielleicht später.«

»Es wäre sicher eine schöne Urlaubslektüre. Die vielen Strände. Und alle diese herrlichen Tiere.«

»Ja, ja«, bestätigte Brunetti, der absolut nicht mehr wußte, was er sagen sollte.

Die Contessa kam ihm zu Hilfe. »Und über wen möchtest du von mir nun Klatsch hören, Guido?«

»Also, nicht direkt Klatsch, sag mir nur, ob du über die Betreffenden etwas gehört hast, was für die Polizei vielleicht interessant wäre.«

»Und was wäre für die Polizei interessant?«

Er zögerte einen Moment, mußte dann aber zugeben:

»Alles vermutlich.« »Das dachte ich mir doch«, entgegnete sie. »Also?«

»Signorina Benedetta Lerini«, sagte er.

»Die drüben in Dorsoduro wohnt?« fragte die Contessa.

»Ja.«

Die Contessa dachte kurz nach, dann sagte sie: »Ich weiß über sie nur, daß sie sehr großzügig gegenüber der Kirche ist, oder sein soll. Ein Großteil des Geldes, das sie von ihrem Vater geerbt hat - ein gräßlicher Mensch übrigens, bössartig -, ist an die Kirche geflossen.«

»An welche Kirche?«

Die Contessa überlegte. »Ist das nicht merkwürdig?« meinte sie dann mit einer Mischung aus Erstaunen und Neugier. »Ich habe keine Ahnung. Ich habe lediglich gehört, daß sie sehr fromm sein soll und der Kirche viel Geld gibt. Aber das könnten meines Wissens die Waldenser oder Anglikaner oder sogar diese schrecklichen Amerikaner sein, die einen auf der Straße ansprechen, du weißt schon, die mit den vielen Frauen, die sie aber kein Coca-Cola trinken lassen.«

Brunetti wußte nicht, inwieweit das sein Wissen über Signorina Lerini erweiterte, also versuchte er es mit einem anderen Namen. »Und Contessa Crivoni?«

»Claudia?« rief die Contessa, wobei sie weder ihre erste Reaktion, nämlich Überraschung, noch die zweite zu verbergen suchte: reinstes Vergnügen.

»Wenn das ihr Vorname ist. Sie ist die Witwe des Conte Egidio.«

»Ach, das ist ja köstlich, wirklich köstlich«, meinte die Contessa mit einem Lachen, das wie eine Flöte klang. »Wenn ich das doch nur den Damen beim Bridge erzählen könnte!« Als sie Brunettis entsetztes Gesicht sah, beeilte sie sich jedoch zu versichern: »Nein, keine Sorge, Guido. Ich werde kein Sterbenswörtchen weitersagen. Nicht einmal zu Orazio. Paola hat schon oft erwähnt, daß sie mir nie etwas weitererzählen darf, was du ihr sagst.«

»So?«

»Ja.«

»Aber erzählt sie dir denn etwas weiter?« fragte Brunetti, ohne zu überlegen.

Die Contessa legte ihm lächelnd ihre beringte Hand auf den Arm. »Sag mal, Guido, du bist doch loyal gegenüber deinem Diensteid, nicht?«

Er nickte.

»Siehst du, und genauso bin ich loyal gegenüber meiner Tochter.« Sie lächelte noch einmal. »Und jetzt sag mir, was du über Claudia wissen möchtest.«

»Ich möchte etwas über ihren Mann wissen, wie sie mit ihm auskam.«

»Ich fürchte, mit Egidio kam niemand aus«, antwortete die Contessa ohne

Zögern, um nachdenklich hinzuzufügen:

»Aber das gilt wahrscheinlich genauso für Claudia.« Sie überlegte einen Moment, als ob ihr das gerade erst, als sie es aussprach, klargeworden wäre.

»Was weißt du denn über ihn, Guido?«

»Nicht mehr als das, was man in der Stadt so redet.«

»Und das wäre?«

»Daß er sein Vermögen in den sechziger Jahren mit illegal gebauten Häusern in Mestre gemacht hat.«

»Und über Claudia?«

»Daß sie sich sehr für die öffentliche Moral einsetzt«, antwortete Brunetti freundlich.

Die Contessa lächelte. »O ja, das kann man sagen.«

Als sie dem nichts weiter hinzufügte, fragte Brunetti:

»Was weißt du denn über sie, oder woher kennst du sie?«

»Über die Kirche San Simone Piccolo. Sie sitzt in dem Komitee, das Geld für die Restaurierung sammelt.«

»Bist du da auch drin?«

»Gütiger Himmel, nein. Sie hat mich dazu aufgefordert, aber ich weiß doch, daß die ganze Restaurierung nur vorgeschoben ist.«

»Wofür?«

»San Simone Piccolo ist die einzige Kirche in der Stadt, in der die Messe noch auf lateinisch gelesen wird. Wußtest du das?«

»Nein.«

»Ich glaube, die hatten irgendwie mit diesem französischen Kardinal zu tun - Lefebvre - der Latein und Weihrauch wiedereinführen wollte. Darum nehme ich an, daß alles Geld, das sie sammeln, nach Frankreich geschickt oder für Weihrauch ausgegeben wird, nicht für die Restaurierung der Kirche.« Sie grübelte darüber eine Weile nach, bevor sie fortfuhr: »Die Kirche ist ohnehin so häßlich, daß man sie nicht restaurieren sollte. Eine schlechte Imitation des Pantheons.«

Mochte Brunetti diesen Abstecher in die Architektur auch noch so interessant finden, er holte die Contessa doch zurück. »Aber was weißt du über sie?«

Die Contessa richtete den Blick von ihm auf die Vierblattfenster, die einen ungehinderten Blick auf die Palazzi am anderen Ufer des Canal Grande erlaubten. »Welcher Gebrauch wird davon gemacht, Guido? Kannst du mir das sagen?«

»Kannst du mir sagen, warum du das wissen möchtest?« fragte er zurück.

»Weil ich nicht will, daß Claudia, auch wenn sie noch so eine

unangenehme Person ist, aufgrund irgendwelchen Klatsches, der sich als falsch entpuppt, zu Unrecht leiden muß.« Bevor Brunetti etwas erwidern konnte, hob sie die Hand und sagte etwas lauter: »Nein, ich glaube, es kommt der Wahrheit näher, wenn ich sage, daß ich daran nicht schuld sein möchte.«

»Ich kann dir versichern, daß sie nicht unverdient leiden wird.«

»Das klingt in meinen Ohren sehr doppeldeutig.«

»Stimmt, ist es auch. Offen gestanden habe ich keine Ahnung, ob sie irgend etwas getan hat, oder auch nur, was das gewesen sein könnte. Ich weiß ja nicht einmal, ob überhaupt ein Unrecht geschehen ist.«

»Aber du kommst hierher, um dich über sie zu erkundigen?«

»Ja.«

»Dann muß deine Neugier doch Gründe haben.«

»Die hat sie. Aber ich versichere dir, daß es nichts weiter ist als das. Und wenn du mir etwas sagen kannst, was meine Neugier unbegründet erscheinen läßt, egal, was, dann werde ich es für mich behalten. Das verspreche ich.«

»Und andernfalls?«

Brunetti schürzte nachdenklich die Lippen. »Dann werde ich dem, was du mir gesagt hast, auf den Grund gehen und sehen, wieviel Wahrheit hinter dem Klatsch steckt.«

»Oft steckt ja gar keine dahinter«, sagte sie.

Er mußte lächeln. Der Contessa brauchte bestimmt niemand zu sagen, daß Klatsch ebensooft auf felsenharter Wahrheit gründete.

Nach längerem Schweigen sagte sie: »Es ist von einem Mann die Rede.« Weiter sagte sie nichts.

»In welcher Art ist davon die Rede?«

Statt einer Antwort winkte sie ab.

»Und von was für einem Mann?«

»Das weiß ich nicht. Könnte ein geistlicher Herr sein.«

»Ein Priester?« fragte er.

»Vielleicht. Aber ich weiß es nicht.«

»Was weißt du denn?« fragte er leise.

»Es sind solche Andeutungen gefallen. Nicht offen, verstehst du, nur so, daß man es als reine, aufrichtige Sorge um ihr Wohlbefinden verstehen konnte.« So etwas kannte Brunetti sehr gut: Eine Kreuzigung war gnädiger. »Du weißt, wie solche Dinge in Umlauf gebracht werden, Guido. Sie erscheint zu einem Treffen nicht, und schon fragt jemand, ob ihr etwas fehlt, oder jemand anders sagt, daß von Krankheit wohl nicht die Rede sein kann,

weil sie aussieht wie das blühende Leben.«

»Ist das alles?« fragte Brunetti.

Wieder winkte die Contessa ab. »Der Ton macht's. Die Worte bedeuten im Grunde nichts, es ist nur der Ton, in dem sie gesprochen werden, der Unterton. Die Andeutung, die in der unschuldigsten Bemerkung mitschwingt.«

»Wie lange läuft das schon?«

»Guido«, sagte sie, indem sie sich gerader aufrichtete, »ich weiß nicht, ob da überhaupt etwas läuft.«

»Wie lange sind dann diese Andeutungen schon im Umlauf?«

»Ich weiß nicht. Seit einem guten Jahr, glaube ich. Lange habe ich es gar nicht verstanden. Oder man hat sich in meiner Gegenwart nur in acht genommen. Weil bekannt ist, daß ich so etwas nicht mag.«

»Ist sonst noch etwas geredet worden?«

»Wie meinst du das?«

»Zum Beispiel, als ihr Mann starb?«

»Nein, ich kann mich nicht erinnern.«

»Gar nichts?«

»Guido«, sagte sie, wobei sie sich wieder zu ihm herüberbeugte und ihm die Hand auf den Arm legte, »bitte vergiß nicht, daß ich keine Verdächtige bin, und bemühe dich, nicht so mit mir zu reden, als ob ich eine wäre.«

Er fühlte, wie er rot wurde, und sagte rasch: »Entschuldigung. Bitte entschuldige. Ich vergesse das manchmal.«

»Ja, das hat Paola mir schon gesagt.«

»Was hat sie gesagt?« fragte Brunetti.

»Wie wichtig es dir ist.«

»Wie wichtig mir was ist?«

»Was du für Gerechtigkeit hältst.«

»Was ich für Gerechtigkeit *halte*?«

»Oh, entschuldige, Guido. Ich glaube, jetzt habe ich dich gekränkt.«

Er tat das mit einem raschen Kopfschütteln ab, aber bevor er fragen konnte, was er denn ihrer Ansicht nach für Gerechtigkeit »halte«, erhob sie sich und sagte: »Wie dunkel es schon ist.«

Sie schien ihn ganz und gar vergessen zu haben, wie sie so mit dem Rücken zu ihm am Fenster stand. Brunetti betrachtete sie lange: ihr rohseidenes Kostüm, die hohen Absätze, den perfekten Chignon, die auf dem Rücken verschränkten Hände. Sie hätte ohne weiteres eine junge Frau sein können, so schlank und aufrecht sah ihre Silhouette aus.

Nach einer ganzen Weile drehte sie sich wieder um und blickte auf die

Uhr. »Orazio und ich haben eine Essenseinladung, Guido. Wenn du also keine weiteren Fragen hast - ich glaube, ich muß mich jetzt umziehen gehen.«

Brunetti stand auf und ging zu ihr. Hinter der Contessa fuhren Boote auf dem Canal Grande vorbei, aus den Fenstern gegenüber fiel Licht darauf. Er wollte noch etwas sagen, aber bevor er den Mund aufmachen konnte, sagte sie: »Grüß bitte Paola und die Kinder von uns.« Sie tätschelte seinen Arm und ging an ihm vorbei. Dann war sie fort, und er stand allein da mit der Aussicht aus dem Palazzo, der eines Tages ihm gehören würde.

7

Nach sieben schloß Brunetti die Wohnungstür auf, hängte seinen Mantel weg und ging schnurstracks zu Paolas Arbeitszimmer. Er fand sie, wie nicht anders erwartet, in ihrem abgescheuerten Sessel, ein Bein unter sich gezogen, einen Stift in der Hand, ein offenes Buch auf dem Schoß. Sie sah auf, als er hereinkam, schmatzte ihm übertrieben laut einen Kuß entgegen, versenkte den Blick aber gleich wieder in ihr Buch. Brunetti setzte sich ihr gegenüber aufs Sofa, drehte sich dann zur Seite und streckte sich lang aus. Er nahm zwei Samtkissen und stopfte sie sich unter den Kopf. Zuerst schaute er an die Decke, dann schloß er die Augen, denn er wußte, daß sie nur noch den Abschnitt zu Ende lesen und sich dann ganz ihm widmen würde.

Eine Seite wurde umgeblättert. Minuten vergingen. Er hörte das Buch zu Boden fallen und sagte: »Ich wußte gar nicht, daß deine Mutter liest.«

»Na ja, bei schweren Wörtern läßt sie sich von Luciana helfen.«

»Ich meine, daß sie Bücher liest.«

»Anstelle von was? Handlinien?«

»Nein, wirklich, Paola, ich wußte nicht, daß sie richtige Bücher liest.«

»Ist sie immer noch bei Augustinus?«

Brunetti hatte keine Ahnung, ob das ein Scherz sein sollte oder nicht, also antwortete er: »Nein. Darwin. *The Voyage of the Beagle*.«

»Ach ja?« meinte Paola, offenbar kaum interessiert.

»Wußtest du, daß sie so was liest?«

»Wie du das sagst, sollte man meinen, sie läse Kinderpornos, Guido.«

»Nein, ich habe mich nur gefragt, ob du weißt, daß sie solche Bücher liest; daß sie eine ernsthafte Leserin ist.«

»Sie ist schließlich meine Mutter. Natürlich wußte ich das.«

»Aber du hast es mir nie gesagt.«

»Hättest du dann mehr für sie übrig als so?«

»Ich habe viel für deine Mutter übrig, Paola«, erklärte er, vielleicht etwas zu nachdrücklich. »Ich will nur sagen, daß ich nie so richtig wußte, wer sie ist. Oder«, verbesserte er sich, »wie sie ist.«

»Und wenn du weißt, was sie liest, weißt du, wer sie ist?«

»Kannst du mir etwas nennen, woran man das besser erkennt?«

Paola überlegte lange, ehe sie ihm die erwartete Antwort gab. »Nein, ich glaube nicht.« Er hörte sie auf ihrem Sessel herumrutschen, hielt aber die Augen geschlossen. »Wie bist du darauf gekommen, dich mit meiner Mutter zu unterhalten? Und woher weißt du das mit dem Buch? Du hast sie doch sicher nicht angerufen, um Lesetips einzuholen.«

»Nein, ich habe sie besucht.«

»Meine Mutter? Du hast meine Mutter besucht?«

Brunetti brummte.

»Warum denn das?«

»Um mich nach ein paar Leuten zu erkundigen, die sie kennt.«

»Nach wem?«

»Benedetta Lerini.«

»Oh, lá, lá!« jubilierte Paola. »Was hat sie verbochen? Endlich gestanden, daß sie ihrem Vater, diesem alten Miststück, mit einem Hammer den Schädel eingeschlagen hat?«

»Soviel ich weiß, ist er an einem Herzinfarkt gestorben.«

»Zu allseitiger Freude, wie ich annehme?«

»Wieso allseitig?« fragte Brunetti, und als Paola längere Zeit nicht antwortete, öffnete er die Augen und spähte zu ihr hinüber. Sie hatte jetzt das andere Bein unter sich gezogen und ihr Kinn auf die Hand gestützt. »Nun?« drängte er.

»Komisch, Guido. Jetzt, wo du danach fragst, könnte ich dir gar nicht sagen, warum. Wahrscheinlich nur, weil ich immer gehört habe, was für ein schrecklicher Mensch er ist.«

»Schrecklich inwiefern?«

Wieder kam ihre Antwort mit großer Verzögerung. »Ich weiß es nicht. Ich kann mich an nichts erinnern, jedenfalls nichts Bestimmtes, was ich über ihn gehört hätte; nur so ganz allgemein, daß er ein Fiesling war. Komisch, nicht?«

Brunetti schloß die Augen wieder. »Komisch, ja, vor allem in dieser Stadt.«

»Du meinst, weil hier jeder jeden kennt?«

»So ungefähr.«

»Stimmt wohl.« Beide verstummten, und Brunetti wußte, daß sie in ihren Gedächtniswindungen kramte und nach irgendeiner Bemerkung, einem Kommentar suchte, einem Hinweis darauf, woher diese Meinung über den verstorbenen Signor Lerini stammte, die sie sich offenbar ungeprüft zu eigen gemacht hatte.

Paolas Stimme holte Brunetti aus dem Halbschlaf zurück. »Es war Patrizia.«

»Patrizia Belotti?« »Ja.«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat so ungefähr die letzten fünf Jahre vor seinem Tod für ihn gearbeitet und mir von ihm und seiner Tochter erzählt. Patrizia sagte, er sei der gräßlichste Mensch, den sie kenne, und alle im Betrieb hätten ihn gehaßt.«

»Er war in der Immobilienbranche, nicht?«

»Ja, unter anderem.«

»Hat sie gesagt, warum?«

»Warum was?«

»Warum die Leute ihn haßten.«

»Laß mich mal nachdenken«, sagte Paola. Und nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Ich glaube, es hing mit Religion zusammen.«

Das hatte Brunetti sich schon fast gedacht. Nach der Tochter zu schließen, mußte er wohl einer dieser öligen Frömmeler gewesen sein, die in ihrem Betrieb das Fluchen verboten und zu Weihnachten Rosenkränze verschenkten. »Was hat sie denn so erzählt?«

»Ach, du kennst doch Patrizia.«

Brunetti hatte Paolas Jugendfreundin nie besonders interessant gefunden, aber zugegebenermaßen hatte er sie in all den Jahren auch höchstens ein dutzendmal gesehen. »Hm-mh«, machte er.

»Sie ist sehr religiös.«

Brunetti erinnerte sich; es war einer der Gründe, warum er sie nicht sonderlich mochte.

»Soviel ich weiß, hat sie erzählt, daß er eines Tages fürchterlichen Krach geschlagen habe, weil irgend jemand, eine neue Sekretärin oder so, in ihrem Büro ein frommes Bild an die Wand gehängt hatte. Oder ein Kreuz. Ich weiß jetzt wirklich nicht mehr genau, was sie gesagt hat. Es ist lange her. Jedenfalls hat er Krach geschlagen, und sie mußte es wieder abnehmen. Und fürchterlich geflucht haben soll er auch. So richtig unflätig - Madonna dies, Madonna jenes. Wörter, die Patrizia nicht einmal wiedergeben mochte. An denen sogar du Anstoß nehmen würdest, Guido.«

Brunetti übergang diese beiläufige Offenbarung, daß Paola ihn für eine Art

Schiedsrichter in Sachen Unflat zu halten schien, und richtete seine Aufmerksamkeit statt dessen auf das, was er da über Signor Lerini erfuhr. Aus dieser Nebelwelt wurde er zurückgeholt, als er den sanften Druck von Paolas Körper an seiner Hüfte fühlte. Er rückte, ohne die Augen zu öffnen, ein Stückchen nach hinten, um auf dem Sofa Platz für sie zu machen, dann fühlte er ihren Ellbogen, ihren Arm, ihre Brust auf seinem Oberkörper.

»Warum hast du meine Mutter besucht?« vernahm er ihre Stimme gleich unter seinem Kinn.

»Weil ich dachte, sie kennt vielleicht diese Lerini, und die andere.«

»Welche andere?«

»Claudia Crivoni.«

»Und, kannte sie Claudia?«

»M-hm.«

»Was hat sie gesagt?«

»Etwas von einem geistlichen Herrn.«

»Einem Priester?« fragte Paola im selben Ton wie Brunetti, als er das gehört hatte.

»Ja. Aber es sind nur Gerüchte.«

»Was heißt, daß es wahrscheinlich stimmt.«

»Was?«

»Ach, Guido, sei kein Schaf. Was kann denn deiner Meinung nach stimmen?«

»Mit einem Priester?«

»Warum nicht?«

»Haben die nicht ein Gelübde abgelegt?«

Sie stieß sich von ihm ab. »Ich kann's nicht glauben. Meinst du allen Ernstes, das ändere die Sachlage?«

»Sollte es doch.«

»Ja, und Kinder sollten gehorsam und ehrerbietig sein.«

»Unsere nicht«, sagte er und lächelte.

Er fühlte Paolas Körper beben vor Lachen. »Wie wahr! Aber im Ernst, Guido, das mit den Priestern glaubst du doch nicht wirklich, oder?«

»Ich glaube nicht, daß sie mit irgend jemandem etwas hat.«

»Was macht dich so sicher?«

»Ich hab sie gesehen«, sagte er, und unvermittelt packte er Paola um die Taille und zog sie auf sich herunter.

Paola quietschte überrascht auf, aber es klang so vergnüglich erschrocken wie bei Chiara, wenn Raffi oder er sie kitzelten. Sie zappelte, aber Brunetti schloß die Arme nur noch fester um sie und zwang sie stillzuhalten.

Nach einer Weile sagte er: »Ich habe deine Mutter nie gekannt.«

»Du kennst sie seit zwanzig Jahren.«

»Nein, ich meine, ich habe sie nie als Menschen gekannt. So viele Jahre, und ich wußte gar nicht, wer sie war.«

»Das klingt richtig traurig«, sagte Paola, wobei sie sich auf seiner Brust hochstemmte, um ihm besser ins Gesicht sehen zu können.

Er entließ sie aus seinem Klammergriff. »Es ist ja auch traurig, einen Menschen seit zwanzig Jahren zu kennen und nicht zu wissen, wen man eigentlich vor sich hat. Soviel vertane Zeit.«

Sie ließ sich wieder hinuntersinken und kuschelte sich zurecht, bis ihre Formen sich seinem Körper angepaßt hatten. Einmal entfuhr ihm ein unwillkürliches »Uff«, als ihr Ellbogen sich in seinen Magen bohrte, aber dann lag sie still, und er legte die Arme wieder um sie.

Chiara, die eine halbe Stunde später hungrig nach Hause kam und wissen wollte, was es zum Abendessen gebe, traf sie in dieser Stellung schlafend an.

8

Am nächsten Tag erwachte Brunetti mit einem seltsamen Gefühl der Klarheit, als wäre ein plötzliches Fieber im Lauf der Nacht verfliegen und er wieder zu Verstand gekommen. Er blieb noch lange im Bett und ließ sich alles durch den Kopf gehen, was er so an Informationen zusammengetragen hatte. Und statt zu dem Schluß zu kommen, daß er seine Zeit sinnvoll genutzt hatte, daß die Questura und ihre Belange bei ihm in guten Händen waren und er erfolgreich Verbrechen aufklärte, dämmerte ihm plötzlich die peinliche Erkenntnis, daß er hinter etwas hergejagt war, was alle Merkmale eines Hirngespinnstes hatte. Nicht genug damit, daß er Maria Testas Geschichte unbesehen geglaubt hatte, nein, er hatte auch noch Vianello gekapert und einen Nachmittag damit vertan, Leute zu befragen, die ganz offensichtlich keine Ahnung hatten, wovon er redete, und sich schon gar keinen Reim darauf machen konnten, daß ein *commissario* der Polizei sich unangemeldet bei ihnen einfand.

Patta wurde in zehn Tagen zurückerwartet, und Brunetti hatte keinen Zweifel, wie der Vice-Questore reagieren würde, wenn er erfahren sollte, womit hier Polizisten ihre Zeit verplempert hatten. Selbst in der Wärme und Geborgenheit seines Bettes konnte Brunetti schon die Eiskälte spüren, die Patta in seinen Kommentar legen würde: »Heißt das, Sie haben dieses Märchen geglaubt, das Ihnen eine *Nonne* erzählt hat, eine Frau, die sich ihr ganzes Leben lang hinter Klostermauern versteckt hat? Und dann sind Sie

diesen Leuten auf die Pelle gerückt und haben sie glauben gemacht, ihre Angehörigen wären ermordet worden? Haben Sie den Verstand verloren, Brunetti? Wissen Sie überhaupt, was für Leute Sie da vor sich haben?»

Er beschloß, noch mit einem Menschen zu sprechen, bevor er die Ermittlungen einstellte, und zwar mit jemandem, der ihm vielleicht nicht Marias Geschichte, aber wenigstens ihre Zuverlässigkeit als Zeugin bestätigen könnte. Und wer kannte sie besser als der Mann, dem sie in den letzten sechs Jahren ihre Sünden gebeichtet hatte?

Die Adresse, die Brunetti suchte, befand sich fast am äußersten Ende des *sestiere* Castello, unweit der Kirche San Pietro di Castello. Die ersten beiden Leute, die er auf der

Straße fragte, konnten ihm nicht sagen, wo die Hausnummer zu finden war, doch als er sich nach den Patres vom Heiligen Sakrament erkundigte, bekam er prompt die Auskunft, das sei am Fuß der nächsten Brücke, zweite Tür links. So war es dann auch, bestätigt durch ein kleines Messingschild mit dem Namen des Ordens.

Die Tür wurde nach dem ersten Klingeln von einem weißhaarigen Mann geöffnet, der das Vorbild für die in der Literatur des Mittelalters so verbreitete Figur des guten Mönches hätte abgeben können. Aus seinen Augen strahlte Freundlichkeit wie Wärme von der Sonne, und auf dem übrigen Gesicht leuchtete ein breites Lächeln, als machte es ihn wahrhaft glücklich, daß ein Fremder an seine Tür kam.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?« fragte er, als könnte ihm nichts eine größere Freude bereiten.

»Ich möchte Padre Pio Cavaletti sprechen, Bruder.«

»Ja, ja. Treten Sie näher, mein Sohn«, sagte der Mönch, wobei er die Tür noch weiter öffnete. »Vorsicht«, sagte er, nach unten zeigend und die andere Hand schon instinktiv nach Brunettis Arm ausgestreckt, um ihn zu stützen, wenn er über den Querbalken trat, der den Rahmen der schweren Holztür nach unten abschloß. Er trug das lange weiße Gewand von Suor Immacolatas Orden, darüber aber eine lehmbraune Schürze, auf der die jahrelange Arbeit mit Gras und Erde ihre Spuren hinterlassen hatte.

Ein süßer Duft hüllte Brunetti ein, und er blieb stehen, um zu sehen, woher er kam.

»Flieder«, erklärte der Mönch, erfreut über das sichtliche Wohlgefallen in Brunettis Miene. »Padre Pio ist ganz verrückt danach, er läßt ihn aus aller Welt kommen.« Was Brunetti bei einem neuerlichen Blick in die Runde bestätigt fand. Fliederbüsche, Fliederbäume in allen Größen und Formen füllten den ganzen Innenhof. Aber er sah nur wenige Büsche niedergebeugt

von der Last dunkler Dolden; die meisten blühten noch gar nicht.

»Daß diese wenigen so stark duften!« sagte Brunetti mit kaum zu überhörender Verwunderung.

»Ja, ja«, versetzte der Mönch mit stolzem Lächeln. »Das sind die Frühblüher, diese dunklen; Dilatata und Claude Bernard und Ruhm von Horstenstein.« Brunetti vermutete, daß die fremd klingenden Wörter für die Namen der Fliedersorten standen, die er roch. »Die weißen da drüben an der Mauer«, sagte der Mönch, indem er Brunettis Ellbogen faßte und nach links zeigte, wo ein Dutzend grünblättriger Büsche sich an die hohe Backsteinmauer schmiegte, »White Summers und Marie Finon und Ivory Silk, die blühen frühestens im Juni, und wahrscheinlich werden wir einige von ihnen noch bis Juli in Blüte haben, wenn die Hitze nur nicht zu früh kommt.« Er blickte mit einer Zufriedenheit um sich, die sich in seinem Gesicht wie auch in seiner Stimme ausdrückte, als er sagte: »Wir haben siebenundzwanzig verschiedene Sorten in diesem Garten. Und in unserem Ordenshaus bei Trient sind es weitere vierunddreißig.« Ehe Brunetti darauf etwas sagen konnte, fuhr er fort: »Sie kommen von weit her - sogar aus Minnesota...«, er sprach das Wort mit italienischer Betonung, »...und aus Wisconsin...«, ein Wort, das ihm kaum von der Zunge wollte,

»Und Sie sind der Gärtner?« fragte Brunetti, obwohl das eigentlich keiner Frage bedurfte.

»Durch Gottes Güte, ja, der bin ich. Ich habe in diesem Garten schon gearbeitet«, begann er, wobei er Brunetti genauer ansah, »als Sie noch ein kleiner Junge waren.«

»Wunderschön, Bruder. Sie können stolz darauf sein.«

Der alte Mann warf Brunetti unter seinen buschigen Brauen hervor einen raschen Blick zu. Stolz war immerhin eine der sieben Todsünden. »Ich meine, stolz, daß solche Schönheit zu Gottes Ehre gereicht«, korrigierte sich Brunetti, und der Mönch konnte wieder lächeln.

»Der Herr macht nie etwas, was nicht schön ist«, sagte der alte Mann, schon auf dem Ziegelpfad, der durch den Garten führte. »Wer daran zweifelt, braucht sich nur seine Blumen anzusehen.« Er bekräftigte diese schlichte Wahrheit mit einem Kopfnicken und fragte: »Haben Sie einen Garten?«

»Nein, leider nicht«, antwortete Brunetti.

»Wie schade. Es ist so schön, Dinge wachsen zu sehen. Da spürt man das Leben.« Er blieb an einer Tür stehen, öffnete sie und trat beiseite, um Brunetti in den langen Gang des Klosters zu lassen.

»Tun Kinder es auch?« fragte Brunetti lächelnd. »Davon habe ich zwei.«

»Oh, Kinder bedeuten mehr als alles auf der Welt«, meinte der Mönch und

lächelte Brunetti an. »Es gibt nichts Schöneres, und nichts gereicht dem Herrn zu größerer Ehre.«

Brunetti erwiderte das Lächeln und nickte; zumindest mit dem ersten Halbsatz war er einverstanden.

Der Mönch hielt vor einer Tür an und klopfte. »Gehen Sie nur hinein«, sagte er, ohne auf eine Antwort von drinnen zu warten. »Padre Pio sagt immer, wir sollen niemanden abhalten, der zu ihm möchte.« Mit einem Lächeln und einem Klaps auf Brunettis Arm machte der Mönch sich wieder auf den Weg zurück in seinen Garten und zu den Düften des Paradieses, als die Brunetti sie immer empfunden hatte.

An einem Tisch saß ein hochgewachsener Mann und schrieb. Als Brunetti eintrat, sah er auf, legte seinen Stift weg und erhob sich. Er kam hinter dem Schreibtisch hervor und mit ausgestreckter Hand auf seinen unbekannten Besucher zu, wobei ein Lächeln zuerst um seine Augen erschien und sich dann bis zum Mund ausbreitete.

Der Pater hatte so volle und rote Lippen, daß jeder, der ihn zum erstenmal sah, seine Aufmerksamkeit sofort auf sie richtete, aber welcher Geist in ihm wohnte, das verrieten seine Augen. Sie waren zwischen grau und grün und versprühten eine Neugier und ein Interesse an seiner Umgebung, das gewiß sein ganzes Handeln bestimmte, vermutete Brunetti. Er war groß und sehr schmal, was das Gewand des Ordens vom Heiligen Sakrament durch seine langen Falten noch betonte. Der Mann mußte schon Mitte Vierzig sein, aber sein Haar war noch dunkel, der einzige Hinweis auf das Alter war eine beginnende natürliche Tonsur auf dem Scheitel.

»*Buon giorno*«, sagte der Pater freundlich. »Was kann ich für Sie tun?« Obwohl er im singenden Tonfall des Veneto sprach, hatte er keinen venezianischen Akzent. Vielleicht aus Padua, dachte Brunetti, aber bevor er etwas sagen konnte, fuhr der Pater fort: »Aber entschuldigen Sie. Nehmen Sie doch bitte Platz. Hier.« Mit diesen Worten zog er einen von zwei kleinen Polsterstühlen heran, die links von seinem Schreibtisch standen, und wartete, bis Brunetti saß, ehe er sich ihm gegenüber auf dem anderen niederließ.

Plötzlich war Brunetti ganz von dem Wunsch erfüllt, diese Sache rasch hinter sich zu bringen und dann Maria Testa mitsamt ihrer Geschichte zu den Akten zu legen. »Ich möchte gern mit Ihnen über ein Mitglied Ihres Ordens sprechen, Padre.«

Ein Windstoß fuhr durch den Raum und raschelte in den Papieren auf dem Schreibtisch, was Brunetti die Verheißungen der bevorstehenden Jahreszeit ins Gedächtnis rief. Er fühlte, wie warm es war, und als er sich umschaute, sah er die Fenster zum Hof offenstehen, so daß die Fliederdüfte hereinströmen konnten.

Der Pater bemerkte Brunettis Blick. »Ich habe das Gefühl, ich verbringe den ganzen Tag damit, Papiere auf meinem Schreibtisch festzuhalten«, meinte er mit verlegenem Lächeln. »Aber der Flieder blüht nur so kurze Zeit, und ich möchte soviel wie möglich von seinem Duft genießen.« Er senkte kurz den Blick, dann sah er wieder zu Brunetti auf. »Das ist wahrscheinlich auch eine Art der Völlerei.«

»Ich halte es nicht für ein schlimmes Laster, Padre«, antwortete Brunetti mit ungezwungenem Lächeln.

Der Pater nickte, dankbar für Brunettis Worte. »Ich möchte nicht, daß es unhöflich klingt, Signore, aber ich glaube, ich muß Sie fragen, wer Sie sind, bevor ich mit Ihnen über einen Angehörigen unseres Ordens spreche.« Sein Lächeln war verlegen, und er streckte abtittend die Hand zwischen ihnen aus.

»Ich bin Commissario Brunetti.«

»Von der Polizei?« fragte der Pater, ohne seine Überraschung verbergen zu wollen.

»Ja.«

»Gütiger Himmel. Es wird doch niemandem etwas zugestoßen sein?«

»Nein, nein. Ich möchte mich nur nach einer jungen Frau erkundigen, die Mitglied Ihres Ordens war.«

»War, Commissario?« fragte der andere. »Eine Frau?«

»Ja.«

»Ich fürchte, dann kann ich Ihnen keine große Hilfe sein. Die Mutter Oberin könnte Ihnen viel mehr sagen als ich. Sie ist die geistliche Mutter der Schwestern.«

»Ich glaube aber, Sie kennen die Frau, Padre.«

»So, wer ist es denn?«

»Maria Testa.«

Das Lächeln, mit dem der Pater sich für seine Unwissenheit zu entschuldigen versuchte, war ganz und gar entwaffnend. »Der Name sagt mir leider nichts, Commissario. Könnten Sie mir sagen, wie sie hieß, als sie noch in unserem Orden war?«

»Suor Immacolata.«

Das Lächeln des Paters schwand, und ein Ausdruck des Schmerzes trat an seine Stelle. Er senkte den Kopf, und Brunetti sah, wie seine Lippen sich in stillem Gebet bewegten. Dann blickte er auf und fragte: »Demnach ist sie mit ihrer Geschichte zu Ihnen gekommen?«

Brunetti nickte.

»Dann glaubt sie wohl wirklich daran«, sagte Padre Pio mit reinem Mitgefühl in der Stimme. Plötzlich sah er Brunetti erschrocken an. »Sie hat

sich doch nicht in Schwierigkeiten gebracht, indem sie diese Dinge verbreitete?«

Diesmal war es Brunetti, der die Hand vor sich ausstreckte. »Wir haben nur einige Fragen zu ihr, Padre. Glauben Sie mir, sie hat nichts Unrechtes getan.« Die Erleichterung des Paters war deutlich zu sehen. Brunetti fuhr fort:

»Wie gut kannten Sie Suor Immacolata, Padre?«

Padre Pio ließ sich die Frage ein paar Augenblicke durch den Kopf gehen, bevor er sie beantwortete: »Das ist schwer zu sagen, Commissario.«

»Ich dachte, Sie wären ihr Beichtvater gewesen.«

Der Pater riß die Augen weit auf, aber dann senkte er rasch den Blick, um sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen. Er faltete die Hände und überlegte, was er sagen sollte, dann sah er Brunetti wieder an. »Ich fürchte, es wird Ihnen unnötig kompliziert vorkommen, Commissario, aber ich muß hier streng zwischen meinem Wissen über sie als ihr Vorgesetzter im Orden und meinem Wissen über sie als ihr Beichtvater unterscheiden.«

»Warum?« fragte Brunetti, obwohl er es wußte.

»Weil ich mich einer schweren Sünde schuldig machen würde, wenn ich Ihnen etwas weitersagte, was sie mir im Schutz des Beichtgeheimnisses anvertraut hat.«

»Aber was Sie als ihr Ordensvorgesetzter wissen, können Sie mir das sagen?«

»Ja, gewiß. Vor allem wenn ich ihr damit irgendwie helfen kann.« Er nahm die Hände wieder auseinander, und Brunetti sah ihn nach den Perlen des Rosenkranzes tasten, der an seinem Gürtel hing. »Was möchten Sie denn wissen?« fragte der Pater.

»Ist sie ehrlich?«

Diesmal machte der Pater keinen Versuch, seine Überraschung zu verbergen. »Ehrlich? Meinen Sie, ob sie stiehlt?«

»Oder lügt.«

»Nein, das täte sie nie, weder das eine noch das andere«, antwortete der Pater prompt und ohne jeden Vorbehalt.

»Und welche Vorstellung hat sie von der Welt?«

»Ich fürchte, diese Frage verstehe ich nicht«, sagte er mit leichtem Kopfschütteln.

»Wie gut kann sie - Ihrer Meinung nach - die menschliche Natur beurteilen? Wäre sie eine verlässliche Zeugin?«

Nach langem Nachdenken meinte der Pater: »Ich glaube, das hinge davon ab, worüber sie urteilen sollte. Oder über wen.«

»Das heißt?«

»Ich halte sie für - hm - erregbar könnte man es vielleicht nennen. Oder gefühlsbetont. Suor Immacolata ist sehr schnell bereit, das Gute im Menschen zu sehen, eine Eigenschaft, die nicht hoch genug zu schätzen ist. Aber«, und hier umwölkte sich sein Gesicht, »oft ist sie ebensoschnell bereit, Böses zu argwöhnen.« Er hielt inne, um seine nächsten Worte abzuwägen. »Was ich jetzt sage, könnte leider nach einem Vorurteil der übelsten Art klingen.« Der Pater legte eine Pause ein, und man sah ihm deutlich an, wie unangenehm es ihm war, das zu sagen. »Suor Immacolata kommt aus dem Süden, und ich glaube, von daher hat sie bestimmte Vorstellungen von der Menschheit, oder der menschlichen Natur.« Padre Pio wandte den Blick ab, und Brunetti sah ihn an seiner Unterlippe nagen, als wollte er sich dieses Ärgernis abbeißen und sich so für das eben Gesagte bestrafen.

»Wäre das Kloster nicht ein unpassender Ort für solche Ansichten?«

»Nicht wahr?« antwortete der Pater sichtlich verlegen. »Ich weiß nicht, wie ich ausdrücken soll, was ich sagen möchte. Wenn ich es in theologischen Begriffen erklären dürfte, würde ich sagen, es mangelt ihr an Hoffnung. Wenn sie mehr Hoffnung hätte, ich glaube, dann hätte sie auch mehr Vertrauen in das Gute im Menschen.« Er schwieg und befangerte seine Rosenkranzperlen. »Aber mehr als das darf ich Ihnen leider nicht sagen, Commissario.«

»Wegen der Gefahr, etwas preiszugeben, was ich nicht wissen soll?«

»Was Sie nicht wissen dürfen«, sagte der Pater im Ton der absoluten Gewißheit. Als er Brunettis Blick sah, fügte er hinzu: »Ich weiß, daß manche Menschen das eigenartig finden, vor allem in der heutigen Welt. Aber es ist eine Tradition, die so alt ist wie die Kirche selbst, und ich finde, es ist eine der Traditionen, die wir mit aller Kraft erhalten sollten. Und die wir erhalten müssen.« Sein Lächeln wirkte traurig. »Mehr darf ich Ihnen leider nicht sagen.«

»Aber lügen würde sie nicht?«

»Nein. Da können Sie ganz sicher sein. Niemals. Sie könnte etwas falsch auslegen oder übertreiben, aber gewollt lügen, das täte Suor Immacolata nie.«

Brunetti stand auf. »Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Zeit geopfert haben, Padre«, sagte er und streckte die Hand aus.

Der Händedruck des Paters war fest und trocken. Er begleitete Brunetti zur Tür, und als Brunetti sich dort noch einmal bedankte, sagte er nur: »Gott mit Ihnen.«

Als Brunetti in den Innenhof trat, sah er den Gärtner an der hinteren Mauer des Klosters auf der Erde knien und mit den Händen an den Wurzeln eines Rosenstrauchs herumgraben. Der alte Mann sah ihn und drückte eine

Hand flach auf den Boden, um sich hochzustemmen, aber Brunetti rief ihm zu: »Schon gut, Bruder, ich finde selbst hinaus.« Und noch nachdem er schon draußen war, wehte ihm der Fliederduft, einer Segnung gleich, durch die *calle* nach, bis er um die nächste Ecke bog.

Am nächsten Tag war der zur Zeit amtierende Finanzminister zu Besuch in der Stadt, und obwohl es ein ganz privater Besuch war, mußte die Polizei für die Dauer seines Aufenthalts doch für seine Sicherheit sorgen. Deswegen, und weil eine nachwinterliche Grippeepidemie fünf Polizisten ans Bett fesselte, einen sogar im Krankenhaus, landeten die vollständigen Testamente der fünf Menschen, die im Pflegeheim San Leonardo verstorben waren, unbemerkt auf Brunettis Schreibtisch. Einmal dachte er noch daran und fragte sogar Signorina Elettra danach, worauf er aber nur die knappe Antwort erhielt, daß sie schon seit zwei Tagen auf seinem Schreibtisch lägen.

Erst als der Minister wieder nach Rom und in den Augiasstall des Finanzministeriums zurückgekehrt war, fielen Brunetti die Testamentskopien wieder ein, und das auch nur, weil sie ihm bei der Suche nach irgendwelchen vermißten Personalakten zufällig zwischen die Finger gerieten. Er beschloß, sie nur kurz zu überfliegen und sie dann Signorina Elettra mit der Bitte zurückzugeben, irgendwo ein Ablageplätzchen für sie zu finden.

Da er einmal Jura studiert hatte, war er vertraut mit der Sprache, den Klauseln, mit denen Leuten, die noch nicht tot waren, irdischer Krimskrams zugeeignet, zum Nießbrauch überlassen oder in Besitz gegeben wurde. Während er die umsichtigen Formulierungen las, mußte er unwillkürlich daran denken, was Vianello über die Unmöglichkeit wirklichen Besitzens gesagt hatte, denn hier hatte er den Beweis dieser Unmöglichkeit vor sich. Alle diese Sachen waren unter der Annahme der Eigentümerschaft den Erben zugeflossen und hatten so die Illusion verewigt, bis weitere Zeit verging und auch die Erben wieder durch den Tod um ihren Besitz gebracht wurden.

Vielleicht, dachte Brunetti, hatten diese keltischen Stammesfürsten es doch richtig gemacht, wenn sie ihre sämtlichen Schätze zusammen mit ihrem Leichnam auf einen Kahn laden und das Ganze brennend aufs Meer hinaustreiben ließen. Allerdings kam ihm der Gedanke, daß diese plötzliche Ablehnung materiellen Besitzes vielleicht nichts weiter war als eine Reaktion darauf, daß er sich eine Weile in der Nähe des Finanzministers hatte aufhalten müssen, eines derart ungehobelten, gewöhnlichen und dummen Menschen, daß Reichtum einem jeden zuwider werden mußte.

Brunetti mußte darüber laut lachen, dann wandte er sich erneut den Testamenten zu.

Außer im Testament der Signorina da Pré wurde die *casa di cura* noch in zwei weiteren erwähnt: Signora Cristanti hatte dieser Einrichtung fünf Millionen Lire vermacht, gewiß keine Riesensumme; und Signora Galasso, deren Vermögen zum größten Teil an ihren Neffen in Turin ging, hatte dem Heim zwei Millionen zugedacht.

Brunetti war schon zu lange bei der Polizei, um nicht zu wissen, daß Menschen für solche kleinen Beträge zu Mördern wurden, oft mehr oder weniger ungeplant, aber er hatte auch gelernt, daß ein sorgfältig planender Mörder für solche Kinkerlitzchen selten seine Entdeckung riskieren würde. Und da ein Mörder in der *casa di cura* sehr planvoll hätte vorgehen müssen, um unentdeckt zu bleiben, war kaum anzunehmen, daß solche Summen jemandem, der mit dem Pflegeheim zu tun hatte, Anreiz genug gewesen wären, das Risiko einzugehen und diese alten Leute umzubringen.

Signorina da Pré war nach den Schilderungen ihres Bruders eine vereinsamte alte Frau gewesen, die sich gegen Ende ihres Lebens bemüßigt gefühlt hatte, sich der Institution gegenüber erkenntlich zu zeigen, in der sie ihre letzten Jahre verbracht hatte. Da Pré hatte gesagt, niemand habe ihn davon abbringen wollen, das Testament seiner Schwester anzufechten. Brunetti konnte sich nicht vorstellen, daß jemand, der tötete, um zu erben, sich so leicht wieder um die Beute bringen lassen würde.

Er prüfte die Daten und sah, daß die Testamente, in denen die *casa di cura* bedacht wurde, alle mindestens ein Jahr vor dem Tod der Erblasser aufgesetzt worden waren. Von den anderen waren zwei schon mehr als fünf Jahre, das letzte sogar zwölf Jahre vor dem Ableben unterzeichnet worden. Um sich da finstere Machenschaften vorzustellen, hätte es schon stärkerer Einbildungskraft und größeren Zynismus bedurft, als Brunetti sie besaß.

Daß gar keine Verbrechen stattgefunden hatten, war für Brunetti durchaus einleuchtend, wenn auch auf leicht verdrehte Weise, denn nur indem Suor Immacolata sich heimliche Untaten in der *casa di cura* einbildete, Dinge, die nur sie allein sah, konnte sie ihren Entschluß rechtfertigen, den Orden zu verlassen, der von Jugend an ihre geistliche und physische Heimat gewesen war. Brunetti hatte Schuldgefühle sich schon in seltsameren Formen ausdrücken sehen, gewiß, aber selten hatte er für Schuldgefühle so wenig Anlaß gesehen. Er mußte sich eingestehen, daß er ihr nicht glaubte, und es bedrückte ihn sehr, daß sie sich den Beginn ihrer *vita nuova* so versauerte. Sie hätte Besseres vom Leben und von sich selbst verdient gehabt als solche jämmerlichen Hirngespinnste.

Die Unterlagen, bestehend aus fünf Testamentskopien und den Notizen,

die Brunetti nach seinem und Vianellos Besuch bei den verschiedenen Leuten angefertigt hatte, landeten nicht bei Signorina Elettra, sondern in seiner untersten Schreibtischschublade, wo sie weitere drei Tage ruhten.

Patta kehrte aus dem Urlaub zurück, an der Polizeiarbeit noch weniger interessiert als vorher. Brunetti nutzte das zu seinem Vorteil, indem er von Maria Testa und ihrer Geschichte nichts erwähnte. Der Frühling machte Fortschritte, und Brunetti besuchte seine Mutter im Pflegeheim, was für ihn um so schmerzlicher war, als er Suor Immacolatas natürliche Güte erneut sehr vermißte.

Die junge Frau machte keinen weiteren Versuch, mit ihm Verbindung aufzunehmen, und so gestattete Brunetti sich, der Tugend der Hoffnung zu frönen, der Hoffnung nämlich, daß sie ihre Geschichte aufgegeben, ihre Ängste vergessen und ihr neues Leben in Angriff genommen hatte. Einmal faßte er sogar den Entschluß, sie draußen am Lido zu besuchen, aber als er die Adresse suchte, fand er die ganzen Unterlagen nicht, in denen sie stehen mußte, und auch der Name der Leute, die ihr bei der Arbeitssuche geholfen hatten, fiel ihm nicht ein. Rossi, Bassi, Guzzi - so ähnlich hatte er geklungen, wenn Brunetti sich recht erinnerte, aber dann holte ihn der ganze Ärger ein, der mit Pattas Rückkehr in die Questura verbunden war, und er vergaß Maria Testa völlig, bis zwei Tage später das Telefon klingelte und der Mann am anderen Ende sich als Vittorio Sassi vorstellte.

»Sind Sie der Mann, mit dem Maria gesprochen hat?« fragte Sassi.

»Maria Testa?« fragte Brunetti zurück, obwohl er gleich wußte, welche Maria gemeint war.

»Suor Immacolata.«

»Ja, sie war vor ein paar Wochen bei mir. Warum rufen Sie mich an, Signor Sassi? Was gibt's?«

»Sie ist verletzt.«

»Wie? Was ist passiert?«

»Sie wurde von einem Auto angefahren.«

»Wo?«

»Hier draußen, am Lido.«

»Wo ist sie?«

»Man hat sie ins Krankenhaus gebracht. Da bin ich jetzt, aber ich kann nichts über sie erfahren.«

»Wann war das?«

»Gestern nachmittag.«

»Warum haben Sie dann so lange damit gewartet, mich anzurufen?« wollte Brunetti wissen.

Die Antwort war ein langes Schweigen.

»Signor Sassi?« rief Brunetti, und als noch immer keine Antwort kam, fragte er in sanfterem Ton: »Wie geht es ihr?«

»Schlecht.«

»Was ist passiert?«

»Das weiß niemand.«

»Wieso?«

»Sie war gestern am Spätnachmittag auf dem Heimweg von der Arbeit, mit dem Fahrrad. Wie es aussieht, hat ein Auto sie von hinten angefahren. Der Fahrer hat nicht angehalten.«

»Wer hat sie gefunden?«

»Ein Lastwagenfahrer. Er sah sie im Straßengraben liegen und hat sie ins Krankenhaus gebracht.«

»Was hat sie für Verletzungen?«

»Ich weiß nichts Genaues. Als sie mich heute vormittag anriefen, haben sie gesagt, sie habe ein Bein gebrochen. Aber sie glauben, daß vielleicht auch ihr Gehirn verletzt ist.«

»Wer glaubt das?«

»Weiß ich nicht. Ich sage Ihnen nur, was mir der Anrufer gesagt hat.«

»Aber Sie sind jetzt im Krankenhaus?«

»Ja.«

»Woher wußte man denn dort, daß man sich mit Ihnen in Verbindung setzen sollte?« fragte Brunetti.

»Die Polizei war gestern in ihrer Pension - die Adresse hatte sie wohl in der Handtasche -, und der Inhaber hat ihr den Namen meiner Frau genannt. Er wußte noch, daß wir sie zu ihm gebracht hatten. Aber die haben mich erst heute vormittag angerufen, und da bin ich gleich hergekommen.«

»Warum rufen Sie mich jetzt an?«

»Als sie vorigen Monat nach Venedig gefahren ist, haben wir gefragt, wohin sie will, und sie hat gesagt, daß sie mit einem Polizisten namens Brunetti sprechen möchte. Sie hat nicht gesagt, worum es ging, und wir haben auch nicht gefragt, aber wir dachten, na ja, wir dachten eben, wenn Sie Polizist sind, wollen Sie sicher wissen, was ihr zugestoßen ist.«

»Danke, Signor Sassi«, sagte Brunetti, dann fragte er:

»Wie hat sie sich verhalten, nachdem sie bei mir war?«

Falls Sassi die Frage merkwürdig fand, war es seiner Stimme nicht anzuhören. »Wie immer. Warum?«

Brunetti antwortete darauf lieber nicht und fragte statt dessen: »Wie lange bleiben Sie dort?«

»Nicht mehr lange. Ich muß wieder zur Arbeit, und meine Frau hat die Enkel bei sich.«

»Wie heißt denn ihr Arzt?«

»Das weiß ich nicht, Commissario. Hier herrscht das reine Chaos. Die Schwestern sind heute im Streik, und man findet kaum jemanden, der einem eine Auskunft geben kann. Und über Maria scheint überhaupt niemand etwas zu wissen. Könnten Sie nicht herkommen? Vielleicht hört man Ihnen wenigstens zu.«

»Ich bin in einer halben Stunde da.«

»Sie ist eine sehr gute Frau«, sagte Sassi.

Nachdem Sassi aufgelegt hatte, rief Brunetti unten bei Vianello an und bat ihn, ein Boot zu organisieren und in fünf Minuten mit ihm zum Lido zu fahren. Dann ließ er sich mit dem Krankenhaus am Lido verbinden und verlangte den Arzt in der Unfallaufnahme zu sprechen. Er wurde in die Gynäkologie, die Chirurgie und in die Küche weiterverbunden, bevor er angewidert auflegte und zu Vianello, Bonsuan und dem wartenden Polizeiboot hinuntereilte.

Während sie über die Lagune brausten, berichtete er Vianello von Sassis Anruf.

»Die Schweine«, sagte Vianello, als er das mit der Fahrerflucht hörte. »Warum haben die nicht angehalten? Sie einfach für tot am Straßenrand liegen zu lassen!«

»Vielleicht war das gewollt«, sagte Brunetti und sah, wie der Sergente plötzlich begriff.

»Na klar.« Vianello quittierte die einfache Erklärung mit geschlossenen Augen. »Aber wir sind doch gar nicht in die *casa di cura* gegangen, um dort Fragen zu stellen. Woher sollten die wissen, daß sie mit uns gesprochen hat?« fragte er.

»Wir haben keine Ahnung, was sie alles gemacht hat, seit sie bei mir war.«

»Das nicht. Aber sie kann doch unmöglich so dumm gewesen sein, einfach hinzugehen und jemanden zu bezichtigen, oder?«

»Sie war den größten Teil ihres Lebens im Kloster, Sergente.«

»Und was heißt das?«

»Es heißt, daß sie wahrscheinlich denkt, man müsse einem Menschen nur sagen, daß er etwas Böses getan hat, dann wird er schnurstracks zur Polizei gehen, erklären, daß er bereut, und sich stellen.« Brunetti hörte, wie flapsig das klang, und sofort tat es ihm leid. »Ich meine, sie ist wahrscheinlich kein besonders guter Menschenkenner, und die meisten Motive könnte sie einfach nicht begreifen.«

»Da haben Sie wohl recht, Commissario. Ein Kloster ist sicher nicht die beste Vorbereitung auf die mißratene Welt, die wir geschaffen haben.«

Brunetti wußte darauf nichts zu erwidern und schwieg, bis sie an einem für Ambulanzboote reservierten Anleger hinter dem Ospedale al Märe festmachten. Sie sprangen vom Boot und sagten zu Bonsuan, er solle warten, bis sie wüßten, wie es weitergehe. Eine weit offenstehende Tür führte in einen weißgestrichenen Korridor mit blankem Betonfußboden.

Ein Pfleger in weißem Kittel kam ihnen entgegengerannt. »Wer sind Sie? Was haben Sie hier unten zu suchen? Niemand darf auf diesem Weg ins Krankenhaus.«

Brunetti hörte ihm gar nicht zu und hielt ihm nur seinen Dienstausweis unter die Nase. »Wo ist hier die Notaufnahme?«

Er sah den Mann mit sich kämpfen, ob er ihnen Widerstand entgegensetzen solle, aber dann siegte wie üblich der italienische Gehorsam gegenüber Obrigkeiten, vor allem uniformierten Obrigkeiten, und der Mann erklärte ihnen den Weg. Minuten später standen sie vor einer Anmeldung, hinter der eine hohe Flügeltür in einen langen, hellerleuchteten Gang führte. Die Anmeldung war nicht besetzt, und auf Brunettis wiederholtes Rufen antwortete niemand.

Nach einiger Zeit kam ein Mann in zerknittertem weißem Kittel durch die Flügeltüren. »Entschuldigung«, sagte Brunetti und hielt den Mann mit hochgehaltener Hand an.

»Ja?« fragte dieser.

»Wie erfahre ich, wer hier Dienst in der Notaufnahme hat?«

»Wozu wollen Sie das wissen?« fragte der Mann getzt.

Brunetti zückte erneut seinen Dienstausweis. Der Mann warf einen Blick darauf und sah wieder zu Brunetti. »Was wollen Sie denn wissen, Commissario? Ich bin dazu verdammt, hier Dienst zu tun.«

»Wieso verdammt?« fragte Brunetti.

»Entschuldigung. Kleine Übertreibung. Ich mache schon sechsunddreißig Stunden Dienst, weil die Krankenschwestern beschlossen haben, in Streik zu treten. Ich habe hier mit einem Pfleger und einem Assistenzarzt neun Patienten zu versorgen. Aber Ihnen das alles zu erzählen hilft mir wahrscheinlich auch nicht weiter.«

»Bedaure, Doktor. Ich kann Ihre Krankenschwestern nicht festnehmen.«

»Schade. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte zu einer Frau, die gestern hier eingeliefert wurde. Von einem Auto angefahren. Wie ich höre, hat sie ein Bein gebrochen und möglicherweise Gehirnverletzungen.«

Der Arzt wußte sofort, wen er meinte. »Nein, kein Beinbruch. Es war die Schulter, und die war nur ausgerenkt. Und ein paar Rippen könnten gebrochen sein. Aber was mir Sorgen machte, war die Kopfverletzung.«

»War?«

»Ja. Wir haben sie, kaum eine Stunde nachdem sie hier eingeliefert worden war, ins Ospedale Civile bringen lassen. Selbst wenn ich das Personal hätte, wären wir für die Behandlung einer solchen Schädelverletzung nicht ausgerüstet.«

Es fiel Brunetti nicht leicht, seinen Ärger darüber zu zügeln, daß er für nichts und wieder nichts hier herausgekommen war. »Wie schlimm steht es denn?« fragte er.

»Sie wurde bewußtlos eingeliefert. Ich habe ihr die Schulter eingerenkt und die Rippen bandagiert, aber von Kopfverletzungen verstehe ich nicht genug. Ich habe ein paar Tests mit ihr gemacht. Wollte wissen, was sich in ihrem Kopf tat und warum sie nicht wieder zu sich kam. Aber dann war sie so schnell wieder von hier weg, daß ich gar keine Zeit hatte, mir Gewißheit zu verschaffen.«

»Ein Bekannter war hier und wollte sie besuchen«, sagte Brunetti. »Niemand hat ihm gesagt, daß sie nach Venedig verlegt wurde.«

Der Arzt wies mit einem Achselzucken alle Verantwortung von sich. »Ich sagte Ihnen ja, wir sind hier nur zu dritt. Jemand hätte ihm das sagen müssen.«

»Ja«, pflichtete Brunetti ihm bei, »das hätte ihm jemand sagen müssen.« Dann fragte er: »Können Sie mir sonst noch etwas über ihren Zustand sagen?«

»Nein. Da müssen Sie die Kollegen im Civile fragen.«

»Wo liegt sie dort?«

»Wenn die einen Neurologen zugezogen haben, dürfte sie auf der Intensivstation liegen. Oder sollte.« Der Arzt schüttelte den Kopf, ob aus Müdigkeit oder in Erinnerung an Marias Verletzungen, war für Brunetti nicht zu erkennen. Plötzlich wurde ein Türflügel von innen aufgestoßen, und eine junge Frau in ebenso zerknittertem Kittel kam heraus. »Dottore«, rief sie schrill und aufgeregt. »Wir brauchen Sie. Kommen Sie schnell.«

Der Arzt machte kehrt und folgte der Frau durch die Tür, ohne noch etwas zu Brunetti zu sagen. Vianello hatte er gar nicht erst zur Kenntnis genommen.

Brunetti machte ebenfalls kehrt und ging auf demselben Weg, den sie gekommen waren, wieder zum Boot. An Bord sagte er, ohne Bonsuan zu erklären, was los war: »Zurück, zum Ospedale Civile.« Er blieb unter Deck, während sie die unruhiger werdenden Wellen durchschnitten, beobachtete aber durch die Glasfenster der Kabinentür, wie Vianello dem Bootsführer berichtete, was sie erlebt hatten. Am Ende des Berichts schüttelten beide Männer angewidert die Köpfe, die einzig mögliche Reaktion auf jede längere

Berührung mit dem öffentlichen Gesundheitssystem.

Eine Viertelstunde später legte das Boot am Ospedale Civile an, und Brunetti ließ Bonsuan wieder warten. Er und Vianello kannten aus langer Erfahrung den Weg zur Intensivstation und eilten schnell durch das Labyrinth der Korridore.

Auf dem Gang vor der Intensivstation stand ein Arzt, den Brunetti kannte, und zu diesem ging er.

»*Buon giorno*, Giovanni«, sagte er, als der Arzt ihn erkannte und lächelte. »Ich suche eine Frau, die gestern vom Lido hierher verlegt wurde.«

»Die mit den Kopfverletzungen?« fragte der junge Mann.

»Ja. Wie geht es ihr?«

»Allem Anschein nach ist sie mit dem Kopf zuerst gegen ihr Fahrrad und dann noch einmal auf den Boden geschlagen. Sie hat eine Platzwunde über dem Ohr. Aber wir bekommen sie nicht aus der Bewußtlosigkeit heraus, kriegen sie einfach nicht wach.«

»Weiß jemand...?« begann Brunetti, verstummte dann aber, weil er gar nicht wußte, was er fragen sollte.

»Wir wissen gar nichts, Guido. Sie kann heute aufwachen. Oder bewußtlos bleiben. Oder sterben.« Er stieß die Hände in die Taschen seines Arztkittels.

»Was macht man in so einem Fall?« fragte Brunetti.

»Als Arzt?«

Brunetti nickte.

»Wir untersuchen und untersuchen. Und dann beten wir.«

»Darf ich sie sehen?«

»Da gibt's außer Verbänden nicht viel zu sehen«, sagte der Arzt.

»Ich möchte trotzdem zu ihr.«

»Na gut. Aber allein«, sagte er mit einem Blick in Vianellos Richtung.

Vianello nickte und ging zu einem Stuhl an der Wand. Er hob den Innenteil einer alten Zeitung vom Boden auf und fing an zu lesen.

Der Arzt führte Brunetti den Korridor hinunter und blieb vor der dritten Tür rechts stehen. »Wir sind überfüllt, darum haben wir sie hierher gelegt.« Damit öffnete er die Tür und ging Brunetti voran.

Alles wohlvertraut: der Geruch nach Blumen und Urin, die Plastikflaschen mit Mineralwasser, die zum Kühlhalten auf den Fensterbrettern standen, das erwartungsvolle Elend. Von den vier Betten im Zimmer war eines leer. Brunetti sah Maria sofort. Sie lag im letzten Bett ganz hinten an der Wand. Er merkte nicht, wie der Arzt hinausging und die Tür hinter sich schloß, er ging zu dem Bett, blieb stehen, trat aber dann ans Kopfende.

Ihre dichten Wimpern waren kaum zu erkennen vor den dunklen Schatten unter beiden Augen; ein Büschel kurzer dunkler Haare schaute unter dem Verband um ihren Kopf hervor. Ihre Nase war auf einer Seite von dem Mercurochrom auf einer Schürfwunde verfärbt, die dort anfang und erst am Kinn endete. Die schwarzen Nähte begannen kurz über ihrem linken Wangenknochen und verschwanden unter dem Verband.

Unter der leichten blauen Decke wirkte ihr Körper nicht größer als der eines Kindes, gruslig verzerrt durch den dicken Verband um ihre eine Schulter. Brunetti starrte zuerst auf ihren Mund, und als er dort keine Bewegung erkennen konnte, auf ihre Brust. Anfangs war er nicht sicher, doch dann sah er die Decke sich heben und senken, wenn sie leise ein- und ausatmete. Er fühlte sich erleichtert.

Hinter ihm stöhnte eine der anderen beiden Frauen auf, und die dritte, vielleicht dadurch gestört, rief nach einem Roberto.

Nach einer Weile ging Brunetti wieder in die Eingangshalle zurück, wo Vianello noch immer Zeitung las. Brunetti nickte ihm zu, und gemeinsam gingen sie zu dem wartenden Boot und fuhren zur Questura zurück.

9

Brunetti und Vianello waren sich auch ohne Worte darüber einig, daß sie auf ihre Mittagspause verzichten wollten. Kaum in der Questura, wies Brunetti den Sergente an, den Dienstplan zu ändern und dafür zu sorgen, daß vor Maria Testas Zimmer eine Wache aufgestellt wurde, und zwar Tag und Nacht.

Dann rief er bei der Polizei am Lido an, nannte seinen Namen und den Grund für seinen Anruf und fragte, ob es schon etwas zu dem Unfall mit Fahrerflucht vom Vortag gebe. Sie hatten nichts: keine Zeugen, niemanden, der eine verdächtige Beule am Wagen eines Nachbarn gemeldet hätte, einfach nichts, obwohl die Tageszeitung darüber berichtet und eine Telefonnummer angegeben hatte, unter der sich jeder melden konnte, der etwas über den Unfall wußte. Brunetti hinterließ noch seine Durchwahlnummer, erwähnte nicht zuletzt seinen Dienstgrad und bat um so-fortige Mitteilung, sobald man etwas über den Fahrer oder den Wagen wisse.

Dann zog er seine Schublade auf und kramte darin herum, bis er die vergessene Akte fand. Er nahm sich das erste Testament vor, das von Fausta Galasso, der Frau, die fast alles ihrem Neffen in Turin vermacht hatte, und

las aufmerksam die einzelnen Posten; drei Wohnungen in Venedig, zwei Bauernhäuser in der Nähe von Pordenone und drei Sparkonten in der Stadt. Er besah sich die Adressen der drei Wohnungen, aber sie sagten ihm nichts.

Kurz entschlossen nahm er den Hörer vom Telefon und wählte aus dem Gedächtnis eine Nummer.

»Immobilien Bucintoro«, meldete sich eine Frauenstimme nach dem zweiten Klingeln.

»Ciao, Stefania«, sagte er. »Hier Guido.«

»Ich habe deine Stimme gleich erkannt«, antwortete sie. »Wie geht's dir denn - aber bevor du mir das sagst, möchtest du nicht eine zauberhafte Wohnung in Canareggio kaufen, hundertfünfzig Quadratmeter, zwei Bäder, drei Schlafzimmer, Küche, Eßzimmer und ein Wohnzimmer mit Blick auf die Lagune?«

»Und wo ist der Pferdefuß?« fragte Brunetti.

»Guido!« rief sie entrüstet, wobei sie der ersten Silbe seines Namens die dreifache Länge gab.

»Ist sie vermietet, und die Mieter sind nicht rauszukriegen? Neues Dach fällig? Trockenfäule in den Wänden?« erkundigte er sich.

Kleine Pause, dann ein kurzes, schockiertes Lachen. »*Aequo, aha*«, erklärte Stefania. »Wenn das Wasser über einsfünfzig steigt, hast du Fische im Bett.«

»Gibt keine mehr in der Lagune, Stefania. Alle vergiftet.«

»Dann eben Seetang. Aber es ist eine richtig schöne Wohnung, glaub mir. Ein amerikanisches Ehepaar hat sie vor drei Jahren gekauft und ein Vermögen für die Renovierung ausgegeben, aber das mit dem Wasser hatte ihnen niemand gesagt. Letzten Winter ist dann bei *acqua aha* das Parkett draufgegangen, der ganze neue Anstrich und Möbel und Teppiche im Wert von fünfzig Millionen Lire. Schließlich haben sie einen Architekten hinzugezogen, und der hat ihnen als erstes erklärt, daß da nichts zu machen ist. Jetzt wollen sie verkaufen.«

»Für wieviel?«

»Dreihundert Millionen.«

»Hundertfünfzig Quadratmeter?« fragte Brunetti.

»Ja.«

»Das ist geschenkt.«

»Stimmt. Kennst du jemanden, der daran interessiert sein könnte?«

»Stefania, das sind zwar sehr billige hundertfünfzig Quadratmeter. Aber auch wertlose.« Sie stritt das nicht ab und sagte nichts weiter. »Hast du Interessenten?« fragte er schließlich.

»Ja.«

»Wen?«

»Irgendwelche Deutschen.«

»Na, hoffentlich kriegst du die Wohnung an sie los.« Stefanias Vater war drei Jahre Kriegsgefangener in Deutschland gewesen.

»Wenn du keine Wohnung suchst, was willst du dann von mir? Etwas wissen?«

»Stefania!« flötete er, wobei er mit der zweiten Silbe ihres Namens dasselbe machte wie sie vorhin mit der ersten des seinen. »Glaubst du, ich könnte dich aus irgendeinem anderen Grund anrufen, als um deine liebliche Stimme zu vernehmen?«

»Ach, Guido, du bist einfach unwiderstehlich. Sag schon, was willst du wissen?«

»Ich habe hier drei Wohnungen und den Namen des letzten Eigentümers. Nun möchte ich gern wissen, ob sie zum Verkauf stehen, und wenn ja, was sie wert sind. Oder falls sie im letzten Jahr verkauft wurden, für wieviel.«

»Dafür brauche ich ein paar Tage«, sagte sie.

»Einen?« fragte er.

»Gut, einen. Gib mir die Adressen.«

Brunetti diktierte sie ihr und erklärte dazu, daß alle drei Wohnungen von einer Frau namens Galasso ihrem Neffen vermacht worden seien. Bevor sie auflegten, meinte Stefania noch, falls das Geschäft mit den Deutschen nicht zustande käme, erwarte sie von ihm einen Käufer für die Wohnung. Brunetti versprach, darüber nachzudenken, verkniff sich aber die Bemerkung, daß er sie gern seinem Vice-Questore empfehlen werde.

Das nächste Testament war das der Witwe Renata Cristanti. Was immer ihr verstorbener Marcello Cristanti zu Lebzeiten gemacht hatte, mußte er sehr gut gemacht haben, denn Signora Cristantis Vermächtnis umfaßte eine lange Liste von Wohnungen, vier Läden sowie Anlagen und Ersparnisse im Gesamtwert von über einer halben Milliarde Lire, die sie zu gleichen Teilen ihren sechs Kindern hinterlassen hatte, genau denen, die sich nie dazu bequemt hatten, sie zu besuchen. Während Brunetti das las, ging ihm als erstes die Frage durch den Kopf, wie es wohl zugegangen war, daß eine derart reiche Frau, die sechs Kinder hatte, ihre Tage im Altersheim eines Nonnenordens beschloß, der sich der Armut verschrieben hatte, und nicht in einer hypermodernen Klinik, die über alle neuesten Errungenschaften der geriatrischen Medizin verfügte.

Conte Crivoni hatte seiner Witwe die Wohnung vererbt, in der sie lebte, dazu zwei weitere Wohnungen und verschiedene Geldanlagen, deren Wert sich aus der Lektüre des Testaments allein nicht ergab. Weitere Begünstigte waren nicht genannt.

Wie Signor da Pré gesagt hatte, war alles, was seine Schwester hinterlassen hatte - bis auf die strittige Zuwendung an das Pflegeheim -, an ihn gegangen. In dem Testament, das ihn als Alleinerben nannte, wurden keine Sach- oder Geldwerte im einzelnen aufgeführt, so daß die Höhe des Nachlasses nicht daraus zu ersehen war.

Signor Lerini hatte alles seiner Tochter Benedetta vermacht, und da der gesamte Nachlaß somit an eine einzige Erbin ging, war auch hier der genaue Wert dem Testament nicht zu entnehmen.

Brunettis Sprechanlage summt. »Ja, Vice-Questore?«

»Ich möchte Sie gern kurz sprechen, Brunetti.«

»Ja, Vice-Questore. Ich komme sofort.«

Patta war seit über einer Woche wieder Chef in der Questura, aber bisher war es Brunetti gelungen, jede persönliche Begegnung zu vermeiden. Er hatte zu Pattas Rückkehr einen langen Bericht über die Tätigkeiten der einzelnen *commissari* verfaßt, darin aber Maria Testas Besuch nicht erwähnt, und erst recht nicht, was er selbst daraufhin unternommen hatte.

Signorina Elettra saß an ihrem Schreibtisch in Pattas kleinem Vorzimmer. Heute trug sie einen ungemein femininen dunkelgrauen Hosenanzug, der fast eine Parodie auf den von Patta bevorzugten Zweireiher mit Nadelstreifen war. Sie hatte, genau wie er, ein weißes Tuch in der Brusttasche stecken und, ebenfalls wie er, eine juwelenbesetzte kleine Nadel im Knoten ihrer Seidenkrawatte.

»Also, Fiat verkaufen«, hörte er sie sagen, als er ins Zimmer trat. Er war so verdutzt, daß er sie fast mit dem Einwurf unterbrochen hätte, er wisse gar nicht, daß sie ein Auto besitze, doch da fuhr sie fort: »Aber kaufen Sie davon sofort tausend Aktien von dieser deutschen Biotechnikfirma, von der ich Ihnen letzte Woche erzählt habe.« Sie hob die Hand, um Brunetti zu bedeuten, daß sie ihm noch etwas sagen wolle, bevor er zu Patta hineinging. »Und schaffen Sie mir noch heute die holländischen Gulden vom Hals. Ein Freund hat mich angerufen und mir erzählt, was der niederländische Finanzminister morgen in der Kabinettsitzung bekanntgeben wird.« Ihr Gesprächspartner am anderen Ende sagte etwas, und sie antwortete ärgerlich: »Es interessiert mich nicht, ob das Verluste bringt. Weg damit.«

Ohne ein weiteres Wort legte sie den Hörer auf und wandte sich Brunetti zu.

»Holländische Gulden?« fragte er höflich.

»Wenn Sie welche haben, verkaufen Sie.«

Brunetti hatte keine, bedankte sich aber trotzdem mit einem Nicken für den Tip. »Ganz auf Erfolg getrimmt«, meinte er.

»Wie nett, daß Sie es merken, Commissario. Gefällt es Ihnen?« Sie stand

auf und trat ein paar Schritte von ihrem Schreibtisch zurück, alles komplett bis hin zu den Yuppie-Schühchen in Aschenputtelgröße.

»Schick«, sagte er. »Für Gespräche mit dem Börsenmakler genau richtig.«

»Eben, eben. Nur schade, daß er so ein Trottel ist. Alles muß ich ihm sagen.«

»Und was wollten Sie *mir* sagen?« fragte Brunetti.

»Ich dachte, bevor Sie zum Vice-Questore hineingehen, sollten Sie vielleicht wissen, daß wir demnächst Besuch von der Schweizer Polizei bekommen.«

Ehe sie ins Detail gehen konnte, witzelte Brunetti mit einem verschwörerischen Blick zu Pattas Tür: »Hat er Ihre Nummernkonten entdeckt?«

Signorina Elettra riß im ersten Moment erschrocken die Augen auf, doch ebenso schnell verschleierte Mißbilligung ihren Blick. »Nein, Commissario«, sagte sie betont sachlich. »Es hat mit der europäischen Kommission zu tun, aber dazu kann Ihnen Vice-Questore Patta vielleicht mehr sagen.« Sie setzte sich wieder an ihren Schreibtisch, kehrte Brunetti den Rücken zu und richtete ihre Aufmerksamkeit ganz auf ihren Computer.

Brunetti klopfte und trat auf Pattas Geheiß ein. Der Vice-Questore hatte sich im Urlaub offenbar gut erholt. Seine klassische Nase und das gebieterische Kinn waren von einer Bräune, die, da sie im März erworben war, nur noch mehr Eindruck machte. Außerdem schien der Vice-Questore ein paar Kilo abgespeckt zu haben, oder die Schneider in Bangkok verstanden seinen Embonpoint besser zu kaschieren als ihre Londoner Kollegen.

»Guten Morgen, Brunetti«, sagte Patta durch und durch freundlich.

Brunetti fühlte sich gewarnt und murmelte nur etwas Unverständliches zur Antwort, während er unaufgefordert Platz nahm. Daß Patta ihn nicht mit einem mißbilligenden Blick strafte, machte Brunetti nur noch vorsichtiger.

»Ich möchte Ihnen meine Anerkennung dafür aussprechen, wie Sie mich in meiner Abwesenheit vertreten haben«, begann Patta, und in Brunettis Kopf läuteten die Alarmglocken derart Sturm, daß er sich kaum mehr auf Pattas Worte konzentrieren konnte. Er nickte.

Patta trat ein paar Schritte von seinem Schreibtisch zurück und drehte sich dann wieder um, genau wie vorhin Signorina Elettra. Brunetti versagte es sich, den Vice-Questore ebenfalls zu fragen, ob er sich auf Erfolg getrimmt habe. Schließlich setzte Patta sich in den Sessel neben Brunetti.

»Wie Sie wissen, Commissario, haben wir das Jahr der internationalen polizeilichen Zusammenarbeit.«

Brunetti wußte davon eigentlich nichts. Vor allem lag ihm auch recht

wenig daran, denn wie das Jahr auch immer heißen mochte, er wußte, daß es ihn unweigerlich etwas kosten würde, wahrscheinlich Zeit und Geduld.

»Wußten Sie das, Commissario?«

»Nein.«

»Nun gut, es ist aber so. Ausgerufen von der Kommission der Europäischen Gemeinschaft.« Als Brunetti sich unbeeindruckt von diesem Wunder zeigte, fragte Patta: »Sind Sie nicht neugierig zu erfahren, welche Rolle uns dabei zukommt?«

»Wer ist >uns<?«

Nach einer Pause, die wohl der verquerten Grammatik galt, antwortete Patta: »Italien natürlich.«

»Es gibt viele Städte in Italien.«

»Ja, aber nur wenige sind so berühmt wie Venedig.«

»Und nur wenige sind so arm an Verbrechen.«

Patta wußte darauf momentan nichts zu erwidern, fuhr dann aber einfach fort, als hätte Brunetti alles bisher Gesagte mit einem begeisterten Kopfnicken aufgenommen: »Unsere Rolle wird sein, daß wir in den nächsten Monaten die Polizeichefs unserer Partnerstädte zu Gast haben werden.«

»Welcher Städte?«

»London, Paris und Bern.«

»Zu Gast?«

»Ja. Die Polizeichefs werden herkommen, und wir fanden es ganz sinnvoll, sie in den Tagesablauf miteinzubeziehen, um ihnen einen Eindruck von der Arbeitsweise unserer Polizei zu vermitteln.«

»Wenn ich raten darf, Vice-Questore, wird Bern den Anfang machen. Diesen Kollegen bekomme ich zugeteilt, und nachdem er hier war, darf ich mich in den Hexenkessel von Bern stürzen, der aufregendsten aller europäischen Hauptstädte, und Sie übernehmen Paris und London.«

Patta ließ sich nicht anmerken, ob er sich durch diese Formulierung vor den Kopf gestoßen fühlte. »Er wird morgen hier eintreffen«, fuhr er fort, »und ich habe für uns drei ein Arbeitessen anberaumt. Am Nachmittag, dachte ich, könnten Sie ihn dann durch die Stadt führen. Sie dürfen ein Polizeiboot benutzen.«

»Vielleicht nach Murano, zu den Glasbläsern?«

Patta hatte schon genickt und wollte sich gerade darüber auslassen, wie gut er die Idee fand, als Brunettis Ton ihm doch noch bewußt wurde. »Es gehört mit zu den Aufgaben unserer Dienststelle, Brunetti, für gute *public relations* zu sorgen.« Typisch Patta, hier einen englischen Ausdruck zu benutzen, obwohl er diese Sprache gar nicht beherrschte.

»Gut«, sagte Brunetti im Aufstehen. Er blickte auf den noch sitzenden

Patta hinunter. »Sonst noch etwas, Vice-Questore?«

»Nein, ich glaube nicht. Wir sehen uns also morgen mittag?«

Brunetti antwortete mit einer unbestimmten Geste und verließ Pattas Zimmer.

10

Brunetti traf Signorina Elettra draußen in stiller Zwiesprache mit ihrem Computer an. Sie wandte sich lächelnd zu ihm um, wohl um ihm auf diese Weise zu zeigen, daß sie ihm die freche Bemerkung über ihre geheimen Schweizer Bankkonten zu verzeihen gewillt war. »Und?« fragte sie.

»Ich werde den Chef der Berner Polizei in der Stadt herumführen dürfen. Wahrscheinlich kann ich von Glück reden, daß ich ihn nicht auch noch zu mir nach Hause einladen muß.«

»Was sollen Sie denn mit ihm machen?«

»Keine Ahnung. Ihm die Stadt zeigen. Ihn hier durch die Questura schleifen. Vielleicht sollte ich ihm ja mal die Leute zeigen, die wegen einer Aufenthaltsgenehmigung vor dem Ufficio Stranieri Schlange stehen.« Brunetti waren seine eigenen Gefühle nicht ganz geheuer, aber er konnte sich einfach nicht freimachen von einem wachsenden Unbehagen über diese vielen Menschen, die sich jeden Morgen vor dem Ausländeramt einfanden, meist junge Männer aus Ländern, die mit der europäischen Kultur nichts gemein hatten. Noch während er daran herumkaute und seine Überlegungen in wohlgeformte Sätze zu kleiden versuchte, wurde ihm klar, daß sie im Kern auf genau den gleichen dumpfen Empfindungen beruhten, die ihren Ausfluß in den fremdenfeindlichen Ausfällen der Mitglieder jener Parteien und Grüppchen fanden, die dem Land seine ethnische und kulturelle Reinheit zurückzugeben versprochen.

Signorina Elettra riß ihn aus diesen düsteren Gedanken. »Vielleicht wird es ja gar nicht so schlimm, Dottore. Die Schweizer haben uns in letzter Zeit manchmal sehr geholfen.«

Er lächelte. »Vielleicht könnten Sie ihm ein paar Paßwörter für ihre Computer entlocken, Signorina.«

»Das haben wir gar nicht nötig, Commissario. Die Paßwörter der Polizeicomputer sind sehr leicht zu knacken. Aber die, mit denen man wirklich etwas anfangen könnte, die für die Banken - nicht einmal ich würde meine Zeit damit vertun, an die herankommen zu wollen.«

Noch ehe ihm klar war, wie er darauf kam, sagte Brunetti plötzlich: »Signorina, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

»Ja, Commissario?« fragte sie und nahm schon ihren Stift zur Hand, als hätte er sich nie einen Scherz mit ihr erlaubt.

»Es geht um einen Priester in San Polo, einen Don Luciano. Den Nachnamen kenne ich nicht. Könnten Sie für mich herausbekommen, ob es mit ihm einmal Arger gegeben hat?«

»Ärger, Commissario?«

»Ob einmal wegen irgend etwas gegen ihn ermittelt wurde. Oder ob er oft versetzt worden ist. Genauer gesagt, versuchen Sie zu erfahren, wo er zuletzt tätig war und warum man ihn hierhergeschickt hat.«

»Die Schweizer Banken wären einfacher«, meinte sie, mehr zu sich selbst.

»Wie bitte?«

»An so etwas ist sehr schwer heranzukommen.«

»Auch wenn einmal etwas gegen ihn vorlag?«

»Solche Dinge haben es an sich, irgendwie unterzugehen, Commissario.«

»Was für Dinge?« fragte Brunetti, hellhörig geworden durch ihren überaus sachlichen Ton.

»Eben so etwas wie Ermittlungen gegen einen Priester. Oder nur schon öffentliches Aufsehen. Denken Sie an die Sache mit dieser Sauna in Dublin. Wie schnell das wieder aus den Schlagzeilen heraus war.«

Brunetti erinnerte sich. Da war im letzten Jahr, allerdings nur im *manifeste* und in der *Unità*, etwas über einen irischen Priester gemeldet worden, der in Dublin in einer Schwulensauna an Herzinfarkt gestorben war und von zwei anderen Priestern, die zufällig auch dort waren, die Sterbesakramente empfangen hatte. Diese Geschichte, über die Paola sich halb totgelacht hatte, war schon am nächsten Tag mit keiner Silbe mehr erwähnt worden, und das in der linken Presse.

»Aber mit Polizeiakten ist es doch sicher etwas anderes«, bohrte er.

Sie sah auf und bedachte ihn mit dem gleichen mitleidigen Lächeln, mit dem Paola oft eine Diskussion beendete. »Ich besorge mir seinen richtigen Namen und sehe mal nach, Commissario.« Sie klappte die Seite ihres Notizblocks um. »Noch etwas?«

»Nein, im Moment nicht«, sagte Brunetti und ging aus dem Zimmer, um sich langsamen Schrittes wieder in sein eigenes zu begeben.

In den paar Jahren, seit Signorina Elettra in der Questura arbeitete, hatte Brunetti sich an ihre spezielle Art von Ironie gewöhnt, aber manchmal gab sie immer noch Dinge von sich, mit denen er rein gar nichts anzufangen wußte, wenngleich er sich andererseits geniert hätte nachzufragen. So hatte er mit Signorina Elettra auch noch nie über Religion oder Kirche gesprochen, aber bei näherer Überlegung konnte er sich des Verdachts nicht erwehren, daß ihre Ansichten von denen seiner Frau nicht allzusehr abwichen.

Sowie er wieder in seinem Zimmer war, schob er alle Gedanken an Signorina Elettra und die Heilige Mutter Kirche beiseite und nahm den Hörer vom Telefon. Er wählte Lele Cossetos Nummer, und als der Maler sich nach dem zweiten Klingeln meldete, sagte Brunetti ihm, daß er noch einmal wegen Doktor Messina anrufe.

»Woher weißt du, daß ich zurück bin, Guido?« fragte Lele.

»Zurück von wo?«

»Aus England. Ich hatte eine Ausstellung in London und bin seit gestern nachmittag wieder da. Wollte dich heute gleich anrufen.«

»Weswegen?« fragte Brunetti, zu neugierig, um sich erst einmal höflich nach dem Erfolg der Ausstellung zu erkundigen.

»Es scheint, daß Fabio Messina die Frauen liebt«, antwortete Lele.

»Im Gegensatz zu uns ändern allen, Lele?«

Lele, der in jungen Jahren einen einschlägigen Ruf in der Stadt genossen hatte, mußte lachen. »Nein, ich meine, er liebt die Gesellschaft junger Damen und läßt sie sich gern etwas kosten. Außerdem gibt es anscheinend zwei davon.«

»Zwei?«

»Zwei. Eine hier in der Stadt, in einer Vierzimmerwohnung nahe San Marco, für die er die Miete bezahlt, und eine draußen am Lido. Keine der beiden Damen geht einer Arbeit nach, aber beide sind sehr gut gekleidet.«

»Ist er der einzige?«

»Der einzige was?«

»Der einzige, der sie besucht«, versuchte Brunetti es zu umschreiben.

»Hmm, danach habe ich gar nicht gefragt«, meinte Lele mit hörbarem Bedauern ob dieser Unterlassung. »Beide sollen sehr schön sein.«

»Sollen? Wer sagt das?«

»Freunde«, antwortete Lele geheimnisvoll.

»Was erzählen diese Freunde noch?«

»Daß er beide zwei- bis dreimal die Woche besucht.«

»Was sagtest du, wie alt er ist?«

»Gesagt habe ich nichts, aber er ist in meinem Alter.«

»Soso«, machte Brunetti in neutralem Ton, schwieg einen Moment und fragte dann: »Haben deine Freunde zufällig auch etwas über das Pflegeheim gesagt?«

»Die Heime«, korrigierte Lele.

»Wie viele sind's denn?«

»Inzwischen offenbar fünf, das eine hier, und vier auf dem Festland.«

Brunetti schwieg so lange, daß Lele schließlich fragte:

»Bist du noch da, Guido?«

»Ja, ja, Lele. Ich bin noch da.« Er überlegte kurz, bevor er fragte:
»Wußten deine Freunde noch mehr über die Pflegeheime?«

»Nein, nur daß in allen fünf derselbe Orden das Personal stellt.«

»Die Schwestern vom Heiligen Sakrament?« fragte Brunetti, denn so hieß der Orden, der das Pflegeheim seiner Mutter betrieb und dem Maria Testa nicht mehr angehörte.

»Ja. In allen fünf.«

»Wie kann es dann sein, daß sie ihm gehören?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich weiß nicht, ob sie ihm wirklich gehören oder ob er nur der Direktor ist. Aber er ist für alle fünf zuständig.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, der schon seine nächsten Schritte plante.
»Danke, Lele. Und weiter haben sie nichts gesagt?«

»Nein«, antwortete Lele trocken. »Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie zu Diensten sein, Commissario?«

»Entschuldige, Lele«, sagte Brunetti, »ich wollte nicht ungezogen sein. Tut mir leid. Aber du kennst mich ja.«

Das konnte man wirklich sagen. Lele kannte Brunetti von dessen Geburt an. »Schon gut, Guido. Laß dich mal wieder blicken, ja?«

Brunetti versprach es, verabschiedete sich herzlich und hatte sein Versprechen, kaum daß der Hörer aufgelegt war, schon wieder vergessen. Er nahm den Hörer von neuem ab und ließ sich von der Vermittlung mit der Casa di Cura San Leonardo beim Ospedale Giustinian verbinden.

Minuten später hatte er Dottor Messinis Sekretärin am Apparat und verabredete für vier Uhr nachmittags einen Termin, um mit dem Direktor über eine Verlegung seiner Mutter, Regina Brunetti, ins San Leonardo zu sprechen.

Obwohl der Stadtteil, in dem sich das Ospedale Giustinian befand, geographisch nicht weit von Brunettis Wohnung entfernt war, kannte er sich dort nicht besonders gut aus, wahrscheinlich weil er nicht zwischen seiner Wohnung und den Bezirken lag, in denen er normalerweise zu tun hatte. Er kam dorthin nur gelegentlich auf dem Weg zur Giudecca oder auch an manchen Sonntagen, wenn Paola und er einen Spaziergang zu den Fondamenta delle Zattere machten, um sich in einem der Cafes am Wasser in die Sonne zu setzen und die Zeitungen zu lesen.

Was Brunetti über diese Gegend wußte, war wie so vieles, was er und alle übrigen Venezianer von ihrer Stadt kannten, eine Mischung aus Legenden und Tatsachen. Hinter dieser Mauer lag der Garten der ehemaligen Filmdiva, die jetzt mit einem Industriellen aus Turin verheiratet war; hinter jener wohnte der Letzte aus dem Geschlecht der Contradini, von dem man munkelte, er habe sein Haus seit zwanzig Jahren nicht mehr verlassen. Diese Tür führte ins Haus der letzten lebenden Donna Salva, die man seit Jahren nur noch zur Eröffnung der jeweiligen Opernsaison sah, dann aber stets in der Königsloge und immer ganz in Rot gekleidet. Brunetti kannte diese Mauern und Türen so, wie Kinder ihre Comic- und Fernsehhelden kannten, und gleich diesen Figuren riefen die Häuser und Palazzi ihm seine Jugend in Erinnerung, als er die Welt noch anders gesehen hatte.

Wie Kinder den Possen von Mickymaus und Popeye entwachsen und die Illusionen durchschauten, die dahintersteckten, hatte Brunetti im Lauf seiner Polizeijahre die oft recht düstere Wirklichkeit erfahren, die sich hinter den Mauern seiner Jugend verbarg. Die Diva trank, und der Industrielle aus Turin war schon zweimal festgenommen worden, weil er sie geschlagen hatte. Der letzte Contradini lebte tatsächlich seit zwanzig Jahren hinter einer dicken Mauer mit oben einbetonierten Glasscherben, bewacht und versorgt von drei Dienstboten, die ihn gar nicht erst von seiner Überzeugung abzubringen versuchten, daß Mussolini und Hitler noch an der Macht wären und die Welt somit sicher sei vor den dreckigen Juden. Und von der letzten lebenden Donna Salva wußten nur wenige, daß sie lediglich in die Oper ging, weil sie dort Vibrationen vom Geist ihrer Mutter zu empfangen glaubte, die vor fünfundsechzig Jahren in derselben Loge gestorben war.

Das Pflegeheim stand ebenfalls hinter einer hohen Mauer. Eine Bronzetafel verkündete den Namen und die Besuchszeiten: täglich von neun bis elf. Nachdem Brunetti geklingelt hatte, trat er ein paar Schritte zurück, sah aber keine Glasscherben auf der Mauer. Wer sich in einem Pflegeheim befand, würde wohl kaum noch die Kraft aufbringen, eine solche Mauer zu

erklimmen, sagte er sich, Glas hin oder her. Und da ihnen Geld ohnehin zu nichts mehr nütze war, besaßen diese Alten und Gebrechlichen nichts mehr außer ihrem Leben, was man ihnen hätte rauben können.

Die Tür wurde von einer Nonne in weißer Tracht geöffnet, die ihm gerade bis zur Schulter reichte. Unwillkürlich beugte er sich vor: »*Buona sera, suora*, ich bin mit Dottor Messini verabredet.«

Die Schwester blickte ratlos zu ihm auf. »Aber der Dottore ist nur montags hier«, sagte sie.

»Ich habe erst heute vormittag mit seiner Sekretärin telefoniert, sie sagte, ich könne um vier Uhr herkommen, um mit ihm über eine Verlegung meiner Mutter in dieses Haus zu sprechen.« Brunetti warf einen Blick auf die Uhr, um seinen Verdruß zu überspielen. Die Sekretärin hatte ihm den Zeitpunkt der Verabredung präzise bestätigt, und es irritierte ihn, daß jetzt niemand hier sein sollte.

Die Nonne lächelte, und Brunetti bemerkte zum erstenmal, wie jung sie war. »Oh, dann haben Sie die Verabredung sicher mit Dottoressa Alberti, seiner Stellvertreterin.«

»Könnte sein«, räumte Brunetti liebenswürdig ein.

Sie gab die Tür frei, und er trat in einen großen Innenhof mit überdachtem Brunnen in der Mitte. An diesem geschützten Ort trugen die Rosen schon dicke Knospen, und von einem dunkelvioletten Fliederbusch in der Ecke wehte Brunetti ein süßer Duft entgegen. »Sehr schön hier«, meinte er.

»Ja, nicht wahr?« sagte sie und ging voraus zu einem Durchgang auf der gegenüberliegenden Hofseite.

Während sie den sonnenbeschienenen Hof überquerten, sah Brunetti sie im Schatten des Balkons, der an zwei Seiten des Gebäudes entlanglief: Aufgereiht wie ein bildlich dargestelltes *memento mori* saßen sie da, sechs oder sieben reglose Gestalten in Rollstühlen, die starren Augen so hohl wie an griechischen Statuen. Er ging unmittelbar vor ihnen vorbei, aber keiner von den alten Leuten nahm es zur Kenntnis.

Drinnen im Haus waren alle Wände in einem heiteren Hellgelb gestrichen, und alle hatten Handläufe in Hüfthöhe. Die Böden waren blitzsauber bis auf den einen oder anderen verräterischen schwarzen Strich, der von den Gummirädern der Rollstühle stammen mußte.

»Bitte hier entlang«, sagte die junge Nonne, als sie nach links in einen Korridor abbog. Brunetti, der ihr folgte, konnte dabei nur mit einem kurzen Blick feststellen, daß der Speisesaal dieses ehemaligen Palazzo samt Fresken und Kronleuchtern noch immer seinem ursprünglichen Zweck diene, jetzt allerdings mit Resopaltischen und Plastikstühlen.

Die Nonne blieb vor einer Tür stehen, klopfte einmal, öffnete, als sie von

drinnen etwas hörte, und ließ Brunetti ein.

Das Büro, in das Brunetti trat, hatte vier hohe Fenster zum Hof. Das einfallende Licht wurde von den kleinen Glimmereinschlüssen im venezianischen Fußboden zurückgeworfen und füllte den Raum mit einem magischen Schimmer. Da der einzige Schreibtisch vor den Fenstern stand, konnte Brunetti die dahinter sitzende Gestalt erst genauer erkennen, als seine Augen sich an das auf ihn einflutende Licht gewöhnt hatten: Er sah die Silhouette einer korpulenten Frau in einer Art losem dunklem Kleid.

»Dottoressa Alberti?« fragte er und hielt sich leicht rechts, während er auf sie zuging, um in den Schatten zu kommen, den ein schmales Stück Wand zwischen zwei Fenstern warf.

»Signor Brunetti?« Die Frau erhob sich und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor. Sein erster Eindruck hatte ihn nicht getrogen: Sie war eine kräftige Frau von etwa seiner Größe und wohl auch etwa von seinem Gewicht, das sich bei ihr hauptsächlich um Schultern und Hüften verteilte. Sie hatte das runde, blühende Gesicht einer Frau, die gern aß und trank, mitten darin saß eine überraschend kleine, nach oben gebogene Nase. Ihre Augen waren bernsteinfarben und standen weit auseinander, gewiß das Hübscheste an ihr. Das lose Kleid war lediglich ein gelungener Versuch, die Körperfülle mit dunkler Wolle zu kaschieren.

Er nahm ihre ausgestreckte Hand und war überrascht, daß sie sich wie bei so manchen Frauen, wenn sie einem die Hand geben, mehr wie ein toter Hamster anfühlte. »Sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Dottoressa, und vielen Dank, daß Sie sich die Zeit für ein Gespräch mit mir nehmen.«

»Das gehört zu unserem Dienst an der Gemeinschaft«, antwortete sie schlicht, und Brunetti brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, daß sie es vollkommen ernst meinte.

Nachdem er, vor ihrem Schreibtisch sitzend, die angebotene Tasse Kaffee ausgeschlagen hatte, erklärte er ihr, daß er und sein Bruder, wie er ihrer Sekretärin schon am Telefon gesagt habe, mit dem Gedanken spielten, ihre Mutter nach San Leonardo zu verlegen, aber sie wollten sich vor einem solchen Schritt doch ein wenig über diese Einrichtung informieren.

»San Leonardo wurde vor sechs Jahren eröffnet, Signor Brunetti, vom Patriarchen gesegnet und mit Personal beschickt durch die ausgezeichneten Schwestern des Ordens vom Heiligen Sakrament.« Brunetti nickte, wie um anzudeuten, daß er das Habit der Nonne erkannt habe, die ihn hergeführt hatte.

»Wir sind eine gemischte Einrichtung«, sagte sie.

Bevor sie weitersprechen konnte, unterbrach Brunetti:

»Entschuldigen Sie, Dottoressa, was darf ich darunter verstehen?«

»Es bedeutet, daß wir Patienten hier haben, deren Pflegekosten vom öffentlichen Gesundheitssystem getragen werden. Wir haben aber auch Privatpatienten. Könnten Sie mir sagen, zu welcher Kategorie Ihre Mutter gehören würde?«

Lange Jahre in den Korridoren der Bürokratie, wo er für seine Mutter das Recht auf die Behandlung erkämpfen mußte, die ihr nach den vierzig Arbeitsjahren seines Vaters zustand, hatten Brunetti nur zu deutlich klargemacht, daß sie unter das öffentliche Gesundheitssystem fiel, dennoch lächelte er Dottoressa Alberti an: »Sie wäre natürlich Privatpatientin.«

Ob dieser Mitteilung schien Dottoressa Alberti förmlich aufzugehen und noch mehr Raum hinter ihrem Schreibtisch auszufüllen. »Natürlich ist Ihnen klar, daß dies nicht den geringsten Einfluß auf die Behandlung hat, die unsere Patienten erhalten. Wir müssen es nur wegen der Abrechnungen wissen.«

Brunetti nickte lächelnd, als glaubte er ihr aufs Wort.

»Und der Gesundheitszustand Ihrer Mutter?«

»Gut, gut.«

Sie schien an dieser Antwort weniger interessiert zu sein als an der vorherigen.

»Wann wollten Sie und Ihr Bruder sie denn eventuell hierher verlegen?«

»Wir dachten, noch vor Ende dieses Frühjahrs.«

Dottoressa Alberti lächelte und nickte bei diesen Worten.

»Natürlich«, fügte Brunetti hinzu, »möchte ich das nicht gern tun, bevor ich eine gewisse Vorstellung von dieser Einrichtung hier habe.«

»Selbstverständlich«, sagte Dottoressa Alberti und griff nach einer dünnen Mappe, die links auf ihrem Schreibtisch lag. »Ich habe alle Informationen hier, Signor Brunetti. Diese Mappe enthält ein Verzeichnis aller Leistungen, die unsere Patienten in Anspruch nehmen können, eine Liste unseres ärztlichen Personals, eine kurze Geschichte des Hauses sowie des Ordens vom Heiligen Sakrament, und schließlich eine Aufzählung unserer Gönner.«

»Gönner?« fragte Brunetti höflich.

»Dabei handelt es sich um Mitglieder der Gesellschaft, die sich in der Lage gesehen haben. Gutes über uns zu sagen, und uns gestatten, uns auf sie zu berufen. Gewissermaßen als Empfehlung für die hohe Qualität der Betreuung, die wir unseren Patienten zukommen lassen.«

»Natürlich. Verstehe«, sagte Brunetti mit bedächtigem Kopfnicken. »Stehen Ihre Preise auch darin?«

Dottoressa Alberti ließ sich nicht anmerken, ob sie diese Frage in irgendeiner Weise anstößig oder geschmacklos fand, sie bejahte nur mit einem Nicken.

»Dürfte ich mich hier vielleicht ein wenig umsehen, Dottoressa? Damit ich mir ein Bild machen kann, ob unsere Mutter sich hier wohl fühlen würde?« Bei diesen Worten wandte Brunetti das Gesicht ab, als ob er sich für die Bücher an der Wand interessierte. Dottoressa Alberti sollte ihm die doppelte Lüge nicht ansehen: Seine Mutter würde nie in dieses Haus kommen, sowenig wie sie sich irgendwo je wieder wohl fühlen könnte.

»Es spricht nichts dagegen, daß eine der Schwestern Sie durchs Haus führt, Signor Brunetti, oder wenigstens durch einen Teil.«

»Das wäre sehr freundlich, Dottoressa«, sagte Brunetti, wobei er sich mit einem lebenswürdigen Lächeln erhob.

Sie drückte einen Knopf auf ihrem Schreibtisch, und kurz darauf trat die junge Nonne von vorhin, ohne anzuklopfen, ein.

»Sie wünschen, Dottoressa?« fragte sie.

»Schwester Clara, ich möchte Sie bitten, Signor Brunetti den Aufenthaltsraum und die Küche zu zeigen, vielleicht auch eines der Privatzimmer.«

»Eine Bitte hätte ich noch, Dottoressa«, sagte Brunetti, als wäre ihm das eben erst eingefallen.

»Ja?«

»Meine Mutter ist sehr religiös, sehr fromm. Wenn es irgendwie geht, möchte ich gern auch noch mit der Mutter Oberin sprechen.« Als er sah, daß sie etwas einwenden wollte, sprach er rasch weiter: »Nicht, daß ich irgendwelche Bedenken hätte; ich habe über San Leonardo nur Gutes gehört. Aber ich habe nun einmal meiner Mutter versprochen, mit der Oberin zu reden. Und ich brächte es nie übers Herz, sie anzulügen.« Er setzte sein jugenhaftes Lächeln auf, das an ihr Verständnis für seine Lage appellieren sollte.

»Eigentlich ist das nicht üblich«, begann sie. Dann wandte sie sich an Schwester Clara: »Glauben Sie, daß es geht, Suora?«

Die Nonne nickte und sagte: »Ich habe die Mutter Oberin eben aus der Kapelle kommen sehen.«

»In dem Fall«, sagte Dottoressa Alberti, wieder an Brunetti gewandt, »könnten Sie vielleicht ein paar Worte mit ihr sprechen. Schwester, würden Sie Signor Brunetti zu ihr führen, nachdem er Signora Viottis Zimmer gesehen hat?«

Die junge Nonne nickte und ging wieder zur Tür. Brunetti trat an den Schreibtisch und streckte die Hand aus. »Sie haben mir sehr geholfen, Dottoressa. Ich danke Ihnen.«

Sie stand auf, um seine Hand zu nehmen, und wieder fühlte er sich beim Händedruck leicht abgestoßen. »Gern geschehen, Signore. Und wenn Sie

noch irgendwelche weiteren Fragen haben, zögern Sie nicht, mich anzurufen.« Damit nahm sie die Mappe und reichte sie Brunetti.

»Ach ja«, sagte er und nahm sie mit dankbarem Lächeln, ehe er sich zur Tür wandte. Dort drehte er sich noch einmal um und dankte ihr erneut, bevor er Schwester Clara nach draußen folgte.

Im Hof wandte sie sich nach links, trat wieder in das Gebäude und ging einen breiten Korridor hinunter. An dessen Ende kamen sie in einen großen, offenen Raum, in dem mehrere alte Leute saßen. Einige waren in Gespräche vertieft, die zusammenhanglos wirkten, weil alles schon so oft gesagt worden war. Einige saßen nur in ihren Sesseln und schienen in Erinnerungen verloren, vielleicht auch in Bedauern.

»Das ist der Aufenthaltsraum«, erklärte Schwester Clara unnötigerweise. Sie ließ Brunetti kurz stehen und ging eine Zeitschrift aufheben, die einer alten Frau aus der Hand gefallen war. Sie gab ihr das Heft mit ein paar aufmunternden Worten in venezianischem Dialekt.

Als sie zu Brunetti zurückkam, sprach er sie in Veneziano an: »Das Heim, in dem meine Mutter jetzt ist, wird auch von Ihrem Orden geführt.«

»Welches?« fragte sie, weniger aus echter Neugier als offenbar aus der durch ihren Beruf antrainierten Gewohnheit, Interesse zu zeigen. , »Die Casa Marina in Dolo.«

»Ah, ja. Dort arbeitet unser Orden schon seit Jahren. Warum wollen Sie Ihre Mutter denn hierher verlegen?«

»Es wäre für meinen Bruder und mich näher. Und unsere Frauen würden sie dann auch lieber besuchen.«

Sie nickte, wußte offenbar nur zu gut, wie ungern viele Leute ihre betagten Angehörigen besuchten, besonders wenn es nicht die eigenen Eltern waren. Sie führte Brunetti über den Flur zurück in den Innenhof.

»Dort war jahrelang eine Schwester, die dann aber, soviel ich weiß, hierher versetzt wurde«, sagte Brunetti betont beiläufig.

»So?« fragte sie mit demselben höflichen, nichtssagenden Interesse. »Welche denn?«

»Suor Immacolata«, sagte er, wobei er aus seiner größeren Höhe ihre Reaktion beobachtete.

Es sah aus, als wäre sie gestolpert oder hätte den Fuß zu hart auf den unebenen Steinboden gesetzt. »Kennen Sie sie?« fragte Brunetti.

Er sah sie gegen die Lüge ankämpfen. Schließlich sagte sie: »Ja«, aber nichts weiter.

Als hätte er von allem nichts gemerkt, fuhr Brunetti fort: »Sie war sehr gut zu meiner Mutter. Genauer gesagt, meine Mutter hat sie sehr ins Herz geschlossen. Mein Bruder und ich sind richtig froh, daß sie

hier ist, denn offenbar hat sie einen beruhigenden Einfluß auf unsere Mutter.« Er blickte auf Schwester Clara hinunter und fügte hinzu: »Sie wissen ja sicher, wie das bei manchen alten Leuten ist. Manchmal sind sie...« Er ließ den Satz unvollendet.

Schwester Clara öffnete eine Tür und sagte: »Hier ist die Küche.«

Brunetti sah sich mit geheucheltem Interesse um.

Nachdem die Küche ausreichend begutachtet war, führte sie ihn in die entgegengesetzte Richtung und eine Treppe hinauf. Im Gehen erklärte sie: »Hier oben wohnen die Frauen. Signora Viotti ist heute mit ihrem Sohn fort, Sie können sich also ihr Zimmer ansehen.« Brunetti verkniff sich die Bemerkung, daß Signora Viotti da eigentlich mitzureden hätte, und folgte der Nonne durch den Flur, der hier cremeweiß gestrichen war, aber auch diese allgegenwärtigen Handläufe hatte.

Sie öffnete eine Tür, und Brunetti warf einen Blick in das Zimmer und sagte, was man eben so sagt, wenn man komfortable Sterilität vor sich sieht. Schon wollte Schwester Clara sich wieder zur Treppe wenden.

»Bevor ich zu Ihrer Mutter Oberin gehe, würde ich gern noch Suor Immacolata guten Tag sagen«, sagte Brunetti und beeilte sich hinzuzufügen: »Das heißt, wenn es möglich ist. Ich möchte sie ja nicht von ihren Pflichten abhalten.«

»Suor Immacolata ist nicht mehr hier«, antwortete Schwester Clara in angespanntem Ton.

»Oh, das höre ich aber ungern. Meine Mutter wird zutiefst enttäuscht sein. Und mein Bruder auch.« Brunetti versuchte seiner Stimme einen einsichtigen und doch resignierten Klang zu geben, als er fortfuhr: »Aber es gilt die Werke des Herrn zu tun, ganz gleich, wohin wir gestellt werden.« Und als die Nonne darauf nicht antwortete, fragte er: »Ist sie in ein anderes Pflegeheim versetzt worden, Schwester?«

»Sie ist nicht mehr unter uns«, sagte Schwester Clara.

Brunetti blieb wie angewurzelt stehen und tat bestürzt. »Ist sie tot? Gütiger Himmel, Schwester, das ist ja furchtbar.« Und als wäre ihm nachträglich das Gebot der Pietät eingefallen, flüsterte er: »Gott sei ihrer Seele gnädig.«

»Ja, Gott sei ihrer Seele gnädig«, sagte Schwester Clara, indem sie sich zu ihm umdrehte. »Sie hat den Orden verlassen. Sie ist nicht tot. Sie wurde von einem unserer Patienten erwischt, als sie aus seinem Zimmer Geld stehlen wollte.«

»Gütiger Himmel«, rief Brunetti, »das ist ja entsetzlich.«

»Als er hinzukam, hat sie ihn zu Boden gestoßen und ihm das Handgelenk gebrochen, und dann ist sie fort, einfach verschwunden.«

»Wurde die Polizei verständigt?«

»Nein, ich glaube nicht. Niemand wollte einen Skandal.«

»Wann war das?«

»Vor ein paar Wochen.«

»Na, ich finde aber, da sollte die Polizei verständigt werden. So ein Mensch darf doch nicht frei herumlaufen. Sich das Vertrauen und die Hinfälligkeit alter Leute zunutze zu machen. Das ist abscheulich.«

Schwester Clara sagte darauf nichts. Sie rührte ihn durch einen schmalen Flur, wandte sich nach rechts und blieb vor einer schweren Holztür stehen. Sie klopfte einmal, hörte von drinnen eine Stimme, öffnete die Tür und ging hinein.

Kurz darauf kam sie wieder heraus und sagte: »Die Mutter Oberin empfängt Sie.«

Brunetti bedankte sich und trat mit einem »*Permesso?*« ein. Dann schloß er die Tür hinter sich und ließ, während er sich wieder umdrehte, den Blick rundum schweifen.

Das Zimmer war so gut wie leer, bis auf ein riesiges, geschnitztes Kruzifix an der hintersten Wand. Daneben stand im Habit des Ordens eine hochgewachsene Frau, die aussah, als habe sie sich gerade von dem Betschemel vor dem Kruzifix erhoben. Sie trug auf ihrem ausladenden Busen eine kleinere Ausführung des Kruzifixes, und der Blick, mit dem sie Brunetti musterte, verriet weder Neugier noch Begeisterung.

»Ja?« fragte sie, als hätte er sie bei einem besonders interessante Gespräch mit dem Herrn im Lendentuch unterbrochen.

»Ich hatte um eine Unterredung mit der Mutter Oberin gebeten.«

»Ich bin die Oberin dieses Klosters. Was wünschen Sie?«

»Ich möchte mich gern über Ihren Orden informieren.«

»Zu welchem Zweck?« fragte sie.

»Um Ihre heilige Mission besser zu verstehen«, antwortete Brunetti in völlig neutralem Ton.

Sie entfernte sich von dem Kruzifix, ließ sich auf einem Stuhl links neben einem leeren Kamin nieder und zeigte dann auf einen kleineren Stuhl zu ihrer Linken. Brunetti setzte sich so, daß er sie ansah.

Die Oberin sagte lange nichts, eine Taktik, die Brunetti gut kannte, denn gewöhnlich brachte man den anderen damit zum Reden, oft zu unüberlegtem Reden. Er saß nur da und betrachtete ihr Gesicht. In ihren dunklen Augen funkelte Intelligenz, und die schmale Nase verriet entweder die Aristokratin oder die Asketin.

»Wer sind Sie?« fragte sie.

»Commissano Guido Brunetti.«

»Von der Polizei?«

Er nickte.

»Es kommt nicht oft vor, daß die Polizei ein Kloster besucht«, meinte sie endlich.

»Ich würde sagen, das hängt davon ab, was in dem Kloster vorgeht.«

»Und was soll das heißen?«

»Genau das, was ich sage. Daß ich hier bin, hat mit dem zu tun, was sich unter Mitgliedern Ihres Ordens möglicherweise abspielt.«

»Zum Beispiel was?« fragte sie spöttisch.

»Zum Beispiel verleumderische üble Nachrede und Nichtanzeige einer Straftat, um nur das zu nennen, was ich selbst erlebt habe und bezeugen kann.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sagte sie.

Brunetti glaubte es ihr. »Eine Angehörige Ihres Ordens hat mir heute gesagt, daß Maria Testa, früher Suor Immacolata und Mitglied Ihres Ordens, aus diesem ausgeschlossen wurde, weil sie versucht habe, einem Patienten Geld zu stehlen; außerdem wurde mir gesagt, daß sie in Ausführung dieser Tat das Opfer zu Boden gestoßen und ihm das Handgelenk gebrochen habe.« Brunetti wartete, ob sie darauf etwas sagen würde, doch als nichts kam, fuhr er fort: »Wenn diese Tat geschehen ist, dann war sie eine strafbare Handlung, und eine weitere strafbare Handlung war die Nichtanzeige der ursprünglichen Straftat bei der Polizei. Sollte die Tat aber gar nicht geschehen sein, so hätte die Person, die mir davon berichtet hat, sich der üblen Nachrede schuldig gemacht.«

»Hat Schwester Clara Ihnen das erzählt?« fragte sie.

»Das spielt keine Rolle. Entscheidend ist, daß die Bezichtigung einen unter den Angehörigen Ihres Ordens allgemein verbreiteten Glauben wiederzugeben scheint.« Brunetti schwieg kurz und fügte dann hinzu: »Oder die Wahrheit.«

»Es ist nicht die Wahrheit«, sagte sie.

»Woher dann dieses Gerücht?«

Sie lächelte zum erstenmal, aber ein besonders schöner Anblick war das nicht. »Sie wissen doch, wie Frauen sind, sie verbreiten Gerüchte, und das vor allem übereinander.« Brunetti, der das immer für eine eher männliche Eigenschaft gehalten hatte, antwortete nichts darauf. Sie fuhr fort: »Suor Immacolata ist nicht, wie Sie meinen, ein ehemaliges Mitglied unseres Ordens. Ganz im Gegenteil. Sie ist nach wie vor an ihre Gelübde gebunden.« Und als vermutete sie, daß Brunetti diese nicht kannte, zählte sie an den Fingern ihrer rechten Hand auf: »Armut. Keuschheit. Gehorsam.« Die ersten beiden sprach sie ruhig, das dritte heftig erregt aus.

»Wenn sie doch aber ausgetreten ist, nach welchem Gesetz ist sie dann trotzdem noch Mitglied Ihres Ordens?«

»Nach dem Gesetz Gottes«, antwortete sie scharf, als verstünde sie von solchen Dingen schließlich mehr als er.

»Hat dieses spezielle Gesetz irgendeine juristische Relevanz?«

»Wenn nicht, dann stimmt etwas nicht mit einer Gesellschaft, die so etwas zuläßt.«

»Ich will Ihnen gern zugestehen, daß mit unserer Gesellschaft manches nicht in Ordnung ist, Mutter Oberin, aber ich werde Ihnen nicht zugestehen, daß dazu auch das Gesetz zählt, nach dem eine junge Frau von siebenundzwanzig Jahren eine Entscheidung, die sie als Jugendliche getroffen hat, wieder rückgängig machen darf.«

»Woher kennen Sie denn überhaupt ihr Alter?«

Ohne darauf einzugehen, fragte Brunetti: »Haben Sie einen Grund für Ihre Behauptung, Maria sei immer noch Mitglied Ihres Ordens?«

»Ich >behaupte< nichts«, erwiderte sie mit beißendem Sarkasmus, »ich sage nur Gottes Wahrheit. Er ist es, der ihre Sünde vergeben wird; ich werde sie nur wieder in unserem Orden willkommen heißen.«

»Wenn Maria nicht getan hat, was ihr vorgeworfen wird, warum hat sie dann den Orden verlassen?«

»Ich kenne diese Maria nicht, von der Sie sprechen. Ich kenne nur Suor Immacolata.«

»Wie Sie wollen«, räumte Brunetti ein. »Warum hat sie den Orden verlassen?«

»Sie war schon immer sehr eigenwillig und aufsässig. Es ist ihr immer schwergefallen, sich dem Willen Gottes und der größeren Weisheit ihrer Vorgesetzten zu unterwerfen.«

»Was ein und dasselbe sein soll, nehme ich an?« fragte Brunetti.

»Machen Sie nur Scherze, wenn es Ihnen beliebt, Sie haben es selbst zu verantworten.«

»Ich bin nicht zum Scherzen hier, Mutter Oberin. Ich bin hier, um zu klären, warum sie den Ort verlassen hat, an dem sie arbeitete.«

Die Nonne dachte über diese Forderung lange nach. Brunetti sah sie mit der einen Hand an das Kruzifix auf ihrem Busen fassen, eine unbewußte, unwillkürliche Gebärde. »Es wurde darüber geredet...«, begann sie, ließ den Satz aber unvollendet. Sie senkte den Blick, sah, wie ihre Hand das Kruzifix befingerte, und nahm sie herunter. Dann sah sie wieder Brunetti an. »Sie hat sich geweigert, einem Befehl zu gehorchen, den sie von ihrer Vorgesetzten bekommen hat, und als ich ihr für diese Sünde des Ungehorsams eine Buße auferlegen wollte, ist sie gegangen.« Sichtlich widerstrebend fügte sie hinzu:

»Ich muß zugeben, daß ihr Verhalten mich überrascht hat. In der Vergangenheit -war sie immer...« Sie hielt inne, und Brunetti beobachtete, wie in ihr die Wahrheit und die Verantwortung ihres Amtes miteinander im Widerstreit lagen. »Sie hat immer willig ihre Pflicht getan. Aber sie ist leicht erregbar. Bei Leuten ihrer Herkunft ist das ja oft so.«

Nicht einmal christliche Gesinnung vermochte ihr Mißtrauen gegenüber Sizilianern zu besiegen.

Brunetti ließ es ihr durchgehen. »Haben Sie mit ihrem Beichtvater gesprochen?«

»Ja. Als sie ging.«

»Und hat er Ihnen etwas gesagt, was sie ihm möglicherweise anvertraut hat?«

Sie schaffte es, ob dieser Frage richtig schockiert dreinzublicken. »Was sie ihm in der Beichte gesagt hat, durfte er mir selbstverständlich nicht weitersagen. Das Beichtgeheimnis ist heilig.«

»Heilig ist nur das Leben«, versetzte Brunetti, um diese Worte sogleich zu bereuen.

Er sah sie eine Erwiderung hinunterschlucken und stand auf. »Danke«, sagte er. Falls es sie überraschte, wie abrupt er dieses Gespräch beendete, zeigte sie es jedenfalls nicht. Brunetti ging zur Tür und öffnete sie. Als er zurückblickte, um auf Wiedersehen zu sagen, saß die Mutter Oberin noch immer stocksteif auf ihrem Stuhl, und ihre Hand befingerte das Kruzifix.

Brunetti schlug den Heimweg ein, kaufte unterwegs noch Mineralwasser und war gegen halb acht zu Hause. Als er die Wohnungstür aufschloß, wußte er sofort, daß alle da waren:

Chiara und Raffi lachten im Wohnzimmer über irgend etwas im Fernsehen, und Paola sang in ihrem Arbeitszimmer Rossini mit.

Er trug die Flaschen in die Küche, begrüßte die Kinder und ging zu Paolas Zimmer. Ein kleiner CD-Spieler stand auf dem Bücherregal; Paola saß mit dem quadratischen Librettoheftchen in der Hand da, saß und sang.

»Cecilia Bartoli?« fragte er beim Hineingehen.

Sie sah auf, ganz erstaunt, daß er die Stimme der Sängerin erkannt hatte, der sie gerade bei ihrer Arie half, und ohne zu argwöhnen, daß er den Namen auf der neuen CD von *Il Barbiere di Siviglia* gelesen hatte, die sie vor einer Woche erstanden hatte.

»Woher weißt du das?« fragte sie und vergaß vorübergehend, »*Una voce poco fa*« weiterzusingen.

»Wir haben unsere Augen überall«, sagte er, dann korrigierte er sich: »Ich meine, unsere Ohren.«

»Sei nicht so albern, Guido«, versetzte sie lachend. Sie klappte das Libretto zu, warf es neben sich auf den Tisch, beugte sich vor und schaltete die Musik aus.

»Meinst du, die Kinder hätten Lust, zum Abendessen auszugehen?« fragte er.

»Nein. Die gucken sich gerade irgendeinen blöden Film an, der bis acht dauert, und ich habe schon was auf dem Herd.« »Was denn?« erkundigte er sich, wobei er merkte, daß er richtig hungrig war.

»Gianni hatte heute sehr schönes Schweinefleisch.«

»Gut. Und was machst du daraus?«

»Ragout mit Steinpilzen.«

»Und dazu Polenta?«

Sie lächelte. »Natürlich. Kein Wunder, daß du diesen Bauch kriegst.«

»Was für einen Bauch?« fragte Brunetti und zog sein Bäuchlein rasch ein. Als sie nicht antwortete, meinte er:

»Der Winter ist jetzt zu Ende.« Und um sie, vielleicht auch sich selbst, von der Debatte um seinen Bauch abzulenken, berichtete er ihr über die Ereignisse des Tages, seit er den Anruf von Vittorio Sassi bekommen hatte.

»Hast du ihn schon zurückgerufen?« fragte Paola.

»Nein, ich hatte zuviel um die Ohren.«

»Dann tu's doch jetzt«, sagte sie und stand auf, damit er von dem Apparat in ihrem Arbeitszimmer aus telefonieren konnte, während sie selbst in die Küche ging, um Wasser für die Polenta aufzusetzen.

»Und?« fragte sie, als er kurz darauf nachkam, und reichte ihm ein Glas Dolcetto.

»Danke«, murmelte er und trank ein Schlückchen. »Ich habe ihm gesagt, wie es ihr geht und wo sie ist.«

»Was hast du für einen Eindruck von ihm?«

»So anständig, daß er ihr eine Arbeit und eine Wohnung suchen hilft, und so besorgt, mich anzurufen, nachdem das passiert war.«

»Was war das denn deiner Meinung nach?«

»Könnte ein Unfall gewesen sein, aber auch etwas Schlimmeres«, sagte Brunetti zwischen zwei Schlucken Wein.

»Du meinst, daß jemand sie umbringen wollte?«

Er nickte.

»Warum?«

»Käme ganz darauf an, mit wem sie gesprochen hat, seit sie bei mir war. Und was sie gesagt hat.«

»Würde sie so unbedacht sein?« fragte Paola. Sie wußte über Maria Testa nur, was Brunetti ihr im Lauf der Jahre über Suor Immacolata erzählt hatte, und das waren stets Lobeshymnen über ihre Geduld und ihre Nächstenliebe als Nonne gewesen, also eigentlich nichts, wonach sie hätte beurteilen können, wie diese junge Frau sich in einer Situation wie der von Brunetti geschilderten verhalten würde.

»Ich glaube nicht, daß sie selbst darin etwas Unbedachtes sehen würde. Sie war den längsten Teil ihres Lebens Nonne, Paola«, sagte er, als erklärte das alles.

»Was soll das heißen?«

»Daß sie keine rechte Vorstellung davon hat, wie Menschen sich verhalten. Wahrscheinlich ist sie mit menschlicher Bosheit oder Falschheit nie in Berührung gekommen.«

»Hast du nicht gesagt, daß sie Sizilianerin ist?« meinte Paola.

»Das ist nicht komisch.«

»Es sollte auch gar kein Scherz sein, Guido«, versetzte Paola gekränkt. »Ich meine es ganz ernst. Wenn sie in dieser Gesellschaft auf gewachsen ist...« Sie wandte sich vom Herd ab. »Was hast du gesagt, wie alt sie war, als sie in den Orden eintrat?«

»Fünfzehn, glaube ich.«

»Also, wenn sie in Sizilien auf gewachsen ist, dürfte sie schon genug erlebt haben, um Bosheit für möglich zu halten. Romantisier sie nicht. Sie ist keine Gipsheilige, die gleich zusammenbricht, wenn sie jemanden etwas Unschickliches tun oder sich schlecht benehmen sieht.«

Brunetti konnte die Verärgerung nicht aus seiner Stimme heraushalten, als er erwiderte: »Fünf alte Leute umzubringen, kann man wohl kaum als schlechtes Benehmen abtun.«

Paola sagte nichts darauf, sondern sah ihn nur groß an und wandte sich ab, um Salz in das kochende Wasser zu schütten.

»Schon gut, schon gut. Ich weiß, daß wir nicht viel an Beweisen haben«, lenkte er ein, und als Paola eisern abgewandt stehen blieb, korrigierte er sich weiter. »Also gut, gar keine Beweise. Aber wieso geht dann das Gerücht um, sie hätte Geld gestohlen und einen von den alten Leuten verletzt? Und warum hätte man sie angefahren und an der Straße liegen gelassen?«

Paola öffnete das Päckchen Maismehl, das neben dem Topf stand, und nahm eine Handvoll heraus. Während sie antwortete, ließ sie es mit der einen Hand ins kochende Wasser rieseln und rührte mit dem großen Löffel in der anderen. »Könnte Unfall mit Fahrerflucht gewesen sein«, sagte sie. »Und Frauen unter sich haben außer Klatschen nicht viel zu tun«, fügte sie hinzu.

Brunetti saß mit offenem Mund da. »Und das von einer Frau«, meinte er schließlich, »die sich als Feministin betrachtet? Der Himmel sei davor, daß ich mir einmal anhören muß, was Nichtfeministinnen über alleinlebende Frauen sagen.«

»Es ist mein Ernst, Guido. Frauen oder Männer, das ist doch alles eins.« Unbeeindruckt von seinem stummen Protest rührte sie weiter Maismehl ins kochende Wasser. »Laß Menschen lange genug unter sich, und sie können nur noch übereinander klatschen. Noch schlimmer ist es, wenn sie keine Zerstreuung haben.«

»Zum Beispiel Sex?« fragte er, um sie ein bißchen zu schockieren oder ihr wenigstens ein Lachen zu entlocken.

»Vor allem ohne Sex.«

Sie war fertig mit dem Maismehl, und Brunetti ließ sich das, was sie beide eben gesagt hatten, durch den Kopf gehen.

»Hier, rühr du mal weiter, während ich den Tisch decke«, sagte sie, indem sie den Platz vor dem Herd freigab. Sie wollte ihm den Holzlöffel reichen.

»Ich decke den Tisch«, sagte er, stand auf und öffnete den Schrank. Bedächtig verteilte er Teller, Gläser und Besteck. »Gibt es Salat?« fragte er. Als Paola nickte, nahm er vier Salatschälchen aus dem Schrank und stellte sie auf den Küchentresen. »Nachtsch?«

»Obst.«

Er nahm vier weitere Teller heraus.

Dann setzte er sich wieder hin und griff nach seinem Glas. Er trank einen Schluck und sagte: »Also gut. Vielleicht war es ein Unfall, und vielleicht ist es reiner Zufall, daß sie in der *casa di cura* schlecht von ihr reden.« Er stellte das Glas ab und goß Wein nach. »Glaubst du das?«

Sie rührte noch einmal die Polenta und legte den Löffel quer über den offenen Topf. »Nein, ich glaube, daß jemand sie umzubringen versucht hat. Und ich glaube, daß jemand die Geschichte von dem Gelddiebstahl gezielt in die Welt gesetzt hat. Alles, was du mir je über sie erzählt hast, sagt mir, daß sie niemals lügen oder stehlen würde. Und ich bezweifle, daß jemand, der sie gut kennt, es ihr zutrauen würde. Es sei denn, die Behauptung stammt von einer Autoritätsperson.« Sie nahm sein Glas, trank einen Schluck und stellte es wieder hin.

»Komisch, Guido, aber genau das gleiche habe ich mir vorhin angehört.«

»Das gleiche?«

»Es gibt im *Barbiere* diese wunderschöne Arie - und rede mir jetzt nicht dazwischen, daß es im *Barbiere* viele wunderschöne Arien gibt. Es ist die, in der dieser Dingsda, Basilio, der Musiklehrer, von *una calunnia* singt, wie eine einmal in die Welt gesetzte Verleumdung wächst, bis der Verleumdete...« - und hier überraschte sie Brunetti, indem sie ihm die letzten Takte der Baßarie vorsang, nur eben in ihrem hellen Sopran: »*Avvilto, calpestato, sotto Il pubblico flagello per gran sorte va a crepar.*«

Sie war noch nicht fertig, als beide Kinder in der Küchentür erschienen und erstaunt ihre Mutter anblickten. Nachdem Paola geendet hatte, rief Chiara: »Aber *mamma*, ich wußte ja gar nicht, daß du singen kannst.«

Paola sah ihren Mann an, nicht ihre Tochter, als sie erwiderte: »Es gibt eben an Müttern immer wieder Neues zu entdecken.«

Als sie mit dem Essen fast fertig waren, kamen sie so sicher, wie die Nacht dem Tag folgt, auf die Schule zu sprechen, und bei der Gelegenheit erkundigte Paola sich nach Chiaras Religionsunterricht.

»Ich möchte da nicht mehr hin«, sagte Chiara, während sie sich einen Apfel aus der Obstschale auf dem Tisch nahm.

»Ich verstehe gar nicht, warum ihr sie nicht sich abmelden laßt«, schaltete sich Raffi ein. »Es ist doch sowieso nur Zeitverschwendung.«

Paola würdigte seinen Beitrag keiner Antwort und fragte statt dessen Chiara: »Wie kommst du darauf, Chiara?«

Sie zuckte die Achseln.

»Soviel ich weiß, hast du einen Mund zum Sprechen, Chiara.«

»Ach, hör auf, *mamma*. Wenn du in dem Ton mit mir redest, weiß ich schon, daß du mir überhaupt nicht zuhören wirst.«

»Und was für ein Ton ist das, wenn ich fragen darf?«

»Genau der«, blaffte Chiara.

Paolas Blick suchte bei den Männern der Familie Hilfe gegen diesen ungerechtfertigten Angriff ihrer Jüngsten, doch diese waren nicht zu erweichen. Chiara schälte weiter an ihrem Apfel herum, wollte es unbedingt an einem Stück schaffen. Der Schalestreifen hätte inzwischen gewiß schon bis ans Tischende gereicht.

»Entschuldige, Chiara«, sagte Paola.

Chiara warf ihr einen kurzen Blick zu, löste das letzte Stück Schale, schnitt ein Stück von ihrem Apfel ab und legte es ihrer Mutter auf den Teller.

Brunetti fand es an der Zeit, die Verhandlung fortzuführen. »Warum willst du dich vom Religionsunterricht abmelden, Chiara?«

»Raffi hat recht. Es ist Zeitverschwendung. Ich konnte den Katechismus schon nach einer Woche auswendig, und jetzt müssen wir ihn nur immer wieder aufsagen, wenn er uns aufruft. Langweilig ist das, und in der Zeit könnte ich lesen oder meine Hausaufgaben machen. Aber das schlimmste ist, daß er es nicht mag, wenn wir Fragen stellen.«

»Was denn für Fragen?« erkundigte sich Brunetti, nachdem er das letzte Stück von Chiaras Apfel angenommen und ihr damit Gelegenheit gegeben hatte, einen neuen zu schälen.

»Zum Beispiel«, sagte sie, ganz auf ihr Messer konzentriert, »hat er heute gesagt, daß Gott unser Vater ist, und dabei immer so von ihm gesprochen wie von einem Mann. Da hab ich mich gemeldet und gefragt, ob es stimmt, daß Gott ein Geist ist. Ja, das stimmt, hat er gesagt. Da hab ich gefragt, ob es denn auch stimmt, daß ein Geist sich von einem Menschen dadurch unterscheidet, daß er keinen Körper hat und überhaupt nicht aus Materie ist. Und als er das auch bejahte, hab ich gefragt, wieso Gott denn dann ein Vater, also ein Mann sein soll, wenn er doch ein Geist ohne Körper ist.«

Brunetti warf einen Blick über Chiaras gesenkten Kopf hinweg, aber zu spät; Paolas Gesicht zeigte keine Spur eines triumphierenden Lächelns. »Und was hat Don Luciano darauf gesagt?«

»Oje, wütend ist er geworden und hat mich angebrüllt, daß ich mich aufspielen wollte.« Sie hob den Kopf und sah Brunetti an, vergaß für einen Moment ihren Apfel. »Aber das stimmte gar nicht, *papà*. Ich wollte mich überhaupt nicht aufspielen. Ich wollte es nur wissen. Das finde ich nämlich unlogisch. Ich meine, Gott kann doch nicht beides zugleich sein, oder?«

»Ich weiß nicht, Engelchen. Es ist lange her, daß ich so was gelernt habe.

Ich nehme an, Gott kann jederzeit sein, was er will. Vielleicht ist Gott so groß, daß unsere kleinen Gesetze über materielle Wirklichkeit und unser winziges Universum gar keine Bedeutung für ihn haben. Hast du darüber mal nachgedacht?«

»Nein, das nicht«, sagte sie und schob ihren Teller fort. Sie überlegte ein Weilchen, dann meinte sie: »Wäre wohl möglich.« Wieder ein nachdenkliches Schweigen: »Kann ich jetzt meine Hausaufgaben machen gehen?«

»Natürlich«, sagte Brunetti, wobei er sich zu ihr hinüberbeugte und ihr das Haar verwuschelte. »Und wenn du Schwierigkeiten mit deinen Mathematikaufgaben hast, den richtig kniffligen, dann komm damit zu mir.«

»Und was machst du dann, *papá*? Mir erklären, daß du mir leider nicht weiterhelfen kannst, weil Mathe zu deiner Zeit so ganz anders war?« fragte Chiara lachend.

»Mache ich es denn bei deinen Mathematikaufgaben nicht immer so, Schätzchen.«

»Eben. Bleibt dir ja wohl auch nichts anderes übrig, wie?«

»Ich fürchte, ja«, sagte Brunetti und schob seinen Stuhl zurück.

Als Chiara und Raffi gegangen waren, wandte Brunetti sich an Paola: »Also«, sagte er.

»Also was?«

»Es wird Zeit, daß sie sich von diesem Unterricht abmeldet.« Paola hielt beim Tischabräumen inne und sah ihn schweigend an. Sie wartete.

»Hat sie zu dir noch etwas über die Sachen gesagt, die er von sich gibt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Es sind wohl mehr die anderen Mädchen, die über ihn reden, aber was ich von Chiara höre, klingt so, als fänden sie es nicht nur komisch, sondern auch schockierend.«

»Herrgott noch mal«, platzte Brunetti heraus. »Sind die denn alle so?«

»Alle wie?« fragte Paola.

»Alle so wie dieser widerliche Mensch.«

Es verging eine ganze Weile, bevor sie antwortete. »Nein, ich glaube nicht.« Und fast widerstrebend fügte sie hinzu:

»Ich glaube nicht, daß es viele sind, aber es ist ja meist so, daß nur die Schlimmen uns auffallen. Und dann verallgemeinern wir das.«

»Ich dachte immer, du haßt sie«, sagte Brunetti.

»Wen? Priester?«

Sie lächelte. »Kann sein, daß es so klingt, wenn ich wütend bin. Aber eigentlich hasse ich sie gar nicht. Ich hasse nur Tyrannen. Und geistliche Tyrannen sind die schlimmsten, die feigsten. Aber Priester an sich, nein. Es gibt zu viele gute darunter.«

Brunetti nickte. »Hoffentlich. Was machen wir jetzt, einen Brief schreiben?«

»Ja.«

»Müssen wir einen Grund angeben?«

»Das glaube ich nicht. Wir schreiben nur, daß sie mehr Zeit für die anderen Fächer braucht.«

»Und damit hat sich's schon?«

Paola nickte. »Damit hat sich's schon.«

13

Da er das Thema Religion offenbar ebensowenig aus seinem Privatleben wie aus seinem Beruf heraushalten konnte, widmete Brunetti sich an diesem Abend der Lektüre der alten Kirchenväter, ein Zeitvertreib, der ihm wenig lag. Beim ersten Buch faßte er sofort eine Abneigung gegen das Pathos des Verfassers, weshalb er sich das nächste vornahm. Doch darin stieß er auf einen Absatz, in dem es hieß, daß »... der Mann, welcher, von unmäßiger Liebe hingerissen und zur Befriedigung seiner Leidenschaft, mit seiner Frau so inbrünstigen Verkehr pflegt, daß er, wäre sie nicht seine Frau, dennoch den Wunsch haben würde, ihr beizuwohnen, eine Sünde begeht«.

Brunetti nahm den Blick von dem Buch. »Beiwohnen?« fragte er laut und schreckte damit Paola auf, die neben ihm saß und über den Notizen für ihren morgigen Unterricht schon halb eingeschlafen war.

»Hmm?« machte sie fragend.

»Lassen wir solche Leute wirklich unsere Kinder erziehen?« fragte er und las ihr die Stelle vor.

Er fühlte ihr Achselzucken mehr, als daß er es sah. »Was soll das bedeuten?« fragte er dann.

»Es bedeutet, wenn du einen auf Diät setzt, denkt er von da an nur noch ans Essen. Oder wenn du einem das Rauchen verbietest, hat er nur noch Zigaretten im Sinn. Daraus folgt für mich logisch, daß einer, dem man den Sex verbietet, von dem Thema regelrecht besessen sein wird. Wenn du ihm dann noch die Macht gibst, anderen vorzuschreiben, wie sie ihr Sexualleben zu gestalten haben, also, dann ist der Ärger doch vorprogrammiert. Das ist ungefähr so, als wollte man Helen Keller Kunstgeschichte lehren lassen, meinst du nicht?«

»Warum hast du mir von alldem noch nie etwas gesagt?« fragte er.

»Wir haben ein Abkommen. Ich habe versprochen, mich nie in die religiöse Erziehung der Kinder einzumischen.«

»Aber das ist doch Irrsinn«, rief er und klatschte mit der Hand auf das offene Buch.

»Natürlich ist es Irrsinn«, antwortete sie vollkommen ruhig. »Aber ist es größerer Irrsinn als das meiste, was sie so zu sehen bekommen oder lesen?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Sexclubs, Kinderpornos, Telefonsex. Was du willst. Es ist nur die Kehrseite dessen, was dieser Fanatiker da geschrieben hat«, meinte sie, wobei sie wegwerfend auf das Buch in Brunettis Händen deutete. »In beiden Fällen wird Sex zur Obsession, entweder weil man nicht darf, oder weil man nicht genug davon kriegen kann.« Sie wandte sich wieder ihren Notizen zu.

»Aber«, begann Brunetti nach kurzem Überlegen, wartete, bis sie aufsah, und als er sich ihrer Aufmerksamkeit sicher glaubte, fragte er: »Aber erzählen die ihnen wirklich solche Sachen?«

»Wie gesagt, Guido, das überlasse ich alles dir. Du warst der Meinung, sie müßten - wenn ich mich richtig an deine wörtliche Formulierung erinnere - >die abendländische Kultur erfahrene Also bitte, der Mensch, von dem dieser besonders bösertige Satz stammt, ist Teil der abendländischen Kultur.«

»Aber so was können die doch nicht den Kindern beibringen«, beharrte er.

Paola zuckte die Achseln. »Frag Chiara«, sagte sie und beugte sich wieder über ihre Notizen.

Brunetti, mit seinem Zorn allein gelassen, legte das Buch weg und nahm ein anderes von dem Stapel neben dem Sofa. Er machte es sich mit Josephus' *Geschichte des jüdischen Krieges* bequem und war gerade bei Kaiser Vespasians Belagerung von Jerusalem, als das Telefon klingelte.

Er griff über das Tischchen, das neben ihm stand, und nahm den Hörer ab. »Pronto«, sagte er.

»Commissario? Hier Miotti.«

»Ja, Miotti, was gibt's?«

»Ich dachte, ich sollte Sie lieber anrufen, Commissario.«

»Warum, Miotti?«

»Einer von den Leuten, bei denen Sie und Vianello waren, ist tot, Commissario. Ich bin jetzt dort.«

»Wer ist es?«

»Signor da Pre.«

»Was ist passiert?«

»Wir wissen es nicht genau.«

»Was heißt, Sie wissen es nicht genau?«

»Vielleicht sollten Sie lieber kommen und es sich selbst ansehen, Commissario.«

»Wo sind Sie?«

»In der Wohnung, Commissario. Die Adresse ist...«

Brunetti unterbrach ihn. »Ich kenne die Adresse. Wer hat Sie gerufen?«

»Der Mann, der unter ihm wohnt. Bei ihm kam Wasser durch die Decke, da ist er hinaufgegangen, um nachzusehen, was los ist. Er hat einen Schlüssel, ist also hineingegangen und hat Signor da Pré im Bad auf dem Boden gefunden.«

»Und?«

»Wie es aussieht, ist er gestürzt und hat sich das Genick gebrochen, Commissario.«

Brunetti wartete auf weitere Erklärungen, und als keine kamen, sagte er: »Rufen Sie Dr. Rizzardi.«

»Das habe ich schon, Commissario.«

»Gut. Ich bin in etwa zwanzig Minuten da.« Brunetti legte auf und drehte sich zu Paola um, die nicht mehr las, sondern neugierig auf die andere Hälfte des Gesprächs wartete, das sie soeben mitgehört hatte.

»Da Pré. Er ist gestürzt und hat sich das Genick gebrochen.«

»Der kleine Bucklige?«

»Ja.«

»Armer Mann, so ein elendes Pech«, war ihr spontaner Kommentar.

Brunetti brauchte etwas länger für den seinen, der dann auch den Unterschied zwischen ihren beiden Temperamenten und ihren Berufen widerspiegelte: »Vielleicht.«

Paola ging nicht darauf ein. Sie sah auf die Uhr. »Es ist fast elf.«

Brunetti legte Josephus auf den heiligen Benedikt und stand auf. »Dann also bis morgen früh.«

Paola legte ihre Hand auf die seine. »Mach dir einen Schal um, Guido. Es ist kalt draußen.«

Er bückte sich und küßte sie aufs Haar, dann holte er seinen Mantel, vergaß auch den Schal nicht und machte sich auf den Weg.

Als er zu da Prés Haus kam, stand ein uniformierter Polizist auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Der Beamte salutierte, als er Brunetti erkannte, und antwortete auf dessen Frage, daß Dr. Rizzardi schon da sei.

Oben stand ein zweiter Uniformierter, Corsaro, an der offenen Wohnungstür. Er salutierte ebenfalls und gab den Weg frei. »Dr. Rizzardi ist drinnen, Commissario.«

Brunetti trat ein und ging in den hinteren Teil der Wohnung, von wo Licht und Männerstimmen herausdrangen. Er kam in ein Zimmer, das offenbar das

Schlafzimmer war, und sah an der rückwärtigen Wand ein kleines Bett stehen, fast wie ein Kinderbett. Beim Durchgehen trat er in etwas Weiches, Nasses. Er blieb wie angewurzelt stehen und rief nach Miotti.

Augenblicklich erschien der junge Sergente an der Tür gegenüber. »Ja, Commissario?«

»Machen Sie mal Licht.«

Miotti gehorchte, und Brunetti blickte auf seine Füße hinunter und suchte vergebens seine irrationale Angst zu bekämpfen, daß er in einer Blutlache stehen könnte. Er atmete erleichtert auf, als er sah, daß es nur ein nasser Teppich war, vollgesogen mit dem Wasser, das durch die offene Badezimmertür herausgeflossen war. Beruhigt setzte er seinen Weg fort und blieb vor der erhellten Türöffnung stehen, durch die Geräusche menschlicher Betriebsamkeit drangen.

Drinnen sah er Dr. Rizzardi, wie er ihn schon allzuoft gesehen hatte, nämlich über den reglosen Körper eines Toten gebeugt.

Rizzardi erhob sich, als er die Bewegung hinter sich bemerkte. Er streckte die Hand aus, stockte, streifte den dünnen Gummihandschuh ab, streckte sie erneut aus und sagte:

»Buona sera, Guido.« Er lächelte nicht, und selbst wenn, es hätte an dem strengen Ernst seiner Miene nichts geändert. Zu lange Beschäftigung mit dem gewaltsamen Tod in all seinen Erscheinungsformen hatte ihm fast alles Fleisch um Nase und Wangen fortgezehrt, als wäre sein Gesicht aus Marmor, und jeder Tod hätte ein winziges Stückchen davon abgemeißelt.

Rizzardi trat zur Seite, damit Brunetti den kleinen Körper auf dem Boden sehen konnte. Im Tod noch kleiner geworden, schien da Pré zu Füßen von Riesen zu liegen. Er lag auf dem Rücken, den Kopf grotesk zur Seite verdreht, doch ohne daß dieser den Boden berührte, fast wie eine bekleidete Schildkröte, die mutwillige Jungen auf ihren Panzer umgedreht und so ihrem Schicksal überlassen hatten.

»Wie ist das passiert?« fragte Brunetti. Er sah, daß Rizzardis Hosenbeine vom Aufschlag bis zum Knie durchnäßt waren, und auch seine eigenen Schuhe wurden schon feucht, denn sie standen in einem halben Zentimeter Wasser.

»Wie es aussieht, wollte er sich ein Bad einlassen und ist dabei auf dem Boden ausgerutscht.« Brunetti blickte sich um. Die Badewanne war leer, und das Wasser lief nicht mehr. Ein runder schwarzer Stöpsel lag ordentlich auf dem Wannenrand.

Brunetti sah wieder auf den Toten hinunter. Er trug Anzug und Krawatte, aber keine Schuhe und Strümpfe. »Barfuß auf den Kacheln ausgerutscht?« fragte er.

»Sieht so aus«, antwortete Rizzardi.

Brunetti verließ das Bad wieder, und Rizzardi, der mit seiner Arbeit fertig war, folgte ihm. Brunetti schaute sich im Schlafzimmer um, obwohl er keine Ahnung hatte, wonach er suchte. Er sah drei Fenster mit zugezogenen Vorhängen und an den Wänden ein paar Bilder, die ihm vorkamen, als wären sie vor Jahrzehnten dort aufgehängt und dann vergessen worden. Der Teppich war ein alter Perser, völlig durchweicht und mit stumpfen Farben. Ein rotseidener Morgenmantel lag auf dem Fußende des Betts, und darunter, genau da, wo das Wasser noch nicht hingekommen war, sah Brunetti die kleinen Schuhe ordentlich nebeneinander stehen, darauf die zusammengelegten dunklen Socken.

Brunetti ging hin, bückte sich und hob die Schuhe auf. Er nahm die Socken in die eine Hand, drehte die Schuhe um und besah sie sich von unten. Das schwarze Gummi der Sohlen und Absätze war glatt und glänzte, wie man es oft bei Schuhen sieht, die nur im Haus getragen werden. Einziges Zeichen der Abnutzung waren zwei graue Scheuerstellen an den Außenkanten der Absätze. Brunetti stellte die Schuhe wieder hin und legte die kleinen Socken darauf.

»So habe ich noch nie einen ums Leben kommen sehen«, sagte Rizzardi.

»Hat's da nicht vor Jahren mal einen Film gegeben, über einen, der diese Krankheit hatte, bei der man aussieht wie ein Elefant? Ist der nicht so umgekommen?«

Rizzardi schüttelte den Kopf. »Den habe ich nie gesehen. Ich habe über so etwas gelesen, zumindest über die Gefahr, die ein Sturz für solche Leute bedeutet. Aber normalerweise brechen sie sich nur ein paar Rückenwirbel.« Rizzardi

blickte grübelnd ins Leere, und Brunetti wartete, weil er annahm, Rizzardi gehe im Geiste die einschlägige medizinische Literatur durch. Nach einem Weilchen sagte Rizzardi:

»Nein, stimmt nicht. Es ist schon vorgekommen. Nicht oft, aber es ist vorgekommen.«

»Na, dann haben Sie hier womöglich eine Variante entdeckt, die neu genug ist, daß sie in die Lehrbücher kommt«, meinte Brunetti gelassen.

»Vielleicht«, antwortete Rizzardi, schon auf dem Weg zu seiner schwarzen Arzttasche, die auf einem Tischchen neben der Tür stand. Er warf die Gummihandschuhe hinein und schloß die Tasche. »Ich nehme ihn mir gleich am Vormittag vor, Guido, aber danach werde ich Ihnen auch nichts anderes sagen können als jetzt. Er hat sich das Genick gebrochen, als der Kopf im Sturz nach hinten kippte.«

»Sofortiger Tod?«

»Muß wohl. Ein glatter Bruch. Er wird noch gefühlt haben, wie er mit dem Rücken auf den Boden schlug, aber ehe er Schmerz empfinden konnte, muß er schon tot gewesen sein.«

Brunetti nickte. »Danke, Ettore. Ich rufe Sie an. Nur für den Fall, daß Sie doch noch etwas finden.«

»Ab elf«, sagte der Arzt.

Sie gaben sich die Hand, und Rizzardi ging aus dem Zimmer. Brunetti hörte, wie der Arzt mit leiser Stimme noch etwas zu Miotti sagte, dann klappte die Wohnungstür zu. Miotti kam herein, hinter ihm Foscolo und Pavese von der Spurensicherung.

Brunetti nickte ihnen zu und sagte: »Ich brauche alle Fingerabdrücke, die Sie finden, besonders im Bad, und dort vor allem um die Wanne herum. Und Fotos aus jedem Blickwinkel.« Er trat beiseite, so daß die Männer einen Blick ins Bad werfen konnten.

Pavese stellte seine Fototasche in einer trockenen Ecke ab, nahm das Stativ heraus und begann es auszuziehen.

Brunetti kniete sich hin, jetzt ohne sich um das Wasser zu kümmern. Er stützte sich auf die Hände und legte die Wange fast auf den Boden, um den Fußboden vor der Badezimmertür aus dieser Schräge zu inspizieren. »Wenn Sie irgendwo einen Fön finden«, sagte er zu Foscolo, »könnten Sie hier vielleicht das Wasser wetrocknen - nicht aufwischen - und dann ein paar Aufnahmen von diesem Stück Fußboden machen.« Er grenzte mit einer kreisenden Handbewegung die Stelle ein.

»Wozu, Commissario?« fragte der Fotograf.

»Um zu sehen, ob es hier Schürfspuren gibt, irgendein Anzeichen dafür, daß er vielleicht ins Bad geschleift wurde.«

»Ach, so ist das?« meinte Pavese, während er seine Kamera aufs Stativ setzte und die Schraube festzog.

Statt zu antworten, zeigte Brunetti auf ein paar Druckstellen, die unter dem Wasserfilm kaum zu sehen waren. »Hier. Und hier.«

»Wird gemacht, Commissario. Keine Sorge.«

»Danke«, sagte Brunetti, dann erhob er sich und fragte Miotti: »Haben Sie ein Paar Handschuhe? Ich habe vergessen, welche mitzubringen.«

Miotti griff in seine Jackentasche und nahm ein Päckchen mit eingeschweißten Gummihandschuhen heraus. Er riß es auf und gab Brunetti ein Paar. Während dieser sie überstreifte, nahm Miotti ein zweites Paar heraus und zog es an.

»Wenn Sie mir sagen könnten, wonach wir suchen, Commissario...«

»Ich weiß es nicht. Nach allem, was auf Fremdeinwirkung hindeutet, oder auf irgendeinen Grund dafür.« Es gefiel Brunetti, daß Miotti nichts dazu

sagte, wie wenig dies seine Frage beantwortete.

Brunetti ging ins Wohnzimmer, wo er sich mit da Pré unterhalten hatte, und sah sich aufmerksam um. Immer noch wurden alle Stellflächen von den kleinen Dosen eingenommen. Er ging zur Kredenz und zog die oberste Schublade zwischen den beiden Türen auf. Sie enthielt weitere Schnupftabakdosen, manche einzeln in Watte gebettet wie quadratische Eier in schneeweißen Nestern. In der zweiten und dritten Schublade war es nicht anders. Die unterste enthielt Papiere. Zuerst lag eine Mappe mit Schriftstücken, die in geradezu militärischer Systematik geordnet waren, aber darunter lagen Stapel über Stapel von Papieren wild durcheinander, einige mit der Schrift nach oben, andere nach unten, wieder andere doppelt gefaltet, andere einfach. Brunetti nahm die Mappe und die übrigen Papierstapel mit beiden Händen heraus, bevor er merkte, daß er sie nirgends ablegen konnte, denn überall, wohin er blickte, standen Dosen.

Schließlich trug er das Ganze in die Küche und breitete die Papiere auf dem Holztisch aus, der dort stand. Es überraschte ihn nicht, daß die Mappe da Prés Korrespondenz mit Antiquitätenhändlern und Privatsammlern enthielt, in der es um Alter, Herkunft und Preise von Schnupftabakdosen ging. Darunter lagen die Rechnungen, offenbar für Aberhunderte von kleinen Döschen, von denen er manchmal zwanzig und mehr auf einmal erstanden hatte.

Brunetti legte die Mappe beiseite und sah die restlichen Papiere durch, aber wenn er gehofft hatte, irgendeinen Hinweis darauf zu finden, warum da Pré hatte sterben müssen, sah er sich getäuscht. Es waren Stromrechnungen, ein Brief von da Prés früherem Vermieter, ein Werbezettel von einem Möbelhaus in Vicenza, ein Zeitungsartikel über die Folgen der langzeitigen Einnahme von Aspirin sowie die Beipackzettel verschiedener Schmerzmittel, auf denen ihre Nebenwirkungen aufgelistet waren.

Während nebenan die Spurensicherung am Werk war und immer wieder ein Blitzlicht aufflammte, wenn der Leichnam fotografiert wurde, nahm Brunetti sich das Schlafzimmer und die Küche vor, wo er nichts fand, was auf finstere Machenschaften anstelle eines Unfalls hindeutete. Miotti, der eine Schachtel mit alten Zeitungen und Zeitschriften gefunden hatte, war auch nicht erfolgreicher.

Kurz nach ein Uhr durften die Sanitäter des Krankenhauses die Leiche mitnehmen, und gegen zwei war die Spurensicherung fertig. Brunetti bemühte sich, alle Papiere und sonstigen Gegenstände, die er und Miotti beim Durchkämmen der Wohnung in der Hand gehabt hatten, wieder dahin zu tun, wo sie gewesen waren, aber er wußte einfach nicht, wohin mit den unzähligen kleinen Schnupftabakdosen, die zur Abnahme von

Fingerabdrücken eingestäubt, zur Seite oder nach hinten geschoben und auf dem Boden abgestellt worden waren. Schließlich gab er es auf, zog seine Gummihandschuhe aus und forderte Miotti auf, seinem Beispiel zu folgen.

Als die anderen sahen, daß Brunetti sich zum Gehen anschickte, sammelten auch sie ihre Taschen, Kameras, Schachteln und Bürsten ein, alle froh, hier Schluß machen und diese gräßlichen kleinen Dosen, die ihnen so viele Stunden Arbeit beschert hatten, zurücklassen zu können.

Brunetti sagte Miotti noch, er brauche morgen nicht vor zehn in die Questura zu kommen, aber er wußte, daß der junge Mann schon um acht da sein würde, wenn nicht früher.

Draußen schlug ihm Nebel entgegen, diese Nachtstunde war die trostloseste und feuchteste. Er wickelte sich seinen Schal um den Hals und ging zum Accademia-Anleger, aber als er hinkam, stellte er fest, daß er ein Boot um zehn Minuten verpaßt hatte und das nächste erst in vierzig Minuten fuhr. Also beschloß er, zu Fuß zu gehen, und nahm den Weg über den Campo San Barnaba, vorbei an den verschlossenen Toren der Universität und der ebenfalls für die Nacht verrammelten Casa Goldoni.

Im Gehen dachte er über die rechtlichen Folgen nach, die da Prés Tod haben würde. Das Erbe seiner Schwester war noch zu regeln, und sein plötzliches Ableben gab den Begünstigten des umstrittenen Testaments nun Gelegenheit, ihren Anspruch auf einhundert Millionen Lire geltend zu machen, ein stolzer Betrag für einen Orden, den ein Gelübde zur Armut verpflichtete.

Brunetti begegnete niemandem, bis er zum Campo San Polo kam, wo ein grün uniformierter Wachmann mit einem Schäferhund bei Fuß seine späte Runde drehte. Die beiden Männer nickten sich im Vorbeigehen zu, während der Hund sich nicht um Brunetti kümmerte und nur darauf bedacht war, seinen Herrn nach Hause und ins Warme zu ziehen. Als er sich der Unterführung näherte, die vom *campo* wegführte, hörte er ein leises Platschen. Er blieb an der Brücke stehen und schaute ins Wasser hinunter, wo er eine langschwänzige Ratte langsam wegschwimmen sah. Brunetti zischte einmal kurz, aber die Ratte ignorierte ihn ebenso wie der Hund und strebte nur langsam weiter nach Hause und ins Warme.

Am nächsten Morgen ging Brunetti auf dem Weg zur Questura bei da Prés Adresse vorbei und sprach mit Luigi Venturi, dem Mann, der einen Stock tiefer wohnte und die Leiche gefunden hatte. Von ihm erfuhr er nichts, was er nicht auch durch ein Telefonat hätte erfahren können: Da Pré hatte wenige Freunde, selten Besuch, und Venturi wußte nicht, wer die Besucher waren; die einzige lebende Verwandte, von der da Pré je gesprochen hatte, war die Tochter eines entfernten Cousins, die irgendwo bei Verona wohnte. In der vergangenen Nacht hatte Venturi nichts Ungewöhnliches gesehen oder gehört, bis dann das Wasser durch seine Küchendecke zu sickern begann. Nein, da Pré hatte nie von irgendwelchen Feinden gesprochen, die ihm etwas hätten zuleide tun wollen. Venturi bedachte Brunetti bei dieser Frage mit einem merkwürdigen Blick, und Brunetti beeilte sich, ihm zu versichern, daß die Polizei diese unwahrscheinliche Möglichkeit nur ausschließen wolle. Nein, weder er noch da Pré hatten die Angewohnheit, die Tür zu öffnen, ohne sich zuvor zu vergewissern, wer da war. Weitere Fragen ergaben, daß Signor Venturi den größten Teil des Abends ein Fußballspiel im Fernsehen verfolgt und an da Pré oder irgendwelche Vorgänge in dessen Wohnung erst gedacht hatte, als er in seine Küche gegangen war, um sich vor dem Zubettgehen eine Tasse Malzkaffee zu machen, und dort das Wasser an der Wand herunterlaufen sah, worauf er nach oben gegangen war, um festzustellen, was da los war.

Nein, man konnte die beiden Männer nicht als Freunde bezeichnen. Signor Venturi war Witwer, da Pré hatte nie geheiratet. Aber daß sie im selben Haus wohnten, hatte beiden genügt, um einander ihre Schlüssel anzuvertrauen, obwohl bis zur vorigen Nacht keiner je Anlaß gehabt hatte, davon Gebrauch zu machen. Weiter erfuhr Brunetti nichts, und er war sicher, daß es auch nichts weiter zu erfahren gab.

Unter den Papieren, die so ungeordnet in da Prés Schublade gelegen hatten, waren auch mehrere Briefe eines Anwalts mit Büroadresse in Dorsoduro gewesen, und Brunetti rief, sowie er in der Questura war, dort an. Der Anwalt hatte, wie es in Venedig offenbar nicht anders möglich war, schon von da Prés Tod gehört und versucht, die Tochter des Cousins zu verständigen. Sie war jedoch mit ihrem Mann, einem Gynäkologen, für eine Woche in Toronto, wo er an einem Kongreß teilnahm. Der Anwalt sagte, er wolle sie weiter zu erreichen versuchen, sei aber in keiner Weise sicher, ob die Nachricht sie zur Rückkehr nach Italien bewegen könnte.

Auf Brunettis Fragen konnte der Anwalt so gut wie nichts über da Pré sagen. Obwohl er seit Jahren sein Anwalt war und auch die Sache mit dem

Testament der Schwester bearbeitete, waren sie füreinander nie mehr als Anwalt und Klient gewesen. Über da Prés Leben wußte er so gut wie nichts, er rückte nur auf Nachfrage damit heraus, daß der Nachlaß, von der Wohnung abgesehen, nicht sehr viel wert sei. Da Pré habe fast sein ganzes Geld in diese Schnupftabakdosen gesteckt, und die habe er dem Museo Correr vermacht.

Danach rief Brunetti bei Rizzardi an, und bevor er noch etwas fragen konnte, sagte der Pathologe: »Ja, er hatte eine kleine Prellung an der linken Kinnseite und eine neben der Wirbelsäule. Beide können von dem Sturz stammen. Im Fallen hat es ihm den Kopf nach hinten gerissen, wie ich Ihnen schon heute nacht gesagt habe. Er war auf der Stelle tot.«

»Aber könnte er geschlagen oder gestoßen worden sein?«

»Es wäre möglich, Guido, aber Sie kriegen mich nicht dazu, so etwas zu sagen, jedenfalls nicht amtlich.«

Brunetti widersprach lieber nicht. Er dankte dem Arzt und legte auf.

Pavese, der Fotograf von der Spurensicherung, sagte am Telefon, Brunetti solle besser ins Labor herunterkommen und sich die Bilder selbst ansehen. Als er hinkam, sah er vier Vergrößerungen, zwei in Farbe und zwei in Schwarzweiß, an die Korkwand im Labor geheftet.

Brunetti stellte sich davor und betrachtete sie, wobei er den Kopf ruckartig immer weiter nach vorn bewegte, bis er die Bilder schon fast mit der Nasenspitze berührte. Da sah er im linken unteren Quadranten zwei schwache parallele Striche. Er legte den Finger darauf und drehte sich zu Pavese um: »Die hier?«

»Ja«, antwortete der Fotograf und kam zu ihm. Sanft schob er mit dem Radiergummi am Ende seines Bleistifts Brunettis Finger beiseite und fuhr den beiden Strichen nach.

»Schleifspuren?« fragte Brunetti.

»Kann sein. Kann aber auch vieles andere sein.«

»Haben Sie sich die Schuhe angesehen?«

»Das hat Foscolo gemacht. Die Absätze sind hinten abgescheuert, aber an vielen Stellen.«

»Könnte man die Spuren an den Schuhen mit denen hier in Beziehung bringen?« fragte Brunetti.

Pavese schüttelte den Kopf. »Nicht überzeugend.«

»Aber er könnte ins Bad geschleift worden sein?«

»Ja«, sagte Pavese, fügte jedoch ebenso schnell hinzu:

»Aber es kann auch vieles andere gewesen sein. Ein Koffer. Ein Stuhl. Ein Staubsauger.«

»Was war es Ihrer Meinung nach, Pavese?«

Pavese tippte, bevor er antwortete, mit dem Bleistift auf das Foto. »Ich weiß nur, was ich hier sehe, Commissario. Zwei parallele Striche auf dem Boden. Kann alles mögliche sein.«

Brunetti wußte, daß er aus dem Fotografen nicht mehr herausbekommen würde, also bedankte er sich und ging wieder hinauf in sein Zimmer.

Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Zettel in Signorina Elettras Handschrift. Auf dem ersten teilte sie ihm mit, daß eine Frau namens Stefania angerufen hatte und um Rückruf bat. Auf dem zweiten stand, daß Signorina Elettra ihm etwas »in der Angelegenheit dieses Priesters« zu sagen habe. Sonst nichts.

Brunetti wählte Stefanias Nummer und bekam wieder diese fröhliche Begrüßung zu hören, der zu entnehmen war, daß auf dem Immobilienmarkt Flaute herrschte.

»Hier Guido. Bist du diese Wohnung in Canareggio los?«

Stefanias Stimme wurde wärmer. »Morgen nachmittag soll der Vertrag unterschrieben werden.«

»Und jetzt zündest du Kerzen an, damit es kein *acqua alta*. gibt?«

»Guido, wenn ich damit das Wasser fernhalten könnte, bis der Vertrag unterschrieben ist, würde ich auf allen vieren nach Lourdes kriechen.«

»So schlecht geht das Geschäft?«

»Das kannst du dir gar nicht vorstellen.«

»Verkauft du sie an diese Deutschen?« fragte er.

»Ja.«

»Sehr gut«, antwortete Brunetti. »Hast du etwas über die Wohnungen herausbekommen?«

»Ja, aber sonderlich interessant ist das nicht. Alle drei sind seit Monaten auf dem Markt, aber die Sache wird dadurch kompliziert, daß der Eigentümer in Kenia lebt.«

»In Kenia? Ich dachte, in Turin. Jedenfalls steht diese Adresse im Testament.«

»Kann durchaus sein, aber er lebt seit sieben Jahren in Kenia und ist in Venedig nicht mehr gemeldet. Steuerlich ist das ein derartiger Alptraum, daß keiner sich mit diesen Wohnungen abgeben mag, schon gar nicht bei der herrschenden Marktlage. Du kannst dir dieses Chaos überhaupt nicht vorstellen.«

Nein, das konnte Brunetti wirklich nicht, ihm genügte die Information, daß der Erbe seit sieben Jahren in Kenia lebte.

Stefania fragte: »Genügt dir das, um...«, aber das Klingeln eines Telefons in ihrem Büro unterbrach sie. »Das ist der andere Apparat. Ich muß dich

abhängen, Guido. Drück mir die Daumen, daß es ein Kunde ist.«

»Mach ich. Und danke, Steffi. *Auf Wiedersehen.*«

Sie lachte und legte auf.

Er rief die Polizeiwache am Lido an und erfuhr, daß man noch nichts über den Wagen oder den Fahrer wußte, der in den Unfall mit Fahrerflucht, als der die Sache noch immer behandelt wurde, verwickelt gewesen war. Darauf ging er nach unten zu Signorina Elettra. Sie blickte auf, als er hereinkam, und lächelte ihm kurz zu. Brunetti sah, daß sie heute einen hochgeschlossenen schwarzen Hosenanzug trug. Am Hals fiel ihm ein schmaler, blendendweißer Streifen ins Auge, der ganz wie ein Priesterkragen über dem Revers hervorblitzte. »Ist das Ihre Vorstellung von klösterlicher Schlichtheit?« fragte Brunetti, als er sah, daß der Anzug aus Rohseide war.

»Ach, das«, sagte sie, als wartete sie schon auf die nächste Kleidersammlung, um das Ding loswerden zu können. »Jede Ähnlichkeit mit Klerikern ist rein zufällig, das versichere ich Ihnen, Commissario.« Sie nahm ein paar Blätter von ihrem Schreibtisch und reichte sie ihm. »Wenn Sie das gelesen haben, verstehen Sie bestimmt, warum ich auf die Zufälligkeit solchen Wert lege.«

Er nahm die Blätter und las die ersten Zeilen. »Don Luciano?« fragte er.

»Derselbe. Ein vielgereister Mann, wie Sie sehen werden.« Sie wandte sich wieder ihrem Computer zu und ließ Brunetti Zeit zum Lesen.

Das erste Blatt enthielt eine kurze Biographie des Luciano Benevento, geboren vor siebenundvierzig Jahren in Pordenone. Seine Schulzeit war vermerkt, ebenso sein Eintritt ins Priesterseminar mit siebzehn Jahren. Hier gab es eine Lücke, wahrscheinlich seine Priesterausbildung, aber das hinten angeheftete Schulzeugnis wies ihn nicht als einen hervorragenden Schüler aus.

Noch während seiner Seminaristenzeit war Luciano Benevento aktenkundig geworden, nämlich durch einen Zwischenfall in einem Zug, bei dem eine Mutter ihr Kind bei ihm im Abteil zurückgelassen hatte, um in den Speisewagen zu gehen und etwas zu essen zu holen. Was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte, konnte nie ganz geklärt werden, und am Ende hatte man alles der Phantasie des kleinen Mädchens zugeschrieben.

Nach seiner Ordination vor dreiundzwanzig Jahren war Don Luciano in ein kleines Dorf im Tirol entsandt worden und dort vier Jahre geblieben, bis er versetzt wurde, nachdem der Vater eines zwölfjährigen Mädchens, das er in Religion unterrichtete, im Dorf seltsame Geschichten über Don Luciano und die Fragen erzählt hatte, die er seiner Tochter in der Beichte stellte.

Seine nächste Stelle hatte er im Süden gehabt, und dort war er sieben Jahre geblieben, bis er in ein Heim gesteckt wurde, das die Kirche für Priester

unterhielt, die Probleme hatten. Welcher Art Don Lucianos Probleme gewesen waren, wurde nicht ausgeführt.

Nach einem Jahr in diesem Heim wurde Don Luciano einer kleinen Gemeinde in den Dolomiten zugewiesen, wo er fünf Jahre lang unauffällig unter einem Pfarrer arbeitete, dessen strenges Regiment angeblich in ganz Norditalien seinesgleichen suchte. Nach dem Tod dieses Pfarrers übernahm Don Luciano die Gemeinde, aber nach zwei Jahren wurde er aus diesem Dorf wegversetzt, wobei von einem »streitsüchtigen kommunistischen Bürgermeister« die Rede war.

Von dort kam Don Luciano in eine kleine Gemeinde an der Peripherie von Treviso, wo er eineinviertel Jahre blieb, bevor er vor drei Jahren in die Pfarrei San Polo versetzt wurde, von deren Kanzel er nun predigte und von wo er an die Schulen geschickt wurde, um seinen Beitrag zur religiösen Unterweisung der Jugend Venedigs zu leisten.

»Wie sind Sie daran gekommen?« fragte Brunetti, nachdem er fertiggelesen hatte.

»Vielfältig und geheimnisvoll sind die Wege des Herrn«, antwortete Signorina Elettra gelassen.

»Diesmal ist die Frage ernst gemeint, Signorina. Ich möchte wissen, wie Sie an diese Informationen gekommen sind«, sagte er, ohne ihr Lächeln zu erwidern.

Sie sah ihn eine kleine Weile an. »Ich habe einen Freund, der im Amt des Patriarchen arbeitet.«

»Ein Kirchenmann?«

Sie nickte.

»Und der hat Ihnen das gegeben?«

Sie nickte wieder.

»Wie haben Sie denn das geschafft, Signorina? Ich könnte mir vorstellen, daß solche Informationen doch eher vor Laien geheimgehalten werden.«

»Das denke ich auch, Commissario.« Ihr Telefon klingelte, aber sie machte keine Anstalten, den Hörer abzunehmen. Nach dem siebten Ton verstummte es. »Er hat ein Verhältnis mit einer Freundin von mir.«

»Verstehe«, sagte er. Dann fragte er beiläufig: »Und damit haben Sie ihn erpreßt?«

»Nein. Keineswegs! Er will schon seit Monaten da raus, einfach weggehen und ein anständiges Leben anfangen. Aber meine Freundin hat ihn zum Bleiben überredet.«

»Im Amt des Patriarchen?«

Sie nickte.

»Als Priester?«

Sie nickte wieder.

»Wo er mit derart heiklen Dokumenten umgeht?«

»Ja.«

»Warum will Ihre Freundin, daß er dort bleibt?«

»Das möchte ich Ihnen lieber nicht sagen, Commissario.«

Brunetti wiederholte seine Frage nicht, rührte sich aber auch nicht von ihrem Schreibtisch.

»Was er tut, ist in keiner Weise kriminell.« Sie ließ sich das eben Gesagte durch den Kopf gehen und fügte dann hinzu: »Im Gegenteil.«

»Ich glaube, in diesem Fall muß ich genau wissen, ob das auch stimmt, Signorina.«

Zum erstenmal in den Jahren, die sie zusammenarbeiteten, erntete Brunetti einen Blick offenen Mißfallens von Signorina Elettra. »Und wenn ich Ihnen mein Wort gebe?« fragte sie.

Bevor Brunetti antwortete, betrachtete er die Blätter in seiner Hand, schlechte Fotokopien der Originaldokumente. Ziemlich verwischt, aber doch zu erkennen, sah man am oberen Rand das Siegel des Patriarchen von Venedig.

Brunetti sah auf. »Ich glaube, das wird nicht nötig sein, Signorina. Da könnte ich auch gleich an mir selbst zweifeln.«

Sie lächelte nicht, aber die Anspannung wich aus ihrem Körper, ihrer Stimme. »Danke, Commissario.«

»Meinen Sie, Ihr Freund könnte mir auch Informationen über jemanden besorgen, der Ordenspriester ist, kein Pfarrpriester?«

»Wenn Sie mir den Namen sagen - versuchen könnte er es auf jeden Fall.«

»Pio Cavaletti. Er gehört dem Orden vom Heiligen Sakrament an.«

Sie notierte sich den Namen und sah zu ihm auf. »Noch etwas, Commissario?«

»Nein, vielen Dank.«

»Ich werde ihm das erst heute abend geben. Ich bin bei den beiden zum Abendessen«, erklärte Signorina Elettra.

»Bei Ihrer Freundin?« fragte Brunetti.

»Ja. Solche Dinge bereden wir nie am Telefon.«

»Aus Angst davor, was ihm dann passieren könnte?« fragte Brunetti, ohne selbst so recht zu wissen, wie ernst er das meinte.

»Zum einen«, antwortete sie.

»Und zum anderen?«

»Aus Angst davor, was uns passieren könnte.«

Er musterte sie, um zu sehen, ob sie scherzte, aber ihr Gesicht war ernst und verkniffen. »Glauben Sie das, Signorina?«

»Diese Organisation ist noch nie sehr nett mit ihren Feinden umgegangen.«

»Und das sind Sie, eine Feindin?«

»Durch und durch.«

Brunetti wollte schon nach dem Grund fragen, hielt sich aber zurück. Nicht, daß er ihn nicht hätte wissen wollen - ganz im Gegenteil -, aber er wollte keine Diskussion über dieses Thema anfangen, schon gar nicht in ihrem Büro und genau vor der Tür, durch die in jedem Moment Vice-Questore Patta hätte hereinkommen können. Statt dessen sagte er: »Ich wäre Ihrem Freund sehr dankbar für jede Information, die er mir geben kann.«

Das Telefon klingelte wieder, und diesmal nahm sie ab. Sie fragte, wer am Apparat sei, und bat um einen Augenblick Geduld, bis sie sich den Vorgang auf ihren Bildschirm geholt habe.

Brunetti nickte ihr zu und ging wieder in sein Zimmer hinauf, die Papiere in der Hand.

15

Und das, dachte Brunetti, während er in sein Dienstzimmer hinaufging, war der Mann, dem er ahnungslos noch bis vor wenigen Tagen die religiöse Erziehung seiner Tochter anvertraut hatte. Er konnte nicht einmal sagen, daß er und Paola es gemeinsam getan hätten, denn sie hatte sich von Anfang an herausgehalten. Er hatte immer gewußt, daß sie dagegen war, aber die sozialen Folgen einer ausdrücklichen Ablehnung des Religionsunterrichts hätten die Kinder tragen müssen, nicht die Eltern, die für sie entschieden. Wo würde ein Kind, dessen Eltern es nicht am Religionsunterricht teilnehmen ließen, sich aufhalten, während seine Altersgenossen den Katechismus und das Leben der Heiligen lernten? Was ging in einem Kind vor, dessen Weg ins Leben nicht von den rituellen Stationen der Erstkommunion und Firmung gesäumt wurde?

Brunetti erinnerte sich an einen Prozeß, der letztes Jahr Schlagzeilen gemacht hatte: Einem durch und durch ehrbaren Ehepaar, kinderlos, er Arzt, sie Anwältin, war von einem Turiner Gericht die Adoption eines Kindes verwehrt worden, weil sie beide Atheisten und darum nach Ansicht des Gerichts als Eltern ungeeignet waren.

Über die Geschichte jener irischen Priester hatte er nur gelacht, als wäre Irland irgendein Drittweltland im Würgegriff einer primitiven Religion, und nun waren hier in seinem eigenen Land die gleichen Würgemale zu erkennen, wenn auch nur für den voreingenommenen Blick.

Brunetti hatte keine Ahnung, was er mit diesem Pfarrer machen sollte; juristisch hatte er nichts in der Hand.

Der Mann war nie angezeigt worden, und Brunetti hielt es für aussichtslos, an irgendeinem seiner früheren Wirkungsorte jemanden zu finden, der offen gegen ihn sprach. Die Infektion war weitergegeben worden, sollten sich jetzt andere damit rumschlagen - eine ziemlich normale Reaktion, und diejenigen, die ihn jetzt los waren, würden mit Sicherheit schweigen, um keinen Skandal heraufzubeschwören.

Brunetti wußte, daß die Gesellschaft sexuelle Übergriffe eher auf die leichte Schulter nahm und kaum mehr darin sah als Exzesse männlicher Leidenschaft. Er teilte diese Sichtweise nicht. Auch fragte er sich, was das für eine Therapie sein mochte, der man Priester wie Don Luciano in diesem Heim unterzog, in das man ihn gesteckt hatte. Wenn man Don Lucianos Lebensweg *nach* seinem dortigen Aufenthalt zum Maßstab nahm, konnte die Therapie nicht besonders wirksam gewesen sein.

In seinem Zimmer warf Brunetti die Papiere auf den Schreibtisch und blieb ein Weilchen davor sitzen, dann stand er auf und ging ans Fenster. Da er draußen nichts Interessantes entdeckte, kehrte er an den Schreibtisch zurück und suchte sich sämtliche Unterlagen in Sachen Maria Testa und zu den verschiedenen Ereignissen zusammen, die man in irgendeiner Weise mit dem in Verbindung bringen konnte, was sie ihm an jenem ruhigen, inzwischen auch schon Wochen zurückliegenden Tag erzählt hatte. Er las alles durch und machte sich hin und wieder eine Notiz. Als er fertig war, starrte er ein paar Minuten lang die Wand an, dann griff er zum Telefon und ließ sich mit dem Ospedale Civile verbinden.

Zu seiner Überraschung kam er ohne jede Schwierigkeit zur diensthabenden Schwester der Intensivstation durch, und nachdem er sich vorgestellt hatte, erfuhr er von ihr, daß die »Polizeipatientin« in ein Privatzimmer verlegt worden sei. Nein, ihr Zustand habe sich nicht verändert; sie sei noch immer ohne Bewußtsein. Ja, wenn er einen Moment warten wolle, werde sie den Polizisten holen, der vor ihrer Tür sitze.

Dieser entpuppte sich als Miotti. »Ja, Commissario?« fragte er, als Brunetti seinen Namen nannte.

»Irgend etwas Neues?«

»Alles ganz ruhig hier.«

»Und was machen Sie?«

»Ich lese, Commissario. Sie haben hoffentlich nichts dagegen.«

»Besser lesen als den Schwestern nachgaffen, denke ich. Hat jemand sie besucht?«

»Nur dieser Mann vom Lido. Sassi. Sonst niemand.«

»Haben Sie schon Ihren Bruder gesprochen, Miotti?«

»Ja, Commissario. Erst gestern abend.«

»Und haben Sie ihn nach diesem Padre gefragt?«

»Ja, Commissario.«

»Und?«

»Also, zuerst wollte er nichts sagen. Ich weiß nicht, ob er nur keinen Klatsch verbreiten wollte. So ist Marco eben«, erklärte Miotti, als wolle er seinen Vorgesetzten um Nachsicht für eine derartige Charakterschwäche bitten. »Aber dann habe ich ihm gesagt, daß ich es unbedingt wissen muß, und da hat er gemeint, es werde geredet - nur geredet, Commissario -, daß Cavaletti mit Opera Pia zu tun habe. Er wußte nichts mit Bestimmtheit, alles nur vom Hörensagen. Verstehen Sie, Commissario?«

»Ja, ich verstehe. Sonst noch etwas?«

»Nicht direkt, Commissario. Ich habe nur überlegt, was Sie vielleicht noch wissen möchten, was Sie wahrscheinlich fragen werden, wenn ich Ihnen das sage, und da dachte ich, Sie würden wahrscheinlich wissen wollen, ob Marco glaubt, daß an dem Gerede etwas dran ist. Also habe ich ihn das gefragt.«

»Und?«

»Er glaubt es, Commissario.«

»Danke, Miotti. Dann widmen Sie sich mal wieder Ihrer Lektüre.«

»Danke, Commissario.«

»Was lesen Sie denn?«

»*Quattroruote*«, nannte Miotti das beliebteste Automagazin.

»Aha. Ich danke Ihnen, Miotti.«

»Nichts zu danken, Commissario.«

Gütigster Jesus am Kreuz, errette uns! Wenn Brunetti an Opera Pia dachte, konnte er nicht umhin, innerlich eines der liebsten Stoßgebete seiner Mutter nachzusprechen. Wenn es ein in Rätsel gehülltes Geheimnis gab, dann Opera Pia. Brunetti wußte nicht mehr darüber, als daß es eine religiöse Organisation war, halb geistlich, halb weltlich, die sich dem Papst zu absolutem Gehorsam verpflichtet fühlte und nach einer irgendwie gearteten Erneuerung der Macht oder Autorität der Kirche strebte. Und kaum hatte Brunetti darüber nachgedacht, was er über Opera Pia wußte und woher er es wußte, wurde ihm klar, daß er überhaupt nicht sicher sein konnte, was davon der Wahrheit entsprach und was nicht. Wenn eine geheime Gesellschaft definitionsgemäß ein Geheimnis ist, kann schließlich alles, was man darüber »weiß«, ebenso gut falsch sein.

Die Freimaurer mit ihren Ringen und Kellen und Cocktailschürzchen

hatten Brunetti immer Spaß gemacht. Er wußte kaum etwas Genaueres über sie, hatte sie aber immer für eher harmlos als bedrohlich gehalten, auch wenn ihm klar war, daß dies zu einem nicht geringen Teil daher kam, daß er sie allzuoft schon durch den herrlichen Jux der *Zauberflöte* verniedlicht gesehen hatte.

Aber Opera Pia war etwas völlig anderes. Er wußte noch weniger darüber - so gut wie nichts -, doch schon der Name jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

Er versuchte sich von dummen Vorurteilen freizumachen und sich alles ins Gedächtnis zu rufen, was er je unmittelbar über Opera Pia gehört oder gelesen hatte, irgend etwas Handfestes und Nachprüfbares, aber ihm fiel nichts ein. Unwillkürlich mußte er an »die Zigeuner« denken, denn er »kannte« die Zigeuner etwa ebenso, wie er Opera Pia »kannte«; nur vom Hörensagen, von Weitererzähltem, aber nie war ihm ein Name, ein Datum oder eine Tatsache bekanntgeworden. Alles zusammen erzeugte jene Aura des Geheimnisvollen, die wohl von jeder geschlossenen Gesellschaft für die ausgeht, die nicht dazugehören.

Er überlegte, ob er jemanden kannte, der ihm Näheres sagen könnte, aber außer Signorina Elettras anonymem Freund im Amt des Patriarchen fiel ihm niemand ein. Wenn

die Kirche eine Natter an ihrem Busen nährte, dann mußte man die Information in diesem Busen suchen.

Sie blickte auf, als er hereinkam, erstaunt, ihn schon wieder zu sehen. »Ja, Commissario?«

»Ich möchte Ihren Freund um noch einen Gefallen bitten.«

»Der wäre?« fragte sie, schon mit der Hand auf ihrem Notizblock.

»Opera Pia.«

Ihre Überraschung verriet sich für Brunetti nur durch die minimal geweiteten Augen. »Was möchten Sie darüber wissen, Commissario?«

»Wie diese Leute in die Vorfälle hier verwickelt sein könnten.«

»Sie meinen, in die Sache mit den Testamenten und der Frau im Krankenhaus?«

»Ja.« Und fast wie im nachhinein fügte Brunetti hinzu:

»Könnten Sie ihn wohl auch noch bitten, festzustellen, ob irgendeine Verbindung zu Padre Cavaletti besteht?« Nachdem sie das notiert hatte, fragte er: »Wissen Sie etwas über die Organisation, Signorina?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht mehr als jeder andere. Sie ist geheim, sie spaßt nicht, und sie ist gefährlich.«

»Finden Sie das nicht ein bißchen übertrieben?«

»Nein.«

»Wissen Sie, ob sie hier in der Stadt ein...« - Brunetti kannte die richtige Bezeichnung nicht - »... eine Sektion hat?«

»Keine Ahnung, Commissario.«

»Merkwürdig, nicht?« meinte Brunetti. »Keiner weiß etwas Genaues über sie, aber das hindert uns nicht daran, sie mit Mißtrauen zu betrachten und Angst vor ihr zu haben.« Als sie nicht antwortete, bohrte er nach: »Finden Sie das nicht merkwürdig?«

»Ich sehe das anders, Commissario«, sagte Signorina Elettra.

»Inwiefern?«

»Ich denke mir, wenn wir über sie Bescheid wüßten, hätten wir noch größere Angst.«

16

Unter den Papieren auf seinem Schreibtisch fand er Dottor Fabio Messinis Privatnummer, wählte sie und verlangte den Arzt zu sprechen. Die Frau am anderen Ende erklärte, der Dottore sei zu beschäftigt, um ans Telefon zu kommen, und fragte, wer ihn sprechen wolle. Brunetti sagte nur:

»Polizia«, worauf sie hörbar widerwillig antwortete, sie werde den Dottore fragen, ob er vielleicht doch einen Augenblick Zeit habe.

Viele Augenblicke vergingen, bevor die Stimme eines Mannes sagte: »Ja?«

»Dottor Messini?«

»Am Apparat. Wer ist da?«

»Commissario Brunetti.« Brunetti wartete, bis sein Dienstgrad auf der anderen Seite angekommen war, dann sagte er: »Wir möchten Ihnen gern ein paar Fragen stellen, Dottore.«

»Worum geht es, Commissario?«

»Um Ihre Pflegeheime.«

»Was ist damit?« fragte Messini eher ungeduldig als neugierig.

»Es geht um einige Leute, die darin arbeiten.«

»Über das Personal weiß ich gar nichts«, erwiderte Messini obenhin, womit er augenblicklich Brunettis Argwohn auf den Einwanderungsstatus der philippinischen Krankenschwestern in dem Heim lenkte, in dem seine Mutter war.

»Ich würde das lieber nicht am Telefon besprechen«, sagte Brunetti, der wußte, daß ein bißchen Geheimniskrämerei oft schon genügte, um sowohl den Einsatz zu erhöhen als auch die Neugier des jeweiligen Gesprächspartners zu wecken.

»Also, Sie werden kaum erwarten, daß ich in die Questura komme, oder?« fragte Messini, in dessen Stimme der Sarkasmus der Mächtigen unüberhörbar war.

»Außer Sie möchten vermeiden, daß Ihre Patienten durch eine Razzia der Guardia di Frontiera aufgeregt werden, wenn sie kommt, um Ihre philippinischen Krankenschwestern zu vernehmen...« Brunetti wartete einen Sekundenbruchteil, bevor er »*dottore*« hinzufügte.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, behauptete Messini in einem Ton, der das Gegenteil besagte.

»Wie Sie meinen, Dottore. Ich hatte gehofft, wir könnten darüber in aller Ruhe sprechen und die Sache vielleicht regeln, bevor sie sich zur Peinlichkeit entwickelt, aber leider scheint das ja nicht möglich zu sein. Ich bedaure die Störung«, sagte Brunetti, sehr bemüht um einen verbindlich-abschließenden Ton.

»Einen Augenblick, Commissario. Vielleicht habe ich etwas übereilt gesprochen, und wir sollten uns doch besser treffen.«

»Wenn Sie zu beschäftigt sind, Dottore, habe ich dafür volles Verständnis«, sagte Brunetti kurz angebunden.

»Nun ja, natürlich bin ich beschäftigt, aber ich könnte sicher die Zeit finden, vielleicht heute nachmittag. Lassen Sie mich nur eben in meinem Terminkalender nachsehen.« Der Ton wurde gedämpft, als Messini am anderen Ende die Muschel zuhielt und mit jemandem sprach. Kurz darauf meldete sich seine Stimme wieder. »Ich sehe gerade, daß meine Mittagsverabredung abgesagt wurde. Darf ich Sie zum Essen einladen, Commissario?«

Brunetti sagte nichts, sondern wartete auf den Namen des Restaurants, aus dem die Höhe der Bestechungssumme zu ersehen wäre, die Messini wohl zahlen zu müssen glaubte.

»Da Fiori?« schlug Messini vor. Es war nicht nur das beste Lokal in der Stadt, das Angebot verriet außerdem, daß Messini wichtig genug war, um dort jederzeit kurzfristig einen Tisch zu bekommen. Noch interessanter fand Brunetti, daß damit sein Verdacht wegen der Pässe und Arbeitserlaubnisse der ausländischen Schwestern in Messinis Pflegeheimen bestätigt wurde.

»Nein«, sagte Brunetti im Ton eines Beamten, der es nicht gewöhnt ist, mit einem Mittagessen bestochen zu werden - nur mit einem Mittagessen.

»Verzeihen Sie, Commissario. Ich fand nur, der Ort biete eine angenehme Atmosphäre zum Sichkennenlernen.«

»Vielleicht können wir uns ja in meinem Büro in der Questura kennenlernen.« Brunetti wartete einen Sekundenbruchteil, dann lachte er, ganz Mann von Welt, über seinen eigenen Scherz und fügte hinzu: »Wenn Ihnen das genehm ist, Dottore.«

»Natürlich. Würde halb drei Ihnen passen?«

»Ausgezeichnet.«

»Dann freue ich mich darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen, Commissario«, sagte Messini und legte auf.

Drei Stunden später, und noch rechtzeitig vor Dottor Messinis erwartetem Besuch, war die Liste der ausländischen Krankenschwestern in seinen Pflegeheimen fertig. Die meisten kamen, wie Brunetti sich richtig erinnert hatte, von den Philippinen, zwei aber auch aus Pakistan und eine aus Sri Lanka. Alle waren in Messinis computerisierter Gehaltsliste aufgeführt, von der Signorina Elettra sagte, man komme in das System so leicht hinein, daß sogar Brunetti selbst das von seinem privaten Telefon aus geschafft hätte. Da die Geheimnisse ihres Computers für ihn undurchdringlich waren und blieben, wußte er nie, wann sie scherzte. Und wie gewöhnlich fragte er nicht, ja er überlegte nicht einmal, ob ihre Manipulationen legal waren.

Mit der Namensliste ging er zu Anita ins Ufficio Stranieri hinunter, und binnen einer Stunde brachte sie ihm die Akten. In allen Fällen waren die Frauen als Touristinnen eingereist und hatten ihre Visa verlängert bekommen, nachdem sie den Nachweis vorgelegt hatten, daß sie an der Universität Padua studierten. Brunetti mußte lächeln, als er die Reihe der Fächer sah, für die sie angeblich eingeschrieben waren, zweifellos um genau die Aufmerksamkeit zu vermeiden, die sie jetzt erregten: Geschichte, Jura, Politikwissenschaft, Psychologie und Agronomie. Er lachte laut über den Einfallsreichtum gerade bei diesem letzten Fach, das die Universität gar nicht anbot. Vielleicht entpuppte sich Dottor Messini als ein Mensch mit schrulligem Humor.

Der *dottore* war pünktlich; Schlag halb drei öffnete Riverre die Tür zu Brunettis Dienstzimmer und meldete:

»Dottor Messini möchte zu Ihnen, Commissario.«

Brunetti hob den Blick von den Akten der Krankenschwestern, nickte Messini kurz zu, und als wäre es ihm gerade erst eingefallen, erhob er sich dann und zeigte auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Guten Tag, Dottore.«

»Guten Tag, Commissario.« Messini nahm Platz und sah sich in Brunettis Zimmer um, wohl um sich ein Bild von seiner Umgebung und wahrscheinlich auch von dem Mann zu machen, zu dem er gekommen war.

Messini hätte einen Edelmann aus der Renaissance abgeben können, einen von den reichen, korrupten. Er war groß und breit gebaut und hatte den Punkt im Leben erreicht, an dem aus Muskeln Fleisch wird, aus Fleisch dann sehr bald Fett. Das Schönste an ihm war der Mund mit den festen, wie

gemeißelten Lippen, die an den Winkeln von Natur aus aufwärts gebogen waren, was auf Humor schließen ließ. Seine Nase war für den großen Kopf ein wenig zu kurz, und die Augen standen eine Spur zu eng beieinander.

Seine Kleidung flüsterte Wohlstand; die Schuhe funkelten dasselbe Wort. Seine Zähne, die so gut überkront waren, daß es aussah, als wären sie vom Alter leicht angegilbt, präsentierten sich in einem freundlichen Lächeln, als er das Zimmer fertig inspiziert hatte und seine Aufmerksamkeit nun Brunetti zuwandte.

»Sie sagen, Sie hätten Fragen zu den Leuten, die für mich arbeiten, Commissario?« Messinis Stimme klang lässig und entspannt.

»So ist es, Dottore. Ich habe Fragen zu einigen von Ihrem Pflegepersonal.«

»Und was wären das für Fragen?«

»Wie es kommt, daß sie in Italien arbeiten.«

»Ich habe es Ihnen heute vormittag schon am Telefon gesagt, Commissario...«, begann Messini, wobei er ein Päckchen Zigaretten aus der Innentasche seines Jacketts nahm. Ohne um Erlaubnis zu fragen, zündete er sich eine an, sah sich nach einem Aschenbecher um und legte, als er keinen fand, das abgebrannte Streichholz auf den Rand von Brunettis Schreibtisch.

»Ich kümmere mich nicht um Personalfragen. Das ist Sache meiner Verwaltung. Dafür bezahle ich die Leute.«

»Und sicher großzügig«, sagte Brunetti mit einem Lächeln, das anzüglich sein sollte.

»Sehr«, bestätigte Messini, der die Worte wie auch den Ton wahrgenommen hatte und aus beidem Mut schöpfte. »Wo liegt denn das Problem?«

»Es scheint, daß einige Ihrer Mitarbeiter nicht die richtigen Genehmigungen haben, um legal in diesem Land arbeiten zu dürfen.«

Messini zog in gut gespielter Schok die Augenbrauen hoch: »Das fällt mir schwer zu glauben. Ich bin ganz sicher, daß alle Anträge ausgefüllt und die entsprechenden Genehmigungen erteilt wurden.« Er sah Brunetti an, der mit einem kaum merklichen Lächeln auf seine Unterlagen blickte. »Wenn es natürlich so ist, Commissario, daß vielleicht irgend etwas übersehen wurde, daß noch andere Formulare ausgefüllt werden müssen oder...« - er hielt inne, suchte das höflichste Wort und fand es auf Anhieb -, »oder daß noch irgendwelche Anmeldegebühren zu entrichten sind, dann möchte ich Ihnen versichern, daß ich von Herzen gern alles tun werde, was nötig ist, um meine Situation zu normalisieren.«

Brunetti lächelte ob der Geläufigkeit, mit der Messini durch die Blume zu sprechen verstand. »Das ist sehr großzügig von Ihnen, Dottore.«

»Sehr freundlich, wie Sie das ausdrücken, aber ich finde es nur korrekt. Ich möchte alles tun, was in meiner Macht steht, um mir das Wohlwollen der Behörden zu erhalten.«

»Wie gesagt, sehr großzügig«, wiederholte Brunetti mit einem Lächeln, das seine Käuflichkeit unterstreichen sollte.

Offenbar mit Erfolg, denn Messini sagte: »Sie brauchen mir diese Anmeldegebühren nur zu nennen.«

»Genaugenommen«, sagte Brunetti, indem er die Papiere hinlegte und zu Messini hinübersah, der jetzt mit seiner Zigarettenasche in große Not geriet, »genaugenommen ist es gar nicht das Pflegepersonal, über das ich mit Ihnen sprechen wollte. Es geht eigentlich mehr um eine Angehörige des Ordens vom Heiligen Sakrament.«

Nach Brunettis Erfahrung schafften unaufrichtige Leute es selten, unschuldig dreinzublicken, aber Messini blickte ebenso unschuldig wie verwirrt drein. »Der Orden vom Heiligen Sakrament? Sie meinen die Nonnen?«

»Es sind auch Priester darin, soviel ich weiß.«

Das schien Messini neu zu sein. »Ja, ich glaube schon«, sagte er nach einer Pause. »Aber nur die Nonnen arbeiten in den Pflegeheimen.« Seine Zigarette war fast bis auf den Filter heruntergebrannt. Brunetti sah ihn auf den Fußboden blicken, statt der Zigarette jedoch lieber die Idee fallenlassen und den Stummel vorsichtig mit der Glut nach oben neben dem Streichholz auf den Schreibtischrand stellen.

»Vor etwa einem Jahr wurde eine der Schwestern versetzt.«

»Ja?« fragte Messini, nur mäßig interessiert, aber durch den Themenwechsel offenbar etwas verwirrt.

»Sie wurde vom Pflegeheim Dolo in ein anderes hier in der Stadt versetzt, ins San Leonardo.«

»Wenn Sie es sagen, Commissario. Ich weiß relativ wenig über das Personal.«

»Anders als bei den ausländischen Schwestern?«

Messini lächelte. Beim Thema Krankenschwestern fühlte er sich wieder auf sicherem Boden.

»Ich möchte wissen, ob Ihnen bekannt ist, warum sie versetzt wurde.« Und bevor Messini etwas sagen konnte, fügte Brunetti hinzu: »Sie könnten Ihre Antwort vielleicht als eine Art Anmeldegebühr betrachten, Dottor Messini.«

»Ich weiß nicht, ob ich das verstehe.«

»Macht nichts, Dottore. Ich möchte von Ihnen gern hören, was Sie über die Versetzung dieser Ordensschwester wissen. Ich glaube nicht, daß sie von

einem Ihrer Heime in ein anderes hätte versetzt werden können, ohne daß Sie etwas davon gehört hätten.«

Messini überlegte kurz, und Brunetti beobachtete das Spiel der Emotionen im Gesicht des anderen, der sich vorzustellen versuchte, welche Gefahr für ihn in der einen oder der anderen Antwort lag, die er darauf geben konnte. Endlich sagte er: »Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, Commissario, aber was Sie auch immer wissen wollen, ich kann es Ihnen nicht sagen. Alle Personalangelegenheiten werden von meiner Personalabteilung bearbeitet. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen da helfen könnte, täte ich es, aber ich bin damit nicht unmittelbar befaßt.«

Wenn einer mit »Glauben Sie mir« begann, stellte sich in aller Regel heraus, daß er log, aber hier hatte Brunetti den Eindruck, daß Messini die Wahrheit sprach. Er nickte und sagte: »Die bewußte Ordensschwester hat das Pflegeheim vor einigen Wochen verlassen. Wußten Sie das?«

»Nein.«

Brunetti nahm ihm auch das ab.

»Wie kommt der Orden vom Heiligen Sakrament eigentlich dazu, in Ihren Pflegeheimen tätig zu werden, Dottore?«

»Das ist eine lange und komplizierte Geschichte«, antwortete Messini mit einem Lächeln, das ein anderer wahrscheinlich durch und durch charmant gefunden hätte.

»Ich bin nicht in Eile, Dottore. Sind Sie's?« Brunettis Lächeln war alles andere als charmant.

Messini griff nach seinen Zigaretten, steckte sie aber wieder in die Tasche, ohne sich eine anzuzünden. »Als ich vor acht Jahren die Leitung der ersten Pflegeheime übernahm, standen sie gänzlich unter der Regie des Ordens, und ich wurde nur als medizinischer Direktor eingestellt. Aber dann zeigte sich im Lauf der Zeit immer deutlicher, daß sie schließen mußten, wenn sie weiter als Wohlfahrtseinrichtungen betrieben würden.« Messini warf Brunetti einen langen Blick zu. »Die Menschen sind so knauserig.«

»Wie wahr«, lautete der einzige Kommentar, den Brunetti sich darauf gestattete.

»Jedenfalls habe ich mir Gedanken über die Geldnot dieser Einrichtung gemacht - ich hatte mich schon ganz der Hilfe für die Alten und Kranken verschrieben - und klar gesehen, daß sie nur lebensfähig bleiben konnte, wenn sie in ein Privatunternehmen umgewandelt wurde.« Als er sah, daß Brunetti ihm folgen konnte, fuhr er fort: »Also kam es zu einer Umorganisation - in der Wirtschaft würde man es wohl Privatisierung nennen -, und ich übernahm neben der medizinischen Leitung auch die kaufmännische.«

»Und der Orden vom Heiligen Sakrament?« fragte Brunetti.

»Das Hauptanliegen des Ordens war schon immer die Sorge um die Alten gewesen, und so wurde beschlossen, ihn in die Personalgestellung zu integrieren, nur daß die Nonnen zu bezahlten Angestellten wurden.«

»Und ihre Gehälter?«

»Werden natürlich an den Orden bezahlt.«

»Natürlich«, äffte Brunetti, aber ehe Messini sich diesen Ton verbitten konnte, fragte er weiter: »Und wer nimmt diese Gehälter entgegen?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich die Mutter Oberin.«

»Auf wen lauten die Überweisungen?«

»Auf den Orden.«

Obwohl Brunetti die ganze Zeit höflich lächelte, war Messini völlig verunsichert. Allmählich begriff er gar nichts mehr. Er zündete sich nun doch eine zweite Zigarette an und legte das neue Streichholz auf der anderen Seite neben den aufrecht stehenden Filter der ersten.

»Wie viele Ordensleute arbeiten für Sie, Dottore?«

»Das müssen Sie meine Buchhaltung fragen. Ich schätze, so um die dreißig.«

»Und wieviel verdienen sie?« Bevor Messini wieder auf seine Buchhaltung verweisen konnte, wiederholte Brunetti die Frage: »Wieviel verdienen sie?«

»Ich glaube, so um die fünfhunderttausend Lire im Monat.«

»Mit anderen Worten, etwa ein Viertel dessen, was eine Krankenschwester bekäme.«

»Die meisten sind keine ausgebildeten Krankenschwestern«, erklärte Messini. »Sie sind Schwesternhelferinnen.«

»Und da sie einem religiösen Orden angehören, nehme ich an, daß Sie keine Steuern und Sozialabgaben für sie abführen müssen.«

»Commissario«, sagte Messini, in dessen Stimme sich zum erstenmal Zorn einschlich, »mir scheint. Sie wissen das schon alles, weshalb ich nicht verstehe, daß Sie mich extra hierherbestellt haben, um sich diese Fragen beantworten zu lassen. Und sollten Sie vorhaben, in dieser Art fortzufahren, hielte ich es außerdem für besser, wenn mein Anwalt zugegen wäre.«

»Ich habe nur noch eine weitere Frage, Dottore. Und ich versichere Ihnen, daß für eine Hinzuziehung Ihres Anwalts keinerlei Notwendigkeit besteht. Ich bin weder von der Guardia di Finanza noch von der Guardia di Frontiera. Wen Sie einstellen und wie wenig Sie bezahlen, ist einzig Ihre Sache.«

»Dann fragen Sie.«

»Wie viele Ihrer Patienten haben schon Ihnen oder dem Pflegeheim Geld vermacht?«

Obwohl Messini von der Frage überrascht zu sein schien, beantwortete er sie schnell. »Drei, glaube ich, und jedesmal habe ich das Erbe zurückgewiesen. Ich versuche derartigem einen Riegel vorzuschieben. Die wenigen Male, die ich erfahren habe, daß jemand so etwas vorhatte, habe ich mit den Angehörigen gesprochen und sie gebeten, den Betreffenden möglichst davon abzubringen.«

»Das ist sehr großzügig von Ihnen, Dottore. Man könnte es sogar großzügig nennen.«

Messini war der Spielchen müde, weshalb er jetzt kein Blatt mehr vor den Mund nahm. »Wer so etwas täte, wäre ein Trottel.« Er ließ seine Zigarette auf den Boden fallen und trat sie aus. »Überlegen Sie mal, wie das aussähe. Wenn so etwas bekannt würde, kämen die Leute in Scharen angerückt, um ihre Angehörigen bei uns herauszuholen und woanders unterzubringen.«

»Was ist in den Fällen, in denen Sie die Erbschaft ausgeschlagen haben, aus dem Geld geworden?« »Ich habe keine Ahnung.«

»Könnte es an jemand anderen im Pflegeheim gegangen sein?«

»Nicht an meine Leute. Zumindest nicht an die weltlichen. Es wäre ein Grund zur fristlosen Entlassung.«

»Könnte es an einen von den Ordensleuten geflossen sein?«

»Die haben ein Armutsgelübde abgelegt. Zumindest die Frauen.«

»Verstehe«, sagte Brunetti. »Könnten Sie mir einen von denen nennen, die Sie davon abgebracht haben? Beziehungsweise einen Angehörigen?«

»Was haben Sie vor?« »Dort anzurufen.« »Wann?«

»Sowie Sie dieses Zimmer verlassen, Dottore. Bevor Sie das nächste Telefon erreichen.«

Messini gab sich gar nicht erst empört. »Caterina Lombardi. Ihre Familie wohnt irgendwo in Mestre. Ihr Sohn heißt Sebastiano.«

Brunetti notierte sich das. Dann sah er auf und sagte: »Ich glaube, das ist alles, Dottore. Ich danke Ihnen, daß Sie sich die Zeit für mich genommen haben.«

Messini stand auf, aber er gab Brunetti nicht die Hand. Wortlos ging er zur Tür und verließ das Zimmer. Er knallte die Tür aber nicht hinter sich zu.

Noch bevor Messini die Questura verlassen und womöglich sein Handy benutzen konnte, hatte Brunetti schon mit der Frau von Sebastiane Lombardi gesprochen, die ihm bestätigte, daß Dottor Messini ihnen nahegelegt hatte, ihre Schwiegermutter von einer Testamentsänderung zugunsten des Pflegeheims abzubringen. Bevor sie auflegte, lobte sie Dottor Messini noch in den höchsten Tönen und sprach von seiner menschlichen Wärme und liebenden Sorge für alle seine Patienten. Brunetti schloß sich dem ebenso überschwenglich wie scheinheilig an. Auf diesem Akkord endete das Gespräch.

Brunetti beschloß, den Rest des Nachmittags in der Biblioteca Marciana zu verbringen, aber er verließ die Questura, ohne jemandem zu sagen, wohin er ging. Vor seinem Juraexamen an der Universität Padua hatte er drei Jahre lang Geschichte an der Ca' Foscari studiert und war dort zu einem ganz brauchbaren Rechercheur geworden, der sich zwischen den vielen Bänden der Marciana ebenso zurecht fand wie in den verschlungenen Gängen des Archivio di Stato.

Als er die Riva degli Schiavoni hinaufging, kam von fern die von Sansovino gebaute Bibliothek in Sicht, und wie immer erfreute ihre architektonische Ungebärdigkeit sein Herz. Die großen Baumeister der Serenissima hatten nur Menschenkraft zur Verfügung gehabt: Flöße, Seile und Flaschenzüge; und doch hatten sie ein Wunder wie dieses zu erschaffen vermocht. Er dachte an so manches scheußliche Bauwerk, mit dem die heutigen Venezianer ihre Stadt verschandelt hatten: das Hotel Bauer Grünwald, die Banca Cattolica, den Bahnhof - und beklagte nicht zum erstenmal die Folgekosten menschlicher Habgier.

Er kam von der letzten Brücke herunter auf die Piazza, und alle Trübsal floh, vertrieben von der Macht einer Schönheit, die nur der Mensch erschaffen konnte. Der Frühlingswind spielte mit den riesigen Fahnen vor der Basilika, und Brunetti mußte lächeln, als er sah, wieviel imposanter der über sein scharlachrotes Feld stürmende Markuslöwe war als die drei parallelen Streifen Italiens.

Er schlenderte über die Piazza, ging unter der Loggetta hindurch, dann in die Bibliothek, einen Ort, der selten Touristen sah, was nicht die geringste seiner vielen Attraktionen war. Er ging zwischen den beiden Riesenstatuen hindurch, zeigte an der Rezeption seinen Leserausweis und begab sich weiter in die Referenzbibliothek. Dort suchte er im Hauptkatalog das Stichwort Opera Pia, und nach einer Viertelstunde hatte er Verweise auf vier Bücher und sieben Artikel in verschiedenen Zeitschriften.

Als er der Bibliothekarin seine Anforderungszettel gab, bat sie ihn lächelnd, irgendwo Platz zu nehmen, weil es etwa zwanzig Minuten dauern werde, alles zusammenzusuchen. Lautlos, denn er befand sich an einem Ort, wo Umblättern schon eine Ruhestörung war, suchte er sich einen Platz an einem der langen Tische. Während er dort wartete, zog er wahllos einen Band aus seiner Klassikerreihe heraus und begann den lateinischen Text zu lesen, nur aus Neugier, ob und wieviel von dieser Sprache noch bei ihm hängengeblieben war. Er hatte die Briefe Plinius' des Jüngeren erwischt und blätterte langsam darin nach dem Brief mit der Schilderung des Vesuvausbruchs, bei dem der Onkel des Autors ums Leben gekommen war.

Brunetti war halb durch diesen Bericht, erstaunt einerseits über das geringe Interesse des Autors an einem Ereignis, das als eines der bedeutendsten in der Antike galt, andererseits über sich selbst, weil er noch so viel von der Sprache jener Zeit behalten hatte, als die Bibliothekarin kam und ihm einen Stapel Bücher und Zeitschriften auf den Tisch legte.

Er bedankte sich mit einem Lächeln, stellte Plinius in seine staubige Versenkung zurück und nahm sich die Bücher vor. Die ersten zwei Traktate schienen von Mitgliedern der Opera Pia zu stammen, zumindest aber von Leuten, die der Organisation und ihren Zielen wohlgesinnt waren. Brunetti blätterte sie rasch durch, merkte, wie er von dem schwülstigen Vokabular und dem ewigen Gerede von »heiliger Mission« schon ganz kribbelig wurde, und legte sie beiseite. Die beiden anderen waren in der Tendenz ablehnender und - vielleicht deswegen - interessanter.

Opera Pia, gegründet 1918 von Don Paolo Echeveste, einem Priester, der sich auf adlige Abkunft berief, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, der katholischen Kirche wieder mehr politischen Einfluß zu verschaffen.

Eines ihrer erklärten Ziele war die Ausweitung christlicher Prinzipien - und somit christlicher Macht - in der säkularen Welt. Zu diesem Zweck waren ihre Mitglieder gehalten, die Lehren des Ordens und der Kirche an ihrem Arbeitsplatz, zu Hause und in ihrem gesellschaftlichen Umfeld zu verbreiten.

Um dies zu fördern, war der Orden nach militärischem Vorbild organisiert und alle Macht sicherheitshalber in den höheren Rängen konzentriert, wozu noch ein erfundener halb-militärischer Jargon gehörte, der für ein gewisses Zusammengehörigkeits- und, woran Brunetti nicht zweifelte, Überlegenheitsgefühl sorgen sollte. Ledige Mitglieder wurden offenbar angehalten, all ihren Besitz dem Orden zu übertragen, während Verheiratete nur »Geschenke« zu machen hatten. Alle aber bekamen ein Testamentsformular ausgehändigt, das ihnen die Möglichkeit gab, alles, was sie besaßen, dem Orden zu vermachen. Als Brunetti las, daß Sex generell mißbilligt wurde, mußte er einen Moment von dem Buch aufsehen. Es ging doch immer entweder um Sex oder Geld oder Macht; man nahm ihnen das Geld und verbot ihnen den Sex, und schon war klar, worum es bei Opera Pia ging.

Die Mitgliedschaft im Orden war geheim. Und obwohl seine Sprecher, lauter Männer natürlich, vehement und beharrlich bestritten, Opera Pia sei deswegen ein Geheimbund, blieb eine gewisse Undurchschaubarkeit der Ziele und Aktivitäten konsequent erhalten, und die genaue Zahl der Mitglieder konnte niemand nennen. Brunetti nahm an, daß die übliche Rechtfertigung dafür auch hier lautete:

Existenz eines »Feindes«, der die Vernichtung des Ordens plane - ganz zu schweigen von der moralischen Ordnung des Universums. Wegen des politischen Einflusses, den viele Mitglieder hatten, und dank der schützenden Hand des amtierenden Papstes zahlte Opera Pia weder Steuern, noch wurde ihr in irgendeinem der Länder, in denen der Orden zur Zeit seinem heiligen Geschäft nachging, juristisch auf die Finger gesehen. Von den vielen Geheimnissen, die den Orden umgaben, waren seine Finanzen das undurchdringlichste.

Brunetti durchblättert schnell den Rest des ersten Buchs mit seinen Abhandlungen über »Rekruten«, »Auserwählte« und »Treuepflichten« und wandte sich dem zweiten zu. Hier fand er viel Spekulation, noch mehr Argwohn, aber kaum Fakten und keine Beweise für Unrechtstaten. Die Bücher schienen wenig mehr zu sein als die Kehrseite der hell glänzenden Medaille, die von den Anhängern des Ordens vorgezeigt wurde: viel Eifer und wenig Substanz.

Er nahm sich die Zeitschriften vor, mußte aber sogleich irritiert feststellen, daß alle von ihm gesuchten Artikel sorgsam mit einer Rasierklinge herausgetrennt worden waren. Er ging damit durch den Hauptlesesaal zurück zu der Bibliothekarin, die immer noch an ihrem Tisch saß, während zwei verschwommene Scholaren an den Ufern der Lichtpfützen um die Leselampen herum vor sich hin dösten. »Hier sind Sachen herausgeschnitten worden«, sagte Brunetti, indem er ihr die Zeitschriften auf den Tisch legte.

»Wieder mal die Abtreibungsgegner?« fragte sie ohne Überraschung, dafür um so leidgeplagter.

»Nein, Leute von Opera Pia.«

»Noch viel schlimmer«, meinte sie gelassen und zog die Zeitschriften zu sich heran. Jede klappte beim Aufschlagen wie von selbst bei der fehlenden Seite auf. Die Bibliothekarin schüttelte den Kopf über dieses Werk der Zerstörung und die Sorgfalt, mit der es vollbracht worden war. »Ich weiß nicht, ob wir das Geld haben, um von allen immer wieder Ersatzexemplare zu kaufen«, sagte sie, während sie die Zeitschriften behutsam auf die Seite legte, wie um ihnen nicht weiteren Schmerz zuzufügen.

»Passiert das oft?«

»Erst in den letzten Jahren«, antwortete sie. »Scheint die neueste Protestform zu sein. Die vernichten jeden Artikel, in dem etwas steht, womit sie nicht einverstanden sind. Vor Jahren gab es, glaube ich, mal einen Film in dieser Art, über Leute, die Bücher verbrannten.«

»Das tun wir ja wenigstens nicht«, sagte Brunetti lächelnd, um wenigstens diesen kleinen Trost anzubringen.

»Noch nicht«, erwiderte sie und wandte ihre Aufmerksamkeit einem der Studenten zu, der an ihren Tisch gekommen war.

Draußen auf der Piazza blieb Brunetti stehen und blickte auf das Bacino di San Marco hinaus, dann drehte er sich um und betrachtete die lächerlichen Kuppeln der Basilika. Er hatte einmal etwas über einen Ort in Kalifornien gelesen, wohin die Schwalben jedes Jahr am selben Tag zurückkehrten. Der St.-Josephs-Tag? Hier war es so ähnlich: Die Touristen schienen alle in der zweiten Märzwoche wiederzukommen, wie von einem inneren Kompaß speziell an diese Gestade geführt. Es wurden jedes Jahr mehr, und jedes Jahr erwies die Stadt sich ihnen zunehmend gefälliger als ihren eigenen Bürgern. Obsthändler machten dicht, Schuhmacher schlossen ihre Werkstätten und verwandelten sich in Souvenirverkäufer mit Masken, maschinell gefertigten Spitzen und Plastikgondeln im Angebot.

Brunetti erkannte seine hunds miserable Laune, die sich durch die Begegnung mit Opera Pia zweifellos noch verschlimmert hatte, und wußte, daß er dagegen nur etwas tun konnte, indem er zu Fuß ging. Er machte sich auf den Weg an der Riva degli Schiavoni entlang, rechts von ihm das Wasser, links die Hotels. Er schlug in der Spätnachmittagssonne eine rasche Gangart an, und als er die erste Brücke erreichte, fühlte er sich schon besser. Dann sah er die Möwen unelegant aufs Wasser platschen und fühlte, wie sein Herz sich aufschwang und im Kielwasser eines vorbereitenden Vaporetto nach San Giorgio hinübersegelte.

Der Wegweiser zum Ospedale Civile brachte ihn auf die Idee, und zwanzig Minuten später war er dort. Die diensthabende Schwester der Station, auf die man Maria Testa gelegt hatte, sagte ihm, daß deren Zustand unverändert sei und sie jetzt in einem Privatzimmer liege, Nummer 317, den Gang hinauf und dann rechts.

Vor Zimmer 317 fand Brunetti einen leeren Stuhl, auf dem, mit den aufgeklappten Seiten nach unten, das neueste Mickymaus-Heftchen lag. Ohne nachzudenken, ohne anzuklopfen, öffnete Brunetti die Tür und ging ins Zimmer, wo er instinktiv neben die noch zugehende Tür trat und mit einem schnellen Blick den ganzen Raum erfaßte.

Auf dem Bett lag eine zugedeckte Gestalt; Schläuche führten zu Plastikflaschen über und unter ihr. Der dicke Verband war noch um ihre Schulter, ebenfalls um ihren Kopf. Aber der Mensch, den Brunetti sah, als er ans Bett trat, schien verändert: Die Nase war zu einem dünnen Schnabel verkümmert, die Augen waren tiefer in den Schädel gesunken, der Körper war unter den Decken kaum noch auszumachen, so dünn war sie in den paar Tagen geworden.

Brunetti betrachtete, wie schon letztes Mal, ihr Gesicht, hoffte etwas darin lesen zu können. Sie atmete langsam und machte zwischen den Atemzügen so lange Pausen, daß er jedesmal fürchtete, der nächste könne ganz ausbleiben.

Im Zimmer sah er keine Blumen, keine Bücher, kein Zeichen, daß hier ein Mensch lag. Er fand das erst sonderbar, dann ging ihm auf, wie traurig es war. Sie war so eine schöne Frau in der Morgenröte ihres Lebens, jedoch an ein Krankenbett gefesselt und nur noch zum Atmen imstande, und nichts deutete darauf hin, daß irgend jemand auf der Welt davon wußte oder daß auch nur eine einzige Menschenseele bei dem Gedanken litt, die Morgenröte werde nie mehr heraufziehen.

Alvise saß, in seine Lektüre vertieft, vor dem Zimmer und blickte nicht einmal auf, als Brunetti heraukam.

»Alvise«, sagte Brunetti.

Gedankenabwesend hob er den Kopf, erkannte Brunetti, sprang sofort auf und salutierte, den Comic noch in der Hand. »Commissario?«

»Wo waren Sie?«

»Ich bin dauernd eingeschlafen, da bin ich auf einen Kaffee nach unten gegangen. Nur damit ich nicht wirklich einschlief und jemand ins Zimmer gekonnt hätte.«

»Und solange Sie weg waren, Alvise? Haben Sie nicht daran gedacht, daß in Ihrer Abwesenheit jemand hätte hineingehen können?«

Wäre er der tapfere Cortez gewesen, der stumm auf einem Gipfel Dariens ausharrte, Alvise hätte über diese abwegige Vorstellung nicht erstaunter sein können. »Aber die hätten dazu doch wissen müssen, *wann* ich weg war.«

Brunetti sagte nichts.

»Ist es nicht so, Commissario?«

»Wer hat Sie hierher eingeteilt, Alvise?« fragte Brunetti.

»In der Questura hängt ein Plan, Commissario; wir kommen abwechselnd her.«

»Wann werden Sie abgelöst?«

Alvise warf seinen Comic auf den Stuhl und sah auf die Uhr. »Um sechs.«

»Und wer löst Sie ab?«

»Das weiß ich nicht. Ich gucke immer nur, wann ich selbst dran bin.«

»Ich möchte, daß Sie diesen Platz nicht wieder verlassen, bevor Ihre Ablösung da ist.«

»Ja, Commissario. Ich meine, nein.«

»Alvise«, sagte Brunetti mit vorgerecktem Kopf, wobei er Alvises Gesicht so nah kam, daß er den Kaffee und den Grappa in seinem Atem riechen konnte, »wenn ich wieder herkomme und Sie hier sitzen oder lesen sehe, oder Sie befinden sich nicht vor dieser Tür, dann sind Sie schneller aus dem Polizeidienst geflogen, als Sie es Ihrem Gewerkschaftsvertreter erklären können.« Alvise öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber Brunetti schnitt ihm das Wort ab. »Noch ein Ton, Alvise, ein einziger, und Sie sind

erledigt.« Er machte kehrt und ging. Er sah den Beamten weder salutieren, noch hörte er sein angstvoll geflüstertes: »Ja, Commissario.«

Brunetti wartete bis nach dem Abendessen, bevor er Paola erzählte, daß er im Zuge seiner Ermittlungen jetzt auf Opera Pia gestoßen sei. Das Zögern hatte nichts mit Bedenken hinsichtlich ihrer Diskretion zu tun, mehr mit Furcht vor ihrer unausweichlich explosiven Reaktion auf diesen Namen. Er erlebte sie lange nach dem Essen, als Raffi schon in seinem Zimmer verschwunden war, um seine Griechisch-Hausaufgaben zu machen, und Chiara in ihrem, um noch zu lesen, aber die Verzögerung dämpfte nicht das Feuerwerk.

»Opera Pia? Opera Pia?« krachten die ersten Böller durchs Wohnzimmer, wo sie beide saßen und sie ihm einen Knopf an ein Hemd nähte, während er auf dem Sofa lümmelte und die Beine auf dem niedrigen Tischchen vor ihm übereinandergeschlagen hatte. »Opera Pia?« schrie sie noch einmal, denn es hätte ja sein können, daß eines der Kinder es noch nicht gehört hatte. »Opera Pia hat die Finger in diesen Pflegeheimen? Kein Wunder, daß die alten Leute da sterben; wahrscheinlich bringen die sie um, damit sie von ihrem Geld wieder ein paar wilde Heiden zur Heiligen Mutter Kirche bekehren können.« Brunetti hatte sich in den Jahrzehnten mit Paola schon an den Extremismus der meisten ihrer Ansichten gewöhnt; und er hatte gelernt, daß sie beim Thema Kirche sofort in Weißglut geriet und selten noch klar denken konnte. Aber recht hatte sie immer.

»Ich weiß nicht, ob sie die Finger drin haben, Paola. Ich weiß nur, was Miottis Bruder gesagt hat, nämlich daß gemunkelt wird, der Padre sei dort Mitglied.«

»Na also, genügt das nicht?«

»Wofür?«

»Um ihn einzusperren.«

»Wofür einsperren, Paola? Dafür, daß er in Religionsfragen anderer Meinung ist als du?«

»Komm mir nicht mit solchen Spitzfindigkeiten, Guido«, sagte sie und drohte ihm mit der Nähnaedel, um zu zeigen, wie ernst es ihr war.

»Ich bin nicht spitzfindig. Ich versuch's nicht mal zu sein. Aber ich kann nicht hingehen und einen Priester verhaften, nur weil gemunkelt wird, daß er einer religiösen Organisation angehört.«

Paolas Schweigen war zu entnehmen, daß sie das wohl oder übel akzeptieren mußte, aber die Wut, mit der sie die Naedel in seine Hemdmanschette stach, zeigte auch, wie ärgerlich sie das fand. »Du weißt, was das für ein machthungriges Gesindel ist«, sagte sie.

»Das mag ja stimmen. Ich weiß, daß viele Leute das glauben, aber ich habe keine konkreten Beweise dafür.«

»Hör doch auf, Guido, über Opera Pia weiß jeder Bescheid.«

Er richtete sich ein wenig auf. »Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Wieso?« fragte sie mit einem zornigen Blick.

»Ich meine, daß alle glauben, sie wüßten über Opera Pia Bescheid, aber es ist immerhin ein Geheimbund. Ich habe meine Zweifel, ob jemand außerhalb der Organisation wirklich viel darüber weiß. Jedenfalls nichts Verlässliches.«

Brunetti beobachtete, wie Paola sich das durch den Kopf gehen ließ, die Nadel unbewegt in der Hand, den Blick starr auf seinem Hemd. So hitzig sie beim Thema Religion auch werden konnte, sie war doch auch Wissenschaftlerin, und darum hob sie jetzt den Kopf und sah zu ihm herüber. »Vielleicht hast du recht«, räumte sie sichtlich ungerne ein, dann fügte sie hinzu: »Aber ist es nicht merkwürdig, daß so wenig darüber bekannt ist?«

»Wie gesagt, es ist eine Geheimorganisation.«

»Die Welt ist voller Geheimorganisationen, aber die meisten sind doch nur ein Witz: Freimaurer, Rosenkreuzer und alle diese Satanskulte, die sie in Amerika dauernd erfinden. Aber vor Opera Pia haben die Leute wirklich Angst. Wie vor einem Terrorkommando.«

»Findest du das nicht ein bißchen übertrieben, Paola?«

»Du weißt, daß ich dieses Thema nicht rational angehen kann, also verlange es bitte nicht von mir.« Sie schwiegen beide eine Weile, dann fuhr sie fort: »Aber es ist wirklich merkwürdig, wie sie es geschafft haben, sich mit so einem Ruf zu umgeben und dabei trotzdem fast völlig geheim zu bleiben.« Sie legte das Hemd weg und steckte die Nadel in das Kissen neben ihr. »Was wollen die eigentlich?«

»Jetzt redest du wie Freud«, sagte Brunetti lachend. »Was will das Weib?«

Sie lachte. Verachtung für Freud und alles, was er je von sich gegeben hatte, war Teil des geistigen Kitts, der sie zusammenhielt. »Aber im Ernst. Was glaubst du, worauf die es wirklich abgesehen haben?«

»Da fragst du mich zuviel«, mußte Brunetti zugeben. Und nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, antwortete er: »Macht vermutlich.«

Paola zwinkerte ein paarmal mit den Lidern und schüttelte den Kopf. »Das ist für mich immer so beängstigend, daß jemand Macht haben möchte.«

»Nur weil du eine Frau bist. Es ist das einzige, wovon Frauen glauben, sie wollten es nicht. Aber wir wollen.«

Sie sah auf, schon halb lächelnd, weil sie glaubte, er mache wieder einen Scherz, doch Brunetti fuhr mit vollkommen ernster Miene fort: »Wirklich, Paola. Ich glaube, Frauen können nicht verstehen, wie wichtig es für uns Männer ist, Macht zu haben.« Er sah, daß sie etwas einwenden wollte, und

schnitt ihr das Wort ab. »Nein, nein, das hat nichts mit Uterusneid zu tun. Jedenfalls glaube ich das nicht - von wegen Minderwertigkeitsgefühl, weil wir keine Kinder bekommen können und das auf andere Weise ausgleichen müssen.« Brunetti verstummte; so hatte er das noch nie ausgesprochen, nicht einmal vor Paola. »Vielleicht ist es nichts weiter, als daß wir einfach kräftiger sind und ungestraft andere herumschubsen können.«

»Das ist aber sehr vereinfacht, Guido.«

»Ich weiß. Was nicht heißt, daß es falsch ist.«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Ich begreife es einfach nicht. Am Ende ist es doch so, egal, wieviel Macht wir haben, wir werden alt und schwach, und alles ist wieder futsch.«

Brunetti fiel plötzlich auf, wie sehr das nach Vianello klang: Sein Sergente hatte materiellen Wohlstand als eine Illusion bezeichnet, und jetzt sagte seine Frau ihm, Macht sei auch nichts Realeres. Was machte das aus ihm: den krassen Materialisten im selben Joch mit zwei Klausnern?

Sie sagten längere Zeit beide nichts. Endlich sah Paola auf ihre Uhr, stellte fest, daß es schon nach elf war, und sagte:

»Ich muß morgen schon früh unterrichten.« Doch ehe sie aufstehen konnte, klingelte das Telefon.

Sie wollte hin, aber Brunetti war schneller, denn er rechnete fest damit, daß es Vianello oder jemand aus dem Krankenhaus war. »*Pronto*«, meldete er sich, trotz aller Angst und Erregung mit ruhiger Stimme.

»Spreche ich mit Signor Brunetti?« fragte eine fremde Frauenstimme.

»Ja.«

»Signor Brunetti, ich muß mit Ihnen reden«, begann sie hastig. Aber dann stockte sie, als hätte der Mut sie verlassen, und sagte: »Oder könnte ich vielmehr mit Signora Brunetti sprechen?«

Ihre Stimme klang so angespannt, daß Brunetti nicht zu fragen wagte, wer sie sei, weil er fürchtete, sie werde sonst gleich wieder auflegen. »Einen Moment bitte, ich hole sie«, sagte er und legte den Hörer neben den Apparat. Er wandte sich Paola zu, die noch auf dem Sofa saß und zu ihm aufsaß.

»Wer ist das?« fragte sie leise.

»Ich weiß es nicht. Sie möchte dich sprechen.«

Paola kam und nahm den Hörer. »*Pronto?*«

Da Brunetti nicht recht wußte, was er tun sollte, wollte er gerade schon hinausgehen, da fühlte er plötzlich Paolas Hand um seinen Arm. Sie warf ihm einen raschen Blick zu, aber dann sagte die Frau am anderen Ende etwas, und Paola wurde von ihm abgelenkt und ließ ihn los.

»Ja, doch, natürlich dürfen Sie.« Paola begann, wie es ihre Angewohnheit war, mit dem Telefonkabel zu spielen, indem sie es wie eine Serie lebender

Ringe um ihre Finger wickelte. »Ja, ich erinnere mich an Sie vom Elternabend.« Sie zog die Ringe von den Fingern ihrer linken Hand und wickelte sie auf die rechten. »Ja, ich bin sehr froh, daß Sie anrufen. Doch, ich finde, das war genau richtig.«

Ihre Hände hielten jetzt still. »Bitte, Signora Stocco, versuchen Sie ruhig zu bleiben. Es wird schon wieder gut. Kann sie es verkraften? Und Ihr Mann? Wann kommt er nach Hause? Hauptsache, Nicoletta wird damit fertig.«

Paola sah zu Brunetti auf, der fragend die Augenbrauen hochzog. Sie nickte zweimal, ohne daß er eine Ahnung hatte, was das heißen sollte, und lehnte sich an ihn. Er legte den Arm um sie und hörte weiter ihr und dem Krächzen am anderen Ende zu.

»Natürlich, ich sage es meinem Mann. Aber ich glaube nicht, daß er etwas machen kann, wenn Sie nicht...« Die andere Stimme fiel ihr ins Wort. Sie redete lange.

»Ich verstehe, das verstehe ich vollkommen. Wenn Nicoletta damit fertig wird. Nein, ich finde nicht, daß Sie mit ihr darüber reden sollten, Signora Stocco. Doch, ich spreche noch heute abend mit ihm und rufe Sie morgen an. Wenn Sie mir bitte Ihre Nummer geben würden.« Paola bückte sich und kritzelte eine Nummer hin, dann fragte sie: »Kann ich irgend etwas für Sie tun?« Sie hielt inne und sagte dann:

»Aber nein, überhaupt keine Umstände. Ich bin froh, daß Sie angerufen haben.«

Wieder eine Pause, dann sagte Paola: »Ja, ich habe Gerüchte gehört, aber nichts Bestimmtes, nichts in dieser Art. Doch, doch, da bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich spreche mit meinem Mann darüber und rufe Sie morgen an. Aber bitte, Signora Stocco, ich bin froh, wenn ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein kann.« Weitere Geräusche am anderen Ende der Leitung.

»Versuchen Sie jetzt ein bißchen zu schlafen, Signora Stocco. Hauptsache, Nicoletta kann es verkraften. Nur darauf kommt es an.« Nach einer weiteren Pause sagte Paola: »Ja, natürlich dürfen Sie wieder anrufen, wenn Sie möchten. Nein, die Tageszeit spielt keine Rolle. Wir sind zu Hause. Natürlich, natürlich. Keine Ursache, Signora. Gute Nacht.« Sie legte den Hörer auf und drehte sich zu ihm um.

»Das war Signora Stocco. Ihre Tochter Nicoletta ist in Chiaras Klasse. Sie waren zusammen im Religionsunterricht.«

»Don Luciano?« fragte Brunetti, schon neugierig darauf, welchen Blitz die Mächte der Religion ihm nun wieder entgegenschleudern würden.

Paola nickte.

»Was war denn?«

»Das hat sie nicht gesagt. Oder sie weiß es nicht. Sie hat Nicoletta heute abend bei den Hausaufgaben geholfen – ihr Mann ist diese Woche geschäftlich in Rom -, und wie sie sagt, hat Nicoletta zu weinen angefangen, als sie ihr Religionsbuch sah. Als ihre Mutter fragte, was los sei, wollte sie nichts sagen. Aber nach einer Weile hat ihr das Mädchen dann erzählt, daß Don Luciano in der Beichte irgendwelche Sachen zu ihr gesagt hätte, und dann hätte er sie noch angefaßt.«

»Wo angefaßt?« fragte Brunetti, ebenso als Vater wie als Polizist.

»Das wollte sie nicht sagen. Signora Stocco wollte nicht zuviel daraus machen, aber ich glaube, sie ist ziemlich fertig. Während sie mit mir sprach, hat sie geweint. Sie hat mich gebeten, mit dir darüber zu reden.«

Brunetti war in Gedanken schon weit voraus. Er fragte sich, was erst passieren müsse, bevor er den Vater vom Polizisten trennen und etwas unternehmen könne. »Das Mädchen müßte uns alles sagen«, meinte er.

»Ich weiß. Aber wie ich die Mutter verstanden habe, wird sie das wahrscheinlich nicht.«

Brunetti nickte. »Solange sie nicht redet, kann ich nichts unternehmen.«

»Ich weiß«, sagte Paola wieder. Sie schwieg eine Weile, dann fügte sie hinzu: »Aber ich kann.«

»Was meinst du damit?« fragte Brunetti, überrascht von der Plötzlichkeit und Größe der Angst, die ihn befiel.

»Keine Sorge, Guido. Ich rühre ihn nicht an. Das verspreche ich dir. Aber ich werde dafür sorgen, daß er seine Strafe bekommt.«

»Du weißt nicht einmal, was er getan hat«, entgegnete Brunetti. »Wie kannst du da schon von Strafe reden?«

Sie trat ein paar Schritte von ihm weg und sah ihn an, wollte etwas sagen, besann sich aber. Nach einer Pause, in der er sie zweimal zum Sprechen ansetzen und es sich wieder anders überlegen sah, kam sie zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm. »Mach dir keine Sorgen, Guido. Ich werde nichts Ungesetzliches tun. Aber ich werde ihn bestrafen und, wenn nötig, vernichten.« Sie sah seinen Schock in Vertrauen umschlagen und sagte: »Entschuldige, ich vergesse immer, wie sehr du Melodramatik verabscheust.« Sie sah auf die Uhr und dann wieder zu ihm auf. »Wie gesagt, es ist spät, und ich muß früh unterrichten.«

Damit ließ Paola ihn stehen und begab sich in Richtung Schlafzimmer und Bett.

Brunetti schlief normalerweise gut, aber in dieser Nacht hielten Träume ihn wach, Träume mit Tieren. Er sah Löwen und Schildkröten und ein ganz besonders wunderliches Tier mit langem Bart und kahlem Kopf. Die Glocken von San Polo zählten ihm die Stunden vor, leisteten ihm Gesellschaft in dieser langen, schwer zu ertragenden Nacht. Um fünf dämmerte ihm die Erkenntnis, daß Maria Testa wieder aufwachen und reden mußte, und kaum hatte er das eingesehen, fiel er in einen so friedlichen und traumlosen Schlaf, daß nicht einmal Paolas geräuschvolles Fortgehen ihn aufwecken konnte.

Er erwachte dann kurz vor neun, blieb noch zwanzig Minuten im Bett liegen, um sich seinen Plan zurechtzulegen, wobei er erfolglos die Tatsache auszublenden versuchte, daß sie es war, die alle mit ihrer Wiederauferstehung verbundenen Risiken trug. Der Drang, dem Gedanken die Tat folgen zu lassen, wurde so mächtig, daß er ihn schließlich aus dem Bett und unter die Dusche trieb, danach aus der Wohnung und in die Questura. Von dort rief er den Chefarzt der Neurologie im Ospedale Civile an und erhielt den ersten Dämpfer, denn der Arzt erklärte ihm nachdrücklich, daß Maria Testa unter gar keinen Umständen verlegt werden könne. Ihr Zustand sei noch zu instabil und bedenklich für eine solche Strapaze. Aus der Erfahrung langjähriger Kämpfe mit dem ganzen Gesundheitssystem vermutete Brunetti den wahren Grund eher darin, daß es lediglich dem Krankenhauspersonal zu lästig wäre, aber er wußte auch, daß jede Diskussion darüber sinnlos war.

Er ließ Vianello zu sich heraufkommen und setzte ihm seinen Plan auseinander. »Wir müssen also nur«, schloß er, »in der morgigen Ausgabe des *Gazzettino* die Meldung plazieren, daß sie aus dem Koma erwacht sei. Sie wissen, wie die auf so etwas fliegen ->Vom Rande des Grabes zurück<. Wenn dann die Leute, die in dem Auto gesessen haben, erst einmal glauben, daß sie wieder zu sich gekommen ist und reden kann, müssen sie es wohl oder übel noch mal versuchen.«

Vianello betrachtete Brunettis Gesicht, als sähe er etwas ganz Neues darin, aber er sagte nichts.

»Nun?« drängte Brunetti.

»Haben wir noch die Zeit, das in die morgige Ausgabe zu kriegen?« fragte der Sergeant.

Brunetti sah auf die Uhr. »Natürlich.« Als Vianello daraufhin kein zufriedeneres Gesicht machte, fragte er: »Was haben Sie denn?«

»Es gefällt mir nicht, sie in noch größere Gefahr zu bringen«, antwortete

der Sergente endlich. »Sie als Lockvogel zu benutzen.«

»Ich sagte doch, daß jemand im Zimmer sein wird.«

»Commissario«, begann Vianello, und sein betont geduldiger Ton ließ Brunetti sofort aufhören. »Jemand im Krankenhaus wird darüber Bescheid wissen müssen.«

»Natürlich.«

»Und?«

»und was?« blaffte Brunetti. Er hatte alles bedacht und kannte die Gefahr, und seine heftige Reaktion auf Vianellos Frage konnte nur Ausdruck seines eigenen Unbehagens sein.

»Das ist ein Risiko. Leute reden. Da muß nur einer in die Cafeteria im Erdgeschoß gehen und sich nach ihr erkundigen. Irgend jemand - ein Pfleger, eine Schwester, sogar ein Arzt - wird früher oder später fallenlassen, daß sie eine Wache im Zimmer hat.«

»Dann sagen wir eben nichts von einer Wache. Wir sagen, die Wache wurde abgezogen. Wir können sagen, es wären Verwandte.«

»Oder Ordensmitglieder?« meinte Vianello so gleichmütig, daß Brunetti nicht heraushören konnte, ob es hilfsbereit oder sarkastisch gemeint war.

»Im Krankenhaus weiß niemand, daß sie Nonne ist«, sagte Brunetti, obwohl er daran ernsthaft zweifelte.

»Das würde ich gern glauben.«

»Was heißt das, Sergente?«

»Ein Krankenhaus ist eine kleine Welt. Da bleibt nichts lange geheim. Ich meine also, wir sollten davon ausgehen, daß die wissen, wer sie ist.«

Auch nachdem Vianello das Wort »Lockvogel« ausgesprochen hatte, mochte Brunetti nicht gern zugeben, daß er sie genau als das benutzen wollte. Da er es aber müde war, von Vianello alle die Ungewißheiten und Bedenken zu hören, die er sich schon den ganzen Vormittag auszureden versucht hatte, fragte er: »Stellen Sie diese Woche die Dienstpläne auf?«

»Ja, Commissario.«

»Gut. Die Schichten sollen bleiben, aber die Wachen werden ins Zimmer verlegt.« Er mußte an Alvisi und sein Comicheft denken und fuhr fort: »Sagen Sie den Leuten, sie haben unter gar keinen Umständen das Zimmer zu verlassen, es sei denn, sie sorgen dafür, daß in ihrer Abwesenheit eine Schwester bei ihr ist. Und teilen Sie mich auch für eine der Schichten ein, ab heute, von Mitternacht bis um acht.«

»Ja, Commissario«, sagte Vianello und stand auf. Brunetti wollte sich dem Papierkram auf seinem Schreibtisch zuwenden, aber der Sergente machte keine Anstalten zu gehen. »Etwas Merkwürdiges an diesem Fitneßtraining...«, begann er, wartete dann, und als Brunetti endlich aufsah,

fuhr er fort: »Es hat die Wirkung, daß ich viel weniger Schlaf brauche. Wir können uns die Wache also teilen, wenn Sie wollen. Dann brauchen wir für die anderen beiden Schichten nur zwei Leute und können das mit den Arbeitsstunden besser hinbiegen.«

Brunetti bedankte sich mit einem Lächeln. »Wollen Sie den Anfang machen?« fragte er.

»Ja, gut«, erklärte Vianello sein Einverständnis. »Ich hoffe nur, das geht nicht allzu lange.«

»Ich dachte. Sie brauchen nicht mehr so viel Schlaf.«

»Stimmt auch, aber Nadia wird nicht begeistert sein.«

Paola sicher auch nicht, dachte Brunetti.

Vianello machte mit der rechten Hand eine Bewegung, aus der nicht zu ersehen war, ob sie ein lässiger Salut oder ein Zeichen komplizenhaften Einverständnisses sein sollte.

Nachdem der Sergeant nach unten gegangen war, um den Dienstplan aufzustellen und Signorina Elettra anzuweisen, beim *Gazzettino* anzurufen, beschloß Brunetti, den Wellenschlag noch ein bißchen zu verstärken. Er rief im Pflegeheim San Leonardo an und hinterließ eine Nachricht für die Mutter Oberin, daß Maria Testa - er bestand auf diesem Namen - im Ospedale Civile auf dem Weg der Besserung sei und hoffe, in nächster Zukunft, vielleicht Anfang nächster Woche, Besuch von der Mutter Oberin zu bekommen. Bevor er auflegte, bat Brunetti die Nonne noch, dies auch Dottor Messini weiterzusagen. Dann schlug er die Nummer des Klosters nach, rief dort an und war überrascht, daß sich ein Anrufbeantworter meldete. Er sprach eine Nachricht ungefähr gleichen Inhalts für Padre Pio darauf.

Er überlegte, ob er auch noch Contessa Crivoni und Signorina Lerini anrufen sollte, entschied dann aber, sie die Nachricht von Suor Immacolatas Wiederherstellung der Zeitung entnehmen zu lassen.

Als Brunetti kurz darauf in Signorina Elettras Büro ging, sah sie zwar auf, lächelte aber nicht, wie sonst üblich. »Was gibt's für Kummer, Signorina?«

Statt zu antworten, zeigte sie auf einen Aktendeckel, der vor ihr auf dem Schreibtisch lag. »Mit Padre Pio Cavaletti, Dottore.«

»Soo schlimm?« fragte Brunetti, ohne selbst zu wissen, was er mit »soo« meinte.

»Lesen Sie mal, dann wissen Sie's.«

Brunetti nahm das Aktenmäppchen und klappte den Deckel neugierig auf. Es waren Fotokopien von drei Schriftstücken darin. Das erste war ein kurzer Brief von der Zweigstelle Lugano der Schweizerischen Bank an »Signor Pio Cavaletti«; das zweite war ein Brief an den Patriarchen auf dem Briefpapier und mit der Unterschrift eines der bekanntesten Anwälte der Stadt; das dritte

trug das ihm nun schon vertraute Wappen des Patriarchen von Venedig.

Er sah wieder kurz zu Signorina Elettra, die stumm dasaß und mit sittsam auf dem Schreibtisch gefalteten Händen wartete, bis er fertiggelesen hatte. Er blickte wieder auf die Papiere und las sie langsam durch.

Signor Cavaletti. Wir bestätigen Ihre Einzahlung vom 29. Januar in Höhe von 36 - in Worten sechsenddreißig -Millionen Lire (ital.) auf Ihr Konto bei unserer Bank. Ihr derzeitiger Kontostand beträgt 465 347 Schweizer Franken.

Der Computerbrief trug keine Unterschrift.

In Anbetracht der Rückerstattung der von der Mutter meiner Mandantin an Pio Cavaletti gezahlten Gelder hat meine Mandantin sich entschieden, ihre Betrugsanzeige zurückzuziehen.

Aufgrund der von Ihrer Kanzlei an uns übermittelten Informationen wurde beschlossen, Padre Pio Cavaletti von seiner Mitgliedschaft im Orden Opera Pia zu entbinden. Angesichts der in dem Begleitschreiben enthaltenen Informationen wurde ferner beschlossen, gegen ihn weder kirchen- noch zivilrechtliche Maßnahmen einzuleiten; sein Ausschluß aus dem Orden ist jedoch unwiderruflich.

Nachdem er alles gelesen hatte, sah Brunetti auf. »Als was verstehen Sie das, Signorina?«

»Genau als das, was es ist, Dottore.«

»Und das wäre?«

»Nötigung.« Sie hielt kurz inne, bevor sie hinzufügte:

»Ich bin zugegebenermaßen überrascht, daß sie ihn rausgeschmissen haben.«

Brunetti nickte und fragte: »Woher sind die Sachen?«

»Nummer zwei und drei aus den Akten im Amt des Patriarchen.«

»Und Nummer eins?«

»Aus verlässlicher Quelle«, lautete ihre einzige Erklärung, und Brunetti verstand, daß sie mehr dazu auch nicht zu sagen bereit war.

»Ich nehme Ihr Wort dafür, Signorina.«

»Danke«, sagte sie artig.

»Ich habe über Opera Pia nachgelesen«, erzählte er. »Weiß vielleicht der Freund Ihrer Freundin, ich meine der im Amt des Patriarchen, ob diese Leute sehr...« - Brunetti hatte eigentlich »mächtig« sagen wollen, aber etwas

beinah Abergläubisches hielt ihn davon ab - »... ob diese Leute in der Stadt sehr präsent sind?«

»Er sagt, es ist sehr schwierig, etwas Bestimmtes über sie oder ihr Tun zu sagen, besonders in Italien. Aber er ist überzeugt, daß ihre Macht etwas sehr Reales ist.«

»Genau das haben die Leute früher über Hexen gesagt, Signorina.«

Sie runzelte halb skeptisch, halb zustimmend die Stirn und nickte.

Brunetti fuhr fort: »Und es könnte dasselbe sein - daß die Leute nämlich sehr bereitwillig das Schlimmste glauben, sobald von etwas Geheimem die Rede ist.«

Sichtlich widerstrebend meinte sie: »Schon möglich.«

»Ich wußte gar nicht, daß Sie so entschiedene Ansichten über Religion haben«, sagte er.

»Das hat doch mit Religion überhaupt nichts zu tun«, fuhr sie auf.

»Nein?« Brunetti staunte nicht schlecht.

»Nur mit Macht.«

Brunetti machte ein nachdenkliches Gesicht. »Wird wohl stimmen«, meinte er dann.

Signorina Elettras Stimme klang etwas entspannter, als sie jetzt sagte: »Vice-Questore Patta läßt Ihnen sagen, daß der Besuch des Schweizer Polizeichefs verschoben wurde.«

Brunetti hatte kaum zugehört. »Genauso redet meine Frau.« Als er sah, daß sie nicht mitkam, fügte er erklärend hinzu: »Über das mit der Macht.« Und als sie verstanden hatte, fragte er: »Entschuldigung, was sagten Sie über den Vice-Questore ?«

»Der Besuch des Schweizer Kollegen wurde verschoben.«

»Ach, den hatte ich schon ganz vergessen. Vielen Dank, Signorina.« Damit legte er ihr den Umschlag wieder auf den Schreibtisch und ging in sein Zimmer, um seinen Mantel zu holen. Auf der Treppe nach oben dachte er darüber nach, wie leicht es doch war, dem italienischen Nationalsport zu frönen und überall Komplote und große Verschwörungen zu vermuten und dabei den einen Bösewicht, den man unmittelbar vor der Nase hat, zu übersehen. Wieviel einfacher, ein System zu verdammen als einen Menschen.

Diesmal öffnete auf Brunettis Klingeln ein Mann in den Fünfigern, mit einem Gewand, das wohl eine Mönchskutte darstellen sollte, aber nur aussah wie ein schlecht gearbeitetes Hemd. Als Brunetti ihm sagte, er wolle Padre Pio sprechen, faltete der Pförtner nur die Hände und senkte den Kopf, sagte aber nichts. Dann führte er Brunetti über den Innenhof, wo von dem Gärtner

nichts zu sehen war, während der Flieder noch stärker duftete. Drinnen mischten sich Weihrauch- und Wachsgeruch mit dem süßen Duft des Flieders. Einmal kam ihnen ein jüngerer Mann entgegen, und die beiden Laienbrüder nickten einander schweigend zu, was auf Brunetti nur wie frommes Theater wirkte.

Der Mann, den Brunetti bei sich schon nur noch den »stummen Diener« nannte, blieb vor der Tür zu Padre Pios Zimmer stehen und bedeutete Brunetti mit einem Nicken, daß er eintreten solle, was er, ohne anzuklopfen, tat. Drinnen fand er die Fenster geschlossen, dafür bemerkte er diesmal das Kruzifix an der hinteren Wand, ein religiöses Symbol, gegen das Brunetti eine besondere Abneigung hatte.

Ein paar Minuten später ging die Tür auf, und Padre Pio kam herein. Wie Brunetti noch wußte, trug er das Habit mit Würde und ganz so, als wäre es ihm sogar bequem. Wieder fiel Brunettis Blick als erstes auf die vollen Lippen, aber wie beim letzten Mal erkannte er, wie dominierend an diesem Mann die Augen waren, graue Augen, die Intelligenz ausstrahlten.

»Schön, Sie wiederzusehen, Commissario«, sagte der Padre. »Vielen Dank für Ihre Nachricht. Suor Immacolatas Genesung ist sicherlich eine Antwort auf unsere Gebete.«

Am liebsten hätte Brunetti sich dieses frömmelerische Getue verboten, doch er widerstand der Versuchung und sagte nur: »Ich möchte noch ein paar Fragen von Ihnen beantwortet haben.«

»Gern. Solange es - wie ich Ihnen letztes Mal erklärt habe - keine Preisgabe von Dingen erfordert, die dem Siegel der Verschwiegenheit unterliegen.« Obwohl der Pater immer noch lächelte, merkte Brunetti, daß seine veränderte Stimmung dem Mann nicht entgangen war.

»Nein, ich glaube nicht, daß irgend etwas davon Ihre Schweigepflicht berührt.«

»Gut. Aber bevor Sie anfangen, machen wir es uns doch wenigstens bequem.« Er führte Brunetti zu denselben beiden Stühlen und ließ sich, nachdem er sein Habit mit geübter Eleganz zur Seite geschlagen hatte, auf dem einen nieder. Dann griff er mit der rechten Hand unter sein Skapulier und begann an seinem Rosenkranz zu fignern. »Was möchten Sie denn von mir wissen, Commissario?«

»Erzählen Sie mir etwas über Ihre Arbeit im Pflegeheim.«

Cavaletti lachte einmal kurz und meinte: »Ich weiß nicht, ob man es so nennen kann, Dottore. Ich diene den Patienten und einem Teil des Personals als Seelsorger. Menschen näher zu ihrem Schöpfer zu bringen ist eine Freude, keine Arbeit.« Er wandte den Blick, aber erst, nachdem er gesehen hatte, wie wenig er Brunetti mit diesen Phrasen beeindruckte.

»Sie nehmen ihnen die Beichte ab?«

»Ich weiß nicht, ob das jetzt eine Frage oder eine Feststellung war, Commissario«, sagte Cavaletti mit einem Lächeln, als wolle er seiner Bemerkung auch den leisesten Anflug von Sarkasmus nehmen.

»Es war eine Frage.«

»Dann will ich sie Ihnen beantworten.« Sein Lächeln war nachsichtig. »Ja, ich nehme den Patienten und einigen von den Mitarbeitern die Beichte ab. Es ist eine große Verantwortung, besonders die Beichten der alten Leute.«

»Und warum, Padre?«

»Weil sie dem Ende ihres Erdendaseins näher sind.«

»Verstehe«, sagte Brunetti, und als wäre es nur die logische Konsequenz aus der vorausgegangenen Antwort, fragte er: »Haben Sie ein Konto bei der Schweizerischen Bank in Lugano?«

Das friedliche Lächeln auf den Lippen des Mannes blieb unverändert, aber Brunetti sah, wie die Augen sich fast unmerklich und nur für einen winzigen Moment verengten. »Was für eine sonderbare Frage«, sagte Cavaletti mit sichtlich verwirrtem Stirnrunzeln. »Was hat das denn mit der Beichte dieser alten Leute zu tun?«

»Genau das versuche ich herauszufinden, Padre«, sagte Brunetti.

»Eine sonderbare Frage ist es trotzdem«, meinte Cavaletti.

»Unterhalten Sie ein Konto bei der Schweizerischen Bank in Lugano?«

Der Pater nahm die nächste Perle zwischen die Finger und sagte: »Ja. Ein Teil meiner Familie lebt im Tessin, und ich besuche sie zwei- bis dreimal im Jahr. Ich finde es einfach praktischer, das Geld dort zu haben, statt es mit mir hin- und herzuschleppen.«

»Und wieviel Geld haben Sie auf diesem Konto, Padre?«

Cavaletti blickte in die Ferne und rechnete, schließlich antwortete er: »Es werden keine tausend Franken sein.« Und hilfsbereit fügte er hinzu: »Das sind rund eine Million Lire.«

»Ich kann Lire in Schweizer Franken umrechnen, Padre. Es gehört zu den ersten Dingen, die ein Polizist hierzulande lernen muß.« Brunetti lächelte, um dem Pater zu zeigen, daß es ein Scherz war, aber Cavaletti erwiderte das Lächeln nicht.

Brunetti stellte seine nächste Frage: »Warum wurden Sie von Opera Pia ausgeschlossen?«

Cavaletti ließ seinen Rosenkranz los und hob die Hände, streckte sie Brunetti mit theatralisch flehender Gebärde entgegen. »Aber Commissario, was stellen Sie doch für sonderbare Fragen! Wenn ich nur wüßte, welche Zusammenhänge da in Ihrem Kopf bestehen!«

»Das ist keine Antwort, Padre.«

Nach einem langen Schweigen sagte Cavaletti: »Man hat mich für außerstande befunden, ihren hohen Ansprüchen gerecht zu werden.« Er sagte es ohne jede Ironie, und Brunetti meinte sogar so etwas wie Bedauern herauszuhören.

Brunetti stand auf. »Das wäre alles, Padre. Ich danke Ihnen, daß Sie sich Zeit für mich genommen haben.«

Zum erstenmal konnte der Pater seine Überraschung nicht verbergen und starrte Brunetti ein paar Sekunden lang nur an. Dann beeilte er sich jedoch, aufzuspringen und mit ihm zur Tür zu gehen, die er aufhielt, bis Brunetti aus dem Zimmer war.

Auf dem Flur gewährte Brunetti zweierlei: den Blick des Paters, der sich in seinen Rücken bohrte, und kurz vor der offenen Tür am Ende des Ganges den schweren, betörenden Duft des Flieders, der vom Hof hereinwehte. Keines von beiden fand er angenehm.

19

Kurz nach drei Uhr morgens trennte Brunetti sich schweren Herzens von Paola und dem Bett und zog sich an. Erst als er sein Hemd zuknöpfte, war er klar genug im Kopf, um den Regen gegen die Schlafzimmerfenster peitschen zu hören. Brummelnd ging er zum Fenster, öffnete den Laden und schloß ihn schnell wieder vor den nassen Böen, die ins Zimmer fegten. An der Wohnungstür zog er seinen Regenmantel an und griff sich einen Schirm, wobei Vianello ihm einfiel und er noch einen zweiten nahm.

In Maria Testas Zimmer traf er, obwohl er fast eine halbe Stunde vor der vereinbarten Zeit da war, auf einen übermüdeten und schlechtgelaunten Vianello. In stillschweigender Übereinkunft näherte keiner der beiden Männer sich der schlafenden Frau, als wäre ihre totale Hilflosigkeit eine Art Flammenschwert, das sie auf Abstand hielt. Sie begrüßten sich flüsternd und gingen dann in den Korridor hinaus, um sich zu unterhalten.

»Irgendwas Besonderes?« fragte Brunetti, während er seinen Regenmantel auszog und beide Schirme an die Wand lehnte.

»Etwa alle zwei Stunden kommt eine Schwester«, antwortete Vianello. »Soweit ich das beurteilen kann, tut sie aber nichts. Guckt sie nur an, fühlt ihr den Puls und schreibt etwas aufs Krankenblatt.«

»Sagt sie etwas?«

»Wer, die Schwester?« fragte Vianello.

»Ja.«

»Kein Wort. Tut so, als ob ich unsichtbar wäre.« Vianello gähnte. »Gar nicht so einfach, wach zu bleiben.«

»Warum machen Sie nicht ein paar Liegestütze?«

Vianello sah Brunetti lange an, sagte aber nichts.

»Danke, daß Sie da waren, Vianello«, entschuldigte Brunetti sich gewissermaßen. »Ich habe Ihnen einen Schirm mitgebracht. Es schüttet wie aus Kübeln.« Als Vianello dankend nickte, fragte Brunetti: »Wer kommt als nächster?«

»Gravini. Danach Pucetti. Ich löse dann Pucetti nach seiner Schicht ab.« Brunetti bemerkte, wie feinfühlig Vianello die Zeitangabe umging - Mitternacht -, wann er den jüngeren Beamten ablösen würde.

»Danke, Vianello. Schlafen Sie ein bißchen.«

Vianello nickte und unterdrückte mühsam ein Gähnen. Dann nahm er den zusammengerollten Schirm.

Als Brunetti die Tür aufmachte, um wieder ins Zimmer zu gehen, drehte er sich noch einmal um und fragte Vianello: »Gab es Probleme mit der Besetzung?«

»Noch nicht«, antwortete Vianello, schon halb im Gehen, über die Schulter.

»Wie lange?« fragte Brunetti, der nicht recht wußte, wie er die Manipulation der Dienststundenabrechnung nennen sollte.

»Kann man nie wissen, aber ich schätze mal, es dauert noch drei oder vier Tage, bis Tenente Scarpa etwas merkt. Vielleicht auch eine Woche. Länger aber nicht.«

»Hoffen wir, daß die vorher anbeißen.«

»Falls überhaupt jemand beißen will«, faßte Vianello endlich doch seine Skepsis in Worte und drehte sich um.

Brunetti sah seinem breiten Rücken noch nach, bis er an der ersten Treppe nach rechts abbog und verschwand, dann ging er wieder ins Zimmer. Er hängte seinen Mantel über den Stuhl, auf dem Vianello gesessen hatte, und stellte den Schirm in eine Ecke.

Neben ihrem Bett brannte ein kleines Lämpchen, das kaum ihren Kopf beleuchtete und den Rest des Zimmers in tiefem Schatten ließ. Brunetti glaubte nicht, daß die Deckenlampe die Frau im Bett stören würde - es wäre ja sonst sogar ein gutes Zeichen gewesen -, aber er mochte sie dennoch nicht anknipsen, also setzte er sich in den Schatten und verzichtete aufs Lesen, obwohl er seinen Marc Aurel mitgebracht hatte, einen Autor, der ihm schon so manchen Trost in schwierigen Zeiten gespendet hatte.

Während die Nachtstunden langsam dahinrannen, ließ Brunetti noch einmal die Ereignisse seit dem Tag, an dem Maria Testa zu ihm in die Questura gekommen war, im Geiste vorüberziehen. Jedes einzelne konnte bloßer Zufall gewesen sein: die Sterbefälle unter den Alten, der Unfall, bei

dem Maria vom Fahrrad geschleudert worden war, da Prés Tod. Aber alle zusammen wogen so schwer, daß sich für Brunetti jeder Gedanke an Unfall oder Zufälligkeiten verbot. Und wenn das ausgeschlossen war, dann standen diese drei Dinge miteinander in Verbindung, auch wenn er noch nicht wußte, in welcher.

Messini riet den Leuten davon ab, ihm oder dem Pflegeheim Geld zu vermachen; Padre Pio wurde in keinem der Testamente genannt, und die Schwestern des Ordens durften nichts besitzen. Die Contessa hatte selbst genug Geld und war auf die Hinterlassenschaft ihres Mannes kaum angewiesen; da Pré hatte keine anderen Wünsche als noch mehr kleine Döschen für seine Sammlung; und Signorina Lerini schien allem weltlichen Pomp abgeschworen zu haben. *Cui bono? Cui bono?* Man mußte nur noch herausfinden, wer aus diesen Todesfällen einen Nutzen zog, dann läge der Weg offen vor ihm, wie von einem fackeltragenden Engel erhellt, und würde ihn zu dem Mörder führen.

Brunetti wußte, daß er ein Mann mit vielen Schwächen war: Stolz, Trägheit und Rachsucht, um nur die zu nennen, die er für die offenkundigsten hielt, aber er wußte auch, daß Habgier nicht dazugehörte, und immer wenn er sich mit ihren vielen Ausdrucksformen konfrontiert sah, fühlte er sich in einer fremden Welt. Er wußte, daß Habgier ein verbreitetes, vielleicht das verbreitetste aller Laster war, und konnte sie ja auch mit dem Verstand begreifen, aber sie drang ihm nie bis ans Herz und ließ seinen Verstand völlig kalt.

Er sah zu der Frau im Bett, die so völlig reglos und still dalag. Keiner der Ärzte hatte eine Ahnung vom Ausmaß des Schadens, von den körperlichen Schäden abgesehen. Einer hatte es unwahrscheinlich genannt, daß sie je wieder aus dem Koma erwachen würde. Ein anderer hielt es für wahrscheinlich, daß sie schon in ein paar Tagen wieder aufwachen könnte. Die weiseste Antwort hatte vielleicht eine der hier arbeitenden Schwestern gegeben: »Wir müssen hoffen und beten und auf Gottes Güte vertrauen.«

Während er sie so ansah und sich erinnerte, welch tiefe Nächstenliebe immer aus ihren Augen gestrahlt hatte, wenn sie sprach, kam eine andere Schwester herein. Sie ging ans Bett, stellte das Tablett, das sie bei sich hatte, auf das Tischchen neben Marias Bett und faßte ihr Handgelenk. Den Blick auf ihrer Armbanduhr, hielt sie Marias Handgelenk ein paar Augenblicke fest, legte es dann wieder auf die Bettdecke und trug ihren Befund auf dem Krankenblatt ein, das am Fußende des Bettes hing.

Sie nahm ihr Tablett und ging zur Tür. Als sie Brunetti sah, nickte sie, lächelte aber nicht.

Sonst geschah die ganze Nacht nichts. Gegen sechs Uhr kam dieselbe

Schwester wieder ins Zimmer, wo Brunetti inzwischen an die Wand gelehnt stand, um wach zu bleiben.

Um zwanzig vor acht kam Gravini in hohen Gummistiefeln, Regenmantel und Jeans herein. Noch bevor er guten Morgen gesagt hatte, erklärte er Brunetti: »Sergente Vianello hat gemeint, wir sollten lieber keine Uniform tragen, Commissario.«

»Ja, ich weiß, Gravini. In Ordnung so.« Das einzige Fenster des Zimmers blickte in einen überdachten Durchgang, so daß Brunetti nicht sehen konnte, wie das Wetter geworden war. »Wie sieht's denn draußen aus?« fragte er.

»Es schüttet, Commissario. Soll bis Freitag so weitergehen.«

Brunetti schlüpfte in seinen Regenmantel und bedauerte, daß er letzte Nacht keine Gummistiefel angezogen hatte. Er hatte gehofft, noch nach Hause gehen und duschen zu können, bevor er sich in die Questura begab, aber es wäre Irrsinn gewesen, jetzt durch die ganze Stadt zurückzulaufen, wo er seiner Arbeitsstätte hier schon so nah war. Außerdem würden ein paar Tassen Kaffee es ja auch tun.

Das war dann doch nicht der Fall, und als er in seinem Dienstzimmer ankam, war er schlecht gelaunt und ganz auf Ärger eingestellt. Dieser kam schon ein paar Stunden später, als der Vice-Questore ihn anrief und zu sich befahl.

Signorina Elettra war nicht an ihrem Schreibtisch, und Brunetti mußte ohne die Vorwarnung, die sie ihm sonst immer gab, in Patta's Zimmer gehen. Unausgeschlafen, wie er heute morgen war, mit Sand in den Augen und zuviel Kaffee im Magen, war es ihm allerdings herzlich egal, ob er diese Vorwarnung hatte oder nicht.

»Ich hatte ein beunruhigendes Gespräch mit meinem Tenente«, sagte Patta ohne Einleitung.

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte Brunetti mit stiller, hämischer Befriedigung zur Kenntnis genommen, daß Patta unabsichtlich zugab, was die ganze Questura wußte: Tenente Scarpa war Patta's Kreatur, aber heute war er so abgestumpft von der durchwachten Nacht, daß ihm das besitzanzeigende Fürwort gar nicht weiter auffiel.

»Haben Sie mich verstanden, Brunetti?« fragte Patta.

»Ja, Vice-Questore. Ich kann mir nur nicht so recht vorstellen, was den Tenente beunruhigt haben könnte.«

Patta lehnte sich auf seinem Stuhl nach hinten. »Ihr Verhalten zum Beispiel«, fauchte er.

»Und was speziell an meinem Verhalten, Vice-Questore?«

Brunetti sah, daß sein Vorgesetzter allmählich die Urlaubsbräune verlor. Und die Geduld. »Diesen Kreuzzug unter anderem, den Sie anscheinend

gegen die Heilige Mutter Kirche führen«, sagte Patta, dann unterbrach er sich, als hätte er selbst begriffen, wie übertrieben sich diese Beschuldigung anhörte.

»Konkret ausgedrückt?« fragte Brunetti, wobei er mit der Hand an seinem Kinn entlangfuhr und eine Stelle entdeckte, die er ausgelassen haben mußte, als er sich mit dem Elektrorasierer, den er im Schreibtisch hatte, morgenfrisch machte.

»Wie Sie Männern nachstellen, die das Priestergewand tragen. Ihr ruppiges Betragen gegenüber der Mutter Oberin des Ordens vom Heiligen Sakrament.« Hier legte Patta eine Pause ein, als wolle er die Schwere dieses Vorwurfs erst einmal wirken lassen.

»Und meine Fragen nach Opera Pia - stehen die auch auf Tenente Scarpas Liste?«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« wollte Patta wissen.

»Wenn der Tenente eine so umfassende Liste meiner Verfehlungen aufgestellt hat, nehme ich an, daß auch die darauf stehen. Zumal er, wie ich glaube, den Befehl zu so etwas von Opera Pia erhält.«

Patta schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Tenente Scarpa erhält seine Befehle von mir, Commissario.«

»Soll ich das so verstehen, daß auch Sie dazugehören?«

Patta zog seinen Stuhl näher an den Schreibtisch und beugte sich weit vor. »Commissario, ich glaube nicht, daß dies der Ort ist, an dem *Sie* die Fragen stellen.«

Brunetti zuckte die Achseln.

»Besitze ich Ihre Aufmerksamkeit, Commissario Brunetti?«

»Ja, Vice-Questore«, sagte Brunetti, der sich zu seiner eigenen Überraschung gar nicht anstrengen mußte, um ruhig und gelassen zu sprechen. Ihm war das alles völlig egal, er fühlte sich frei von Patta und Scarpa.

»Es sind Beschwerden über Sie eingegangen, Beschwerden der verschiedensten Art. Der Prior des Ordens vom Heiligen Sakrament hat angerufen und sich dagegen verwahrt, wie Sie mit Angehörigen seines Ordens umspringen. Außerdem sagt er, daß Sie eine Angehörige seines Ordens versteckt halten.«

»Versteckt?«

»Daß sie ins Krankenhaus gebracht wurde, inzwischen wieder bei Bewußtsein ist und nun zweifellos anfangen wird, Verleumdungen über den Orden zu verbreiten. Stimmt das?«

»Ja.«

»Und Sie wissen, wo sie ist?«

»Sie haben es eben selbst gesagt, im Krankenhaus.«

»Wo Sie aus und ein gehen, aber niemand anderen zu ihr lassen?«

»Wo sie unter Polizeischutz steht.«

»Polizeischutz?« wiederholte Patta so laut, daß Brunetti befürchtete, man könne ihn bis ins Erdgeschoß hören. »Und wer hat diesen Polizeischutz genehmigt? Warum ist davon auf den Dienstplänen nichts erwähnt?«

»Haben Sie die Dienstpläne gesehen, Vice-Questore?«

»Es soll nicht Ihre Sorge sein, wer die Dienstpläne gesehen hat, Brunetti. Sagen Sie mir nur, warum der Name dieser Frau nicht darauf erscheint.«

»Wir haben es als >Überwachung< eingetragen.«

»Seit vier Tagen sitzen Polizisten in diesem Krankenhaus herum und tun nichts, und Sie wagen es, das als >Überwachung< zu bezeichnen?«

Brunetti konnte sich gerade noch davon abhalten, Patta zu fragen, ob er eine Abänderung in »Bewachung« wünsche.

»Und wer ist jetzt dort?« wollte Patta wissen.

»Gravini.«

»Also, dann holen Sie ihn da raus. Die Polizei in dieser Stadt hat Besseres zu tun, als vor dem Zimmer einer davongelaufenen Nonne herumzusitzen, die es irgendwie geschafft hat, im Krankenhaus zu landen.«

»Ich glaube, daß sie in Lebensgefahr ist, Vice-Questore.«

Patta fuchtelte wütend mit der Hand durch die Luft. »Ich weiß nichts von Gefahr. Es ist mir auch egal, ob sie in Gefahr ist. Wenn sie sich imstande gesehen hat, den Schutz der Mutter Kirche zu verlassen, sollte sie auch bereit sein, in dieser Welt, auf die sie so wild ist, die Verantwortung für sich selbst zu übernehmen.« Er sah, daß Brunetti widersprechen wollte, und wurde noch lauter. »Gravini hat in zehn Minuten aus dem Krankenhaus und wieder hier im Wachraum zu sein.« Erneut setzte Brunetti zu einer Erklärung an, aber Patta schnitt ihm das Wort ab. »Es hat kein Polizist vor diesem Zimmer zu sitzen. Wenn doch, wenn einer trotzdem hingeht, wird er unverzüglich vom Dienst suspendiert.« Patta beugte sich noch weiter über den Schreibtisch und fügte drohend hinzu: »Dasselbe erwartet den, der ihn hingeschickt hat. Haben Sie verstanden, Commissario?«

»Ja, Vice-Questore.«

»Und ich wünsche, daß Sie sich von den Angehörigen des Ordens vom Heiligen Sakrament fernhalten. Der Prior erwartet keine Entschuldigung von Ihnen, wenngleich ich das, nach allem, was ich über Ihr Betragen gehört habe, schon außergewöhnlich finde.«

Brunetti kannte dergleichen bei Patta, aber so außer sich hatte er ihn noch nie erlebt. Während Patta weiterredete und sich immer mehr in seinen eigenen Zorn hineinsteigerte, begann Brunetti über den Grund für diese

extreme Reaktion seines Vorgesetzten zu spekulieren, und ihm fiel als einzige befriedigende Erklärung ein, daß der Mann Angst hatte. Wenn Patta lediglich als Staatsdiener fungierte, würde er sich kaum mehr als entrüsten; Brunetti hatte das bei Patta oft genug erlebt, um zu wissen, daß es sich bei dem, was da zutage trat, um etwas völlig anderes handelte, etwas viel Gewichtigeres. Also Angst. Konnte es sein, daß Patta noch jemand anderem als dem Staat zu Diensten war?

Pattas Stimme holte ihn zurück. »Haben Sie verstanden, Brunetti?«

»Ja, Vice-Questore«, sagte Brunetti, schon im Aufstehen. »Ich rufe Gravini an«, sagte er und ging zur Tür.

»Wenn Sie jemand anderen hinschicken, Brunetti, sind Sie erledigt. Verstanden?«

»Ja, Vice-Questore. Ich habe verstanden«, sagte er. Patta hatte nichts davon gesagt, daß jemand nicht in seiner Freizeit dort sitzen dürfe, aber für Brunetti hätte das sowieso nichts geändert.

Er rief von Signorina Elettras Vorzimmer aus im Krankenhaus an und verlangte Gravini. Es folgte ein längeres Hin und Her, weil der Polizist sich weigerte, das Zimmer zu verlassen und an den Apparat zu kommen, selbst als Brunetti ihm ausrichten ließ, es sei ein Befehl vom Commissario. Nach über fünf Minuten kam Gravini endlich ans Telefon und sagte als erstes: »Es ist jetzt ein Arzt bei ihr im Zimmer. Er bleibt, bis ich wiederkomme.« Erst dann fragte er, ob er mit Brunetti spreche.

»Ja, Gravini, ich bin's. Sie können jetzt zurückkommen.« »Ist es vorbei, Commissario?« fragte Gravini. »Sie können in die Questura zurückkommen«, wiederholte Brunetti. »Aber gehen Sie zuerst nach Hause, und ziehen Sie Ihre Uniform an.«

»Ja, Commissario«, sagte der junge Mann, durch Brunettis Ton von weiteren Fragen abgehalten, und legte auf.

Bevor Brunetti in sein Dienstzimmer zurückkehrte, ging er kurz in den Wachraum und nahm sich den neuesten *Gazzettino* von einem der Tische. Er schlug den Venediger Lokalteil auf, fand aber darin keine Meldung über Maria Testa. Er nahm sich den Hauptteil vor, aber da war auch nichts. Er zog sich einen Stuhl heraus, breitete die Zeitung auf dem Tisch aus und ging Spalte für Spalte die ganze Zeitung durch. Nichts. Die Meldung war gar nicht erschienen, und dennoch hatte jemand, der mächtig genug war, um Patta Angst einzujagen, von Brunettis Interesse an Maria Testa erfahren. Und was noch interessanter war: Zu diesem Jemand mußte irgendwie durchgedrungen sein, daß die junge Frau ihr Bewußtsein wiedererlangt habe. Während er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufging, huschte ein ganz kurzes Lächeln über Brunettis Gesicht.

Beim Mittagessen fand Brunetti die Stimmung der übrigen Familie ebenso gedämpft wie die Laune, die er aus der Questura mitbrachte. Er schrieb Raffis Schweigen irgendwelchen Problemen in der Entwicklung seiner Romanze mit Sara Paganuzzi zu; Chiara litt vielleicht noch immer unter dem Schatten, der auf die Vollkommenheit ihrer schulischen Leistungen gefallen war. Der Grund für Paolas düstere Laune war wie immer am schwersten auszumachen.

Die Frotzeleien, mit denen sie sich sonst ihre gegenseitige Zuneigung zeigten, blieben aus. Statt dessen redeten sie irgendwann doch tatsächlich übers Wetter und, als ob das nicht schon schlimm genug wäre, sogar über Politik. Alle waren sichtlich erleichtert, als die Mahlzeit zu Ende ging. Die Kinder, höhlenbewohnenden Tieren gleich, die vom Widerschein ferner Blitze erschreckt worden waren, verzogen sich schleunigst in ihre Zimmer. Brunetti, der die Zeitung schon gelesen hatte, ging ins Wohnzimmer und begnügte sich damit, den Regen auf die Dächer prasseln zu sehen.

Als Paola nachkam, brachte sie Kaffee mit, und Brunetti beschloß, es als ein Friedensangebot zu betrachten, obwohl er nicht genau wußte, welche Art von Vertragsabschluß damit verbunden werden sollte. Er nahm den Kaffee und bedankte sich. Dann trank er einen Schluck und fragte: »Nun?«

»Ich habe mit meinem Vater gesprochen«, sagte Paola, während sie sich aufs Sofa setzte. »Er war der einzige, der mir einfiel.«

»Und was hast du ihm gesagt?« fragte Brunetti.

»Was Signora Stocco zu mir gesagt hat, und was die Kinder erzählt haben.«

»Über Don Luciano?«

»Ja.«

»Und?«

»Er hat gesagt, er will sich darum kümmern.«

»Hast du ihm irgend etwas über Padre Pio erzählt?« fragte Brunetti.

Sie sah auf, erstaunt über die Frage. »Nein, natürlich nicht. Wie kommst du darauf?«

»Ach, nur so«, sagte er.

»Guido«, begann sie und stellte ihre leere Tasse auf den Tisch. »Du weißt, daß ich mich nicht in deine Arbeit einmische. Wenn du meinen Vater nach Padre Pio oder Opera Pia fragen willst, mußt du es schon selbst tun.«

Brunetti hatte kein Verlangen, seinen Schwiegervater in diese Sache einzuschalten, in keiner Weise. Er wollte Paola aber nicht sagen, daß der Grund für dieses Zögern seine Zweifel waren, welcher Seite sich Conte

Orazio zur Loyalität verpflichtet fühlen würde, Brunettis Beruf oder Opera Pia. Sowenig Brunetti wußte, wie groß der Reichtum und die Macht des Conte waren, so wenig wußte er über deren Ursprung und die Beziehungen oder Verpflichtungen, die sie möglich machten. »Hat er dir geglaubt?« fragte er.

»Natürlich hat er mir geglaubt. Wieso fragst du das überhaupt?«

Brunetti versuchte sich mit einem Achselzucken herauszuwinden, aber ein Blick von Paola verwehrte ihm diese Chance. »Es ist ja nicht so, daß du die allerzuverlässigsten Zeugen hättest.«

»Wie meinst du das?« fragte sie in scharfem Ton.

»Kinder reden schlecht von einem Lehrer, der einem von ihnen eine schlechte Note gegeben hat. Dann das Wort eines Kindes, gefiltert durch eine Mutter, die bei eurem Gespräch offenkundig hysterisch war.«

»Was willst du eigentlich, Guido, den *advocatus diaboli* spielen? Du hast mir diese Akte aus dem Amt des Patriarchen gezeigt. Was denkst du denn, was dieser Schweinehund die ganzen Jahre gemacht hat? Tausendlirescheine aus dem Opferstock geklaut?«

Brunetti schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keinen Zweifel, nicht den geringsten, was er getan hat, aber das ist nicht dasselbe, wie einen Beweis zu haben.«

Paola tat das mit einer Handbewegung als Unsinn ab. »Ich werde ihm das Handwerk legen«, sagte sie mit unverhohlener Angriffslust.

»Oder nur dafür sorgen, daß er wieder versetzt wird?« fragte Brunetti. »Wie die es jahrelang mit ihm gemacht haben?«

»Ich habe gesagt, ich will ihm das Handwerk legen, und das werde ich auch tun«, wiederholte Paola, jede Silbe einzeln betonend wie für einen Tauben.

»Gut«, sagte Brunetti. »Ich hoffe es. Ich hoffe, du kannst das.«

Zu seiner maßlosen Verblüffung antwortete Paola mit einem Bibelzitat: >»Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenket würde.<«

»Wo hast du denn das her?« fragte Brunetti.

»Matthäus. Kapitel achtzehn, Vers sechs.«

Brunetti meinte kopfschüttelnd: »Es ist schon merkwürdig, ausgerechnet dich aus der Bibel zitieren zu hören.«

»Dazu soll sogar der Teufel imstande sein«, antwortete sie, jetzt aber zum erstenmal wieder mit einem Lächeln, mit dem sie das ganze Zimmer erhellte.

»Gut«, pflichtete Brunetti ihr bei. »Ich hoffe, dein Vater hat die Macht, etwas zu tun.« Er rechnete schon halb damit, daß sie antworten würde, es

gebe nichts, was ihr Vater nicht tun könne, und überraschte sich selbst mit der Erkenntnis, daß zumindest er dies fast glaubte.

Als hätte die Erwähnung ihres Vaters sie daran erinnert, sagte Paola: »Meine Mutter hat angerufen und läßt dir sagen, daß es ein Banker ist.«

Brunetti verstand im Moment nicht, wovon die Rede war, und fragte: »Wer ist ein Banker?«

»Contessa Crivonis Liebhaber.« Als sie sah, daß Brunetti jetzt mitkam, fuhr sie fort: »Sie hat sich mit einer ihrer Bridge-Damen unterhalten. Die hat gesagt, daß sie die Affäre mit ihm schon seit Jahren hat. Und offenbar wußte ihr Mann davon.«

»Er wußte davon?« fragte Brunetti offen erstaunt.

»Er bevorzugte Knaben.«

»Glaubst du das?« fragte er.

»Wie es aussieht, diente ihr Mann ihnen als Tarnung. Da hat wohl keiner von beiden seinen Tod gewünscht.«

Brunetti schüttelte den Kopf, aber er glaubte es. Er erzählte Paola von Pattas Wutausbruch und seinem Befehl, den Polizeischutz von Maria Testa abzuziehen. Er versuchte erst gar nicht, seine Gewißheit zu verbergen, daß Padre Pio und die hinter ihm stehenden Mächte die eigentliche Quelle dieses Befehls waren.

»Was machst du nun?« fragte Paola, als er fertig war.

»Ich habe schon mit Vianello gesprochen. Er hat einen Freund, der als Pfleger im Krankenhaus arbeitet, und der hat sich bereit erklärt, tagsüber ein Auge auf sie zu haben.«

»Das ist nicht viel, oder?« meinte sie. »Und nachts?«

»Vianello hat sich erboten - ich habe ihn nicht gefragt, Paola, er hat es von sich aus angeboten -, bis Mitternacht bei ihr zu sein.«

»Und das heißt, du bist von Mitternacht bis um acht bei ihr?«

Brunetti nickte.

»Wie lange soll das gehen?«

Brunetti hob die Schultern. »Bis die sich entschließen, etwas zu unternehmen, denke ich.«

»Und was meinst du, wie lange das dauern wird?«

»Hängt davon ab, wieviel Angst sie haben. Oder wieviel sie ihrer Meinung nach weiß.«

»Du glaubst, daß es Padre Pio ist?«

Brunetti hatte es immer zu vermeiden versucht, den Namen desjenigen zu nennen, den er eines Verbrechens verdächtigte, und so hielt er es auch diesmal, aber Paola konnte die Antwort aus seinem Schweigen ablesen.

Sie stand auf. »Wenn du schon die ganze Nacht aufbleiben sollst,

dann versuch doch wenigstens jetzt etwas zu schlafen.«

»>Eine Frau ist ihres Mannes reichster Schatz, seine helfende Hand, eine feste Stütze. Ein Weinberg ohne Hecke wird überwuchert werden; ein Mann ohne Frau wird zu einem hilflosen Wanderer«, zitierte er, froh, sie wenigstens einmal in ihrem eigenen Lieblingsspiel schlagen zu können.

Sie konnte ihre Überraschung sowenig verbergen wie ihr Vergnügen. »Es stimmt also?« fragte sie.

»Was?«

»Daß der Teufel wirklich aus frommen Schriften zu zitieren versteht.«

Mitten in der Nacht quälte Brunetti sich wieder aus dem warmen Kokon seines Bettes und zog sich zu den Geräuschen des Regens an, der noch immer auf die Stadt niederrauschte. Paola schlug kurz die Augen auf, hauchte einen Kuß in seine Richtung und war gleich darauf wieder eingeschlafen. Diesmal dachte er an seine Gummistiefel, verzichtete aber auf einen zweiten Schirm für Vianello.

Im Krankenhaus gingen sie wieder auf den Flur hinaus, um miteinander zu reden, aber viel zu sagen gab es nicht. Tenente Scarpa hatte nachmittags mit Vianello gesprochen und Pattas Befehl bezüglich des Personals weitergegeben. Wie Patta hatte auch er nichts dazu gesagt, was die Beamten in ihrer Freizeit tun dürften oder nicht, was Vianello dazu ermuntert hatte, mit Gravini, Pucetti und einem reumütigen Alvise zu sprechen, und sie alle hatten sich aus freien Stücken erboten, die Tagwachen zu übernehmen. Pucetti wollte Brunetti sogar schon um sechs Uhr morgens ablösen.

»Sogar Alvise?« fragte Brunetti.

»Sogar Alvise«, antwortete Vianello. »Daß er dumm ist, muß nicht heißen, daß er nicht guten Willens wäre.«

»Stimmt«, sagte Brunetti. »Das scheint nur im Parlament so zu sein.«

Vianello lachte, zog seinen Regenmantel an und wünschte Brunetti gute Nacht.

Ins Zimmer zurückgekehrt, ging Brunetti ganz nah an das Bett und betrachtete die schlafende Frau. Ihre Wangen waren noch tiefer eingefallen, und die einzigen Lebenszeichen waren die helle Flüssigkeit, die aus einer über ihr hängenden Flasche durch einen Schlauch langsam in ihren Arm lief, und das unbarmherzig langsame Heben und Senken ihres Brustkorbs.

»Maria?« rief er, und dann: »Suor Immacolata?« Ihre Brust hob und senkte sich, hob und senkte sich, und die Flüssigkeit tröpfelte, aber sonst geschah nichts.

Brunetti knipste die Deckenlampe an, zog seinen Marc Aurel aus der Tasche und begann zu lesen. Um zwei kam eine Krankenschwester, fühlte

Marias Puls und notierte ihn auf dem Krankenblatt. »Wie geht es ihr?« fragte Brunetti.

»Ihr Puls ist schneller geworden«, sagte die Schwester. »Das passiert manchmal, wenn eine Veränderung bevorsteht.«

»Heißt das, sie wird aufwachen?«

Die Schwester lächelte nicht. »Das wäre eine Möglichkeit«, sagte sie und verließ das Zimmer, ehe Brunetti fragen konnte, welches die andere Möglichkeit wäre.

Um drei knipste er das Licht aus und schloß die Augen, doch als ihm der Kopf auf die Brust fiel, zwang er sich aufzustehen und lehnte sich an die Wand hinter dem Stuhl. Er legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Einige Zeit später ging die Tür wieder auf, und eine andere Schwester kam in das abgedunkelte Zimmer. Wie die in der vorigen Nacht hatte sie ein zugedecktes Tablett bei sich. Brunetti beobachtete schweigend, wie sie durchs Zimmer ging, bis sie vor dem Bett stand, gerade in dem kleinen Lichtkegel der Nachttischlampe. Sie griff nach der Bettdecke und zog sie fort, und Brunetti, der es unschicklich gefunden hätte, bei dem zuzusehen, was sie mit der schlafenden Frau machen würde, senkte den Blick.

Und da sah er die Spur, die ihre Schuhe auf dem Fußboden hinterlassen hatten, eine gerade Reihe nasser Abdrücke. Noch ehe er selbst richtig wußte, was er tat, machte Brunetti einen Satz durchs Zimmer, die rechte Hand über den Kopf erhoben. Er war noch nicht bei ihr, als das Handtuch von dem Tablett zu Boden fiel und er das lange Messer sah, das darunter versteckt gewesen war. Er stieß einen lauten Schrei aus, wortlos, bedeutungslos, und sah das Gesicht von Signorina Lerini, als sie sich nach der aus dem Dunkel auf sie zuschießenden Gestalt umdrehte.

Das Tablett krachte zu Boden, und sie wandte sich gegen Brunetti, ließ das Messer in einer instinktiven Bewegung durch die Luft sausen. Brunetti versuchte auszuweichen, aber er war noch zu sehr in Bewegung und geriet so in ihre Reichweite. Die Klinge schnitt durch seinen linken Ärmel und quer in die Muskeln seines Oberarms. Sein Schrei war ohrenbetäubend, und er schrie wieder und wieder in der Hoffnung, daß jemand herbeikäme.

Die rechte Hand auf der Schnittwunde, wandte er sich ihr zu, voller Angst, sie könnte sich auf ihn stürzen. Aber sie war zurückgewichen zu der Frau im Bett, und vor seinen Augen zog sie das Messer auf Hüfthöhe zurück. Brunetti zwang sich erneut zu ihr hin und nahm die Hand von dem verletzten Arm. Noch einmal gab er diesen wortlosen Schrei von sich, doch sie ignorierte ihn und ging noch einen Schritt näher an Maria heran.

Brunetti ballte die rechte Hand zur Faust, hob sie hoch über den Kopf und

ließ sie auf ihren Ellbogen sausen, um ihr das Messer aus der Hand zu schlagen. Er fühlte zuerst, dann hörte er das Zerbrechen von Knochen, wußte aber nicht, ob es ihr Arm oder seine Hand war.

Da drehte sie sich um, den Arm schlaff an der Seite, das Messer noch in der Hand, und begann zu kreischen: »Antichrist! Ich muß den Antichrist töten. Die Feinde Gottes sollen in den Staub getreten werden und nicht mehr sein. Seine Rache ist mein. Den Dienern Gottes soll kein Leid geschehen durch die Worte des Antichristen.« Vergebens versuchte sie die Hand zu heben, doch nun öffneten sich ihre Finger, und das Messer fiel zu Boden.

Mit der rechten Hand packte er ihren Pullover und riß sie vom Bett weg. Sie leistete keinen Widerstand. Er stieß sie zur Tür, die gerade in diesem Moment aufging. Ein Arzt und eine Krankenschwester kamen ins Zimmer gestürzt.

»Was geht hier vor?« verlangte der Arzt zu wissen. Er knipste die Deckenlampe an.

»Auch das Licht des Tages soll es Seinen Feinden nicht gestatten, sich Seinem gerechten Zorn zu entziehen«, redete Signorina Lerini mit von Leidenschaft bewegter Stimme weiter. »Seine Feinde sollen verdammt und vernichtet werden.« Sie hob die linke Hand und richtete einen zitternden Finger auf Brunetti. »Sie meinen, Sie könnten verhindern, daß Gottes Wille erfüllt werde. Sie Narr! Er ist größer als wir alle. Sein Wille wird geschehen.«

Im hellen Licht, das jetzt das Zimmer erfüllte, sah der Arzt das Blut, das vom Arm des Mannes tropfte, und den Speichel, der aus dem Mund der Frau sprühte. Sie redete wieder, diesmal zu dem Arzt und der Schwester. »Ihr habt einen Gottesfeind beherbergt, ihr habt dieser Frau Hilfe und Trost gespendet, obwohl ihr wußtet, daß sie ein Feind Gottes ist. Aber einer, der klüger ist als ihr, hat alle eure Pläne durchschaut, dem Gesetz Gottes zu trotzen, und er hat mich gesandt, um der Sünderin Gottes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.«

Der Arzt wollte wieder fragen: »Was geht hier...«, aber Brunetti brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

Er ging zu Signorina Lerini und legte ihr sanft die Hand auf den Arm. Mit leiser, einschmeichelnder Stimme begann er mit ihr zu sprechen. »Die Wege des Herrn sind vielfältig, meine Schwester. Eine andere wird gesandt werden. Ihre Stelle einzunehmen, und dann sollen alle Seine Werke erfüllt werden.«

Signorina Lerini blickte ihn jetzt an, und er sah ihre geweiteten Pupillen und den aufgerissenen Mund. »Sind Sie auch vom Herrn gesandt?« fragte sie.

»Sie sagen es«, antwortete Brunetti. »Schwester in Christo, Ihre früheren Werke sollen nicht unbelohnt bleiben«, versuchte er ihr ein Stichwort zu geben.

»Sünder! Beide waren Sünder und hatten Gottes Strafe verdient.«

»Viele sagen, daß Ihr Vater ein gottloser Mensch war und des Herrn gespottet hat. Gottes Liebe ist allumfassend und geduldig, aber Er läßt Seiner nicht spotten.«

»Noch im Sterben hat er Gott verhöhnt«, sagte sie, und blankes Entsetzen trat dabei in ihren Blick. »Noch als ich sein Gesicht zudeckte, hat er Gott verhöhnt.«

Brunetti hörte hinter sich die Krankenschwester und den Arzt miteinander tuscheln. Er drehte den Kopf zu ihnen um und befahl: »Ruhe!« Sie gehorchten, erschreckt von seinem Ton und von dem Irrsinn im Blick der Frau. Er wandte sich wieder Signorina Lerini zu.

»Aber es mußte sein«, half er nach. »Es war Gottes Wille.«

Ihre Züge entspannten sich. »Sie verstehen das?«

Brunetti nickte. Der Schmerz in seinem Arm wurde von Minute zu Minute stärker, und als er einmal nach unten blickte, sah er die Blutlache unter seiner Hand. »Und sein Geld?« fragte er. »Es wurde stets viel benötigt, um die Feinde Gottes zu bekämpfen.«

Ihre Stimme wurde jetzt fester. »Ja. Die Schlacht hat begonnen und muß ausgefochten werden, bis wir das Reich Gottes zurückerobert haben. Der Lohn der Gottlosen muß in die Hände der Diener Gottes gelangen, auf daß sie Sein heiliges Werk verrichten können.«

Er wußte nicht, wie lange er die Krankenschwester und den Arzt hier noch gewissermaßen als Geiseln festhalten konnte, deshalb riskierte er jetzt die Behauptung: »*Nostro signore* hat mir von Ihrer Großzügigkeit berichtet.«

Sie honorierte diese Enthüllung mit einem seligen Lächeln. »Ja. Er hat mir gesagt, daß die Reichtümer meines Vaters sofort benötigt würden. Das Warten hätte noch Jahre dauern können. Gottes Befehlen ist zu gehorchen.«

Er nickte, als fände er es vollkommen begreiflich, daß ein Priester ihr befohlen haben sollte, ihren Vater zu ermorden. »Und da Pré?« fragte er so beiläufig, als handelte es sich nur um ein unbedeutendes Detail, etwa die Farbe eines Halstuchs. »Dieser Sünder«, fügte er noch hinzu, was aber gar nicht nötig gewesen wäre.

»Er hatte mich gesehen, an dem Tag, als ich meinem sündigen Vater Gottes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber er hat mich erst später angesprochen.« Sie beugte sich kopfnickend zu Brunetti vor. »Auch er war ein sündiger Mensch. Habgier ist eine schreckliche Sünde.«

Hinter sich hörte er eilige Schritte, und als er sich umsah, waren die

Krankenschwester und der Arzt verschwunden. Er hörte sie über den Korridor davoneilen und dann in der Ferne laute Stimmen.

Er machte sich die durch ihre Flucht entstandene kurze Verwirrung zunutze, um wieder auf die *casa di cura* zu kommen, und fragte: »Und diese anderen? Die Leute, die mit Ihrem Vater dort waren - welche Sünden hatten sie begangen?«

Bevor er sich überlegen konnte, wie seine Fragen in den Wortschatz ihres Irrsinns zu kleiden wären, richtete sie einen verwunderten, forschenden Blick auf ihn. »Wie?« fragte sie. »Welche anderen?«

Brunetti erkannte sofort, daß ihr Nichtverstehen Ausdruck ihrer Unschuld war, weshalb er ihre Gegenfrage außer acht ließ und statt dessen fragte: »Und dieser kleine Mann, dieser Signor da Pré? Was hat er getan, Signorina? Hat er Ihnen gedroht?«

»Er wollte Geld. Ich habe ihm gesagt, daß ich nur Gottes Willen getan habe, aber da hat er geantwortet, es gibt keinen Gott und keinen Willen. Das war Gotteslästerung. Er hat des Herrn gespottet.«

»Und das haben Sie *nostro signore* gesagt?«

»*Nostro signore* ist ein Heiliger«, behauptete sie.

»Er ist wahrhaft ein Mann Gottes«, pflichtete Brunetti ihr bei. »Und hat er Ihnen gesagt, was Sie tun sollen?« fragte er.

»Er hat mir gesagt, was Gottes Wille ist, und ich bin hingeeilt, um ihn zu tun. Er hat mir gesagt, Sünde und Sünder gehören vernichtet. Es mußte verhindert werden, daß der kleine Mann Schande über Gottes heiligen Auftrag brachte.« Hier lachte sie, daß es Brunetti kalt überlief. »Seine Habgier hat ihn vernichtet. Ich habe zu ihm gesagt, daß ich ihm das Geld bringe, und er hat mich eingelassen. Er hat der Rache des Herrn die Tür geöffnet.«

»Hatte *nostro signore* Ihnen gesagt, daß Sie ihn...?« begann Brunetti, aber in diesem Moment kam der Arzt mit drei Pflegern ins Zimmer gestürzt, und in dem Lärm und dem Durcheinander war Signorina Lerini für ihn verloren.

Zu guter Letzt wurde Signorina Lerini, nachdem man ihr den gebrochenen Ellbogen reponiert und geschient hatte, auf die Psychiatriestation gebracht, wo sie starke Beruhigungsmittel bekam und rund um die Uhr bewacht wurde. Brunetti wurde im Rollstuhl in die chirurgische Ambulanz verfrachtet, wo man ihm eine Spritze gegen die Schmerzen gab und mit vierzehn Stichen die Armwunde nähte. Der von der Krankenschwester, die den ganzen Vorfall beobachtet hatte, ins Krankenhaus gerufene Chefarzt der Psychiatrie verbot jeglichen Besuch bei Signorina Lerini, deren Zustand er, ohne sie gesehen zu haben, als »sehr ernst« diagnostizierte. Der Arzt und die Krankenschwester, die Brunettis Gespräch mit Signorina Lerini mit angehört

hatten, konnten auf Befragen keine näheren Angaben machen, nur ihren Eindruck wiedergeben, daß viel religiöses Geschwafel darin enthalten war. Brunetti wollte noch wissen, ob sie sich erinnerten, daß er Signorina Lerini nach ihrem Vater und Signor da Pré gefragt hatte, aber für sie war alles nur wirres Zeug gewesen.

Um Viertel vor sechs fand Pucetti sich vor Maria Testas Zimmer ein, wo er von Brunetti nichts sah und hörte, obwohl der Regenmantel des Commissario über einem Stuhl hing. Als er die Blutspuren auf dem Fußboden sah, galt sein erster Gedanke der Sicherheit der Frau. Er eilte ans Bett, doch als er darauf hinunterblickte, sah er, daß ihre Brust sich immer noch beim Atmen hob und senkte. Dann schaute er in ihr Gesicht und sah, daß sie die Augen offen hatte und zu ihm heraufstarrte.

21

Brunetti erfuhr von der Veränderung in Maria Testas Zustand erst kurz vor elf, als er, den verwundeten Arm in einer Schlinge, in der Questura ankam. Gleich darauf war Vianello bei ihm.

»Sie ist wach«, sagte er ohne Vorrede.

»Maria Testa?« fragte Brunetti, obwohl er es gleich wußte.

»Ja.«

»Was noch?«

»Ich weiß nicht. Pucetti hat hier gegen sieben angerufen und diese Nachricht hinterlassen, aber ich selbst habe sie erst vor einer halben Stunde bekommen. Als ich im Krankenhaus anrief, waren Sie schon fort.«

»Wie geht es ihr?«

»Das weiß ich nicht. Nur, daß sie wach ist. Als Pucetti das den Ärzten sagte, sind offenbar drei von ihnen zu ihr ins Zimmer gegangen und haben ihn hinausgeschickt. Er nimmt an, sie wollten irgendwelche Untersuchungen vornehmen. Da hat er hier angerufen.«

»Sonst hat er nichts gesagt?«

»Soviel ich weiß, nicht, Commissario.«

»Und was ist mit der Lerini?«

»Wir wissen nur, daß sie ruhiggestellt wurde und niemand zu ihr darf.« Das war nicht mehr, als was Brunetti schon gewußt hatte, als er das Krankenhaus verließ.

»Danke, Vianello«, sagte er.

»Haben Sie sonst noch etwas für mich zu tun, Commissario?« fragte Vianello.

»Im Moment nicht. Ich gehe später noch mal ins Krankenhaus.« Er schüttelte seinen Regenmantel ab und warf ihn über einen Stuhl. Bevor Vianello hinausging, fragte Brunetti: »Der Vice-Questore?«

»Ich weiß nichts. Er sitzt in seinem Zimmer, seit er hier ist. Gekommen ist er erst um zehn, und ich glaube nicht, daß er vorher schon davon gehört hat.«

»Danke«, sagte Brunetti, und Vianello ging.

Allein in seinem Zimmer, nahm Brunetti ein Fläschchen Schmerztabletten aus seinem Regenmantel und ging zur Herrentoilette am Ende des Korridors, um sich ein Glas Wasser zu holen. Er schluckte zwei Pillen, dann noch eine dritte und steckte das Fläschchen wieder in die Manteltasche. Er hatte die Nacht davor so gut wie nicht geschlafen, und das bekam er jetzt zu spüren, wie er es immer spürte, nämlich in den Augen, die juckten und brannten. Er setzte sich auf seinen Stuhl, lehnte sich zurück und verzog das Gesicht vor Schmerzen, als er mit dem Arm an die Lehne stieß.

Signorina Lerini hatte gesagt, »beide« Männer wären Sünder gewesen. Hatte da Pré sie bei einem seiner monatlichen Besuche bei seiner Schwester aus dem Zimmer ihres Vaters kommen sehen, an dessen Todestag? Und hatten Brunettis Besuch bei ihm und die Fragen, die er ihm gestellt hatte, ihn zum Nachdenken darüber gebracht? Wenn ja, dann hatte der kleine Mann bei seinem Erpressungsversuch nicht die Wahnvorstellung von ihrer göttlichen Sendung bedacht, die sie erfüllte und beseelte, und damit hatte er sich selbst das Grab geschaufelt. Er hatte Gottes Plan bedroht und so sein eigenes Todesurteil gesprochen.

Brunetti ging im Geiste noch einmal sein Gespräch mit Signorina Lerini durch. Er hatte es, als er so vor ihr stand und den Irrsinn in ihrem Blick sah, nicht gewagt, den Priester beim Namen zu nennen, und somit hatte er nur ihre Beteuerung, daß »*nostro signore*« ihr gesagt habe, was sie tun solle. Sogar als sie ihm die Morde an ihrem Vater und da Pré erklärt hatte, waren ihre Worte so durchsetzt gewesen von den Fieberphantasien ihres Religionswahns, daß die beiden Zeugen dieses Geständnisses - denn anders konnte man es kaum nennen - überhaupt nicht wußten, was sie da gehört hatten. Zwar war ihr tätlicher Angriff auf ihn zweifellos eine Straftat gewesen, aber es bestand wohl wenig Aussicht, von einem Richter einen Haftbefehl zu bekommen. Und wenn er an diesen irren Blick und die heilige Empörung dachte, mit der sie gesprochen hatte, fragte er sich erst recht, ob irgendein Richter bereit wäre, ein Verfahren gegen sie zu eröffnen. Brunetti betrachtete sich kaum als Experten in Sachen Geistesgestörtheit, aber was er letzte Nacht erlebt hatte, sah ihm doch sehr danach aus. Und wenn die Frau verrückt war, schwand jede Chance, sie oder den Mann, der sie nach Brunettis fester Überzeugung auf ihre heilige Mission geschickt hatte, je vor Gericht zu bringen.

Er rief im Krankenhaus an, kam aber nicht zu der Station durch, auf der Maria Testa lag. Er beugte den Oberkörper weit nach vorn und ließ sich von seinem eigenen Gewicht auf die Füße ziehen. Ein Blick aus dem Fenster sagte ihm, daß es wenigstens zu regnen aufgehört hatte. Er legte sich mit dem rechten Arm den Regenmantel um die Schultern und verließ sein Zimmer.

Als Brunetti den - uniformlosen - Pucetti vor Maria Testas Zimmer sitzen sah, fiel ihm ein, daß nun, nachdem jemand sie zu ermorden versucht hatte, ein Polizeischutz ganz offiziell möglich war.

»Guten Morgen, Commissario.« Pucetti sprang auf und salutierte zackig.

»Guten Morgen, Pucetti«, antwortete Brunetti. »Was tut sich so?«

»Den ganzen Vormittag gehen Ärzte und Schwestern ein und aus. Aber wenn ich etwas frage, gibt mir keiner eine Antwort.«

»Ist im Moment jemand drin?«

»Ja, eine Nonne. Ich glaube, sie hat etwas zu essen hineingebracht. Jedenfalls hat es so gerochen.«

»Gut«, sagte Brunetti. »Essen muß sie. Wie lange ist das schon her?« fragte er, im Augenblick tatsächlich außerstande, sich zu erinnern, wie lange das Ganze schon ging.

»Vier Tage, Commissario.«

»Ja, stimmt. Vier Tage.« Brunetti erinnerte sich zwar noch immer nicht, war aber gern bereit, dem jungen Mann zu glauben. »Pucetti?«

»Commissario?« antwortete Pucetti, diesmal ohne zu salutieren, wenn ihm das auch sichtlich schwerfiel.

»Gehen Sie mal nach unten und rufen Sie Vianello an. Er soll jemanden zu Ihrer Ablösung herschicken, und sagen Sie ihm, er soll das offiziell im Dienstplan eintragen. Und dann gehen Sie nach Hause zum Essen. Wann haben Sie wieder Dienst?«

»Erst übermorgen, Commissario.«

»War heute Ihr freier Tag?«

Pucetti blickte auf seine Tennisschuhe hinunter. »Nein, Commissario.«

»Was dann?«

»Ich hatte noch Urlaub. Da habe ich ein paar Tage davon genommen. Ich dachte - äh -, ich könnte Vianello hier ein bißchen zur Hand gehen. Bei dem Regen lohnt es sich sowieso nicht, wegzufahren.« Pucetti betrachtete angelegentlich einen Fleck an der Wand links hinter Brunettis Kopf.

»Also, wenn Sie Vianello anrufen, sagen Sie ihm, er soll das irgendwie abändern, so daß Sie heute Dienst haben. Sparen Sie sich Ihren Urlaub für den Sommer auf.«

»Danke, Commissario. Wäre das dann alles?«

»Ich denke, ja.«

»Dann auf Wiedersehen, Commissario«, sagte der junge Mann und wandte sich in Richtung Treppe.

»Und danke, Pucetti«, rief Brunetti ihm nach. Zur Antwort hob Pucetti nur eine Hand, blickte aber nicht zurück oder quittierte Brunettis Dank auf irgendeine andere Weise.

Brunetti klopfte an die Tür.

»*Avanti*«, rief eine Stimme von drinnen.

Er drückte die Tür auf und ging hinein. Mit einem gewissen Erschrecken sah er eine Nonne im nun schon wohlvertrauten Habit des Ordens vom Heiligen Sakrament neben dem Bett stehen und Maria Testa das Gesicht abwischen. Sie warf einen Blick zu Brunetti herüber, sagte aber nichts. Auf dem Tischchen neben dem Bett stand ein Tablett, mitten darauf eine halb leergeessene Schale mit Suppe, wie es aussah. Das Blut - sein Blut - war nicht mehr auf dem Boden.

»Guten Morgen«, sagte Brunetti, ohne ganz verbergen zu können, wie nervös ihn der Anblick des Habits machte.

Die Nonne nickte, sagte aber noch immer nichts. Sie trat einen kleinen Schritt vor, bis sie - vielleicht unwillentlich - zwischen ihm und dem Bett stand.

Brunetti trat daraufhin so weit nach links, daß Maria ihn sehen konnte, worauf sie die Augen weit aufriß und sich mit nachdenklich gerunzelter Stirn offenbar an ihn zu erinnern versuchte. »Signor Brunetti?« fragte sie schließlich.

»Ja.«

»Was machen Sie denn hier? Ist etwas mit Ihrer Mutter?«

»Nein, nein, mit meiner Mutter ist nichts. Ich komme Sie besuchen.«

»Was ist denn mit Ihrem Arm?«

»Nichts. Gar nichts.«

»Aber woher wissen Sie, daß ich hier bin?« Als sie die Panik hörte, die sich in ihre Stimme schlich, hielt sie inne und schloß die Augen. Dann öffnete sie diese langsam wieder und sagte mit einer Stimme, die regelrecht zitterte von der Anstrengung, ruhig zu sprechen: »Ich begreife gar nichts.«

Brunetti näherte sich dem Bett. Die Nonne schoß ihm einen Blick zu und schüttelte den Kopf, was Brunetti, falls es eine Warnung sein sollte, nicht beachtete.

»Was begreifen Sie nicht?« fragte er.

»Ich weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin. Die sagen, ich wäre auf dem Fahrrad von einem Auto angefahren worden, aber ich habe doch gar kein Fahrrad. Im ganzen Pflegeheim gibt es kein Fahrrad, und ich glaube

auch nicht, daß wir damit fahren dürften, wenn doch welche da wären. Und dann soll ich am Lido gewesen sein. Ich war aber noch nie am Lido, Signor Brunetti, mein ganzes Leben nicht.« Ihre Stimme wurde immer höher.

»Wo waren Sie denn Ihrer Erinnerung nach?« fragte er. Die Frage schien sie zu erschrecken. Sie griff sich mit der Hand an die Stirn, genau wie er es sie damals in seinem Dienstzimmer hatte tun sehen, und wieder schien sie überrascht zu sein, daß sie den schützenden Halt ihrer Haube nicht fand. Mit den Kuppen des Zeige- und Mittelfingers rieb sie über den Verband, der ihre Schläfe bedeckte, als wollte sie die Gedanken dort herausholen.

»Ich weiß, daß ich im Pflegeheim war«, sagte sie schließlich.

»Da, wo meine Mutter ist?« fragte Brunetti. »Natürlich. Da arbeite ich doch.« Die Nonne trat vor, vielleicht auf die zunehmende Erregung in Maria Testas Stimme hin. »Ich glaube. Sie sollten jetzt keine weiteren Fragen stellen, Signore.«

»Nein, nein, er soll bleiben«, flehte Maria. Brunetti sah die Unentschlossenheit der Nonne und sagte: »Vielleicht ist es leichter, wenn nur ich rede.«

Die Nonne sah von Brunetti zu Maria Testa, die nickte und flüsterte: »Bitte. Ich möchte wissen, was passiert ist.«

Die Nonne blickte auf ihre Uhr und sagte in diesem energischen Ton, den Leute anschlagen, wenn sie die Chance bekommen, ihre begrenzte Macht zu gebrauchen: »Also gut, aber nur fünf Minuten.« Brunetti hoffte daraufhin, sie würde hinausgehen, was sie aber nicht tat, sie stellte sich nur ans Bettende und hörte ganz offen ihrem Gespräch zu.

»Sie waren auf einem Fahrrad, als das Auto Sie anfuhr, und Sie waren am Lido, wo Sie in einer Privatklinik arbeiteten.«

»Aber das ist unmöglich«, sagte Maria. »Ich sagte Ihnen doch, ich war noch nie am Lido. Noch nie.« Kaum hatte sie das gesagt, unterbrach sie sich und meinte dann: »Entschuldigung, Signor Brunetti. Sagen Sie mir, was Sie wissen.«

»Sie arbeiteten dort seit ein paar Wochen. Das Pflegeheim hatten Sie schon einige Zeit davor verlassen. Irgendwelche Leute haben Ihnen geholfen, eine Arbeitsstelle und eine Unterkunft zu finden.«

»Eine Arbeitsstelle?«

»In der Klinik; da haben Sie in der Wäscherei gearbeitet.«

Sie schloß kurz die Augen, öffnete sie wieder und sagte:

»Ich weiß nichts vom Lido.« Erneut griff sie sich mit der Hand an die Schläfe. »Aber warum sind Sie hier?« fragte sie Brunetti, und er hörte aus ihrem Ton heraus, daß sie sich an seinen Beruf erinnerte hatte.

»Sie waren vor ein paar Wochen bei mir in der Questura und haben mich

gebeten, mich um etwas zu kümmern.«

»Um was?« fragte sie mit verwundertem Kopfschütteln.

»Um etwas, was sich Ihrer Meinung nach im Pflegeheim San Leonardo abspielte.«

»San Leonardo? Aber da war ich nie.«

Brunetti sah, wie sie die Hände auf der Decke zu Fäusten ballte, und fand, daß es wenig Sinn hatte, auf diese Weise fortzufahren. »Ich glaube, wir lassen das jetzt lieber. Vielleicht fällt Ihnen ja wieder ein, was passiert ist. Jetzt brauchen Sie Ruhe. Und Sie müssen essen und wieder zu Kräften kommen.« Wie oft hatte er diese Frau so ähnliche Worte schon zu seiner Mutter sagen hören!

Die Nonne trat vor. »Das genügt jetzt, Signore.« Brunetti mußte ihr recht geben.

Er streckte den gesunden Arm aus und tätschelte Marias Hand. »Es wird schon alles wieder. Das Schlimmste ist überstanden. Sie brauchen nur Ruhe und müssen essen.« Er lächelte und wandte sich zum Gehen.

Bevor er bei der Tür war, wandte Maria sich an die Nonne und sagte: »Entschuldigung, Schwester, aber ich brauchte eine...« Sie brach ab und senkte sittsam oder verlegen den Blick.

»Eine Bettpfanne?« fragte die Nonne, ohne im mindesten ihre Lautstärke zu dämpfen.

Maria nickte, noch immer gesenkten Blicks.

Die Nonne gab einen ungehaltenen Ton von sich und kniff die Lippen zusammen. Sie drehte sich um und ging zur Tür, öffnete sie und hielt sie für Brunetti auf.

Da rief Maria von hinten mit dünnem, ängstlichem Stimmchen; »Bitte, er soll bei mir bleiben, bis Sie wieder da sind, Schwester. Ich möchte nicht allein sein.«

Die Nonne schaute zu ihr zurück, dann zu Brunetti. Schließlich ging sie hinaus und zog die Tür hinter sich zu.

Brunetti drehte sich zu Maria um.

»Es war ein grünes Auto«, sagte Maria ohne Einleitung. »Ich kann nicht zwischen den verschiedenen Marken unterscheiden, aber es ist direkt auf mich zugefahren. Es war kein Unfall.«

Völlig verduzt fragte Brunetti: »Sie erinnern sich also?«

»Ich erinnere mich an alles«, sagte sie mit einer Stimme, die kräftiger war, als er sie je sprechen gehört zu haben meinte. »Man hat mir gesagt, was Ihnen passiert ist, und ich hatte einen Tag zum Nachdenken.«

Er wollte an ihr Bett gehen, aber sie streckte abwehrend die Hand aus. »Bleiben Sie da. Sie soll nicht wissen, daß wir miteinander gesprochen haben.«

»Aber warum?« fragte er.

Diesmal war es Maria, die verärgert die Lippen zusammenkniff. »Vielleicht gehört sie dazu. Die bringen mich um, wenn sie glauben, daß ich mich erinnere.«

Er sah durch das Zimmer zu ihr hinüber, und die ansteckende Energie, die von ihr ausstrahlte, warf ihn fast um. »Was haben Sie vor?« fragte er.

»Am Leben zu bleiben«, spie sie ihm entgegen, dann ging die Tür auf, und die Nonne kam wieder herein, eine Bettpfanne vor sich her tragend. Wortlos ging sie an Brunetti vorbei zum Bett.

Er sagte nichts, wollte auch nicht riskieren, mit Maria noch einen letzten Blick zu wechseln, und ging hinaus. Er zog die Tür hinter sich zu.

Als er den Korridor entlang in Richtung Psychiatriestation ging, fühlte er auf einmal, wie die Fliesen unter seinen Füßen in Bewegung gerieten. Mit einem Teil seines Verstandes wußte er, daß dies nichts weiter als Erschöpfung und Schock war, aber das hinderte ihn nicht, in den Gesichtern der ihm Entgegentkommenden zu forschen, ob sie den Erdstoß etwa auch gespürt hatten. Dann fand er es plötzlich beängstigend, daß es ihn trösten würde zu wissen, daß es ein Erdbeben gewesen war. Er ging in die Cafeteria im Erdgeschoß und verlangte ein Glas Aprikosennektar, dann bat er um ein Glas Wasser und nahm noch zwei Schmerztabletten. Wie er sich so unter den anderen in der Cafeteria mit ihren Verbänden und Schienen umsah, fühlte er sich zum erstenmal an diesem Tag zu Hause.

Als er sich wieder auf den Weg zur Psychiatriestation machte, fühlte er sich besser, wenn auch nicht gut. Er überquerte den offenen Hof, ging an der Radiologie vorbei und stieß die Glastür zur Psychiatriestation auf. Genau in diesem Moment sah er vom anderen Ende des Korridors eine weißgewandete Gestalt ihm entgegenkommen, und wieder fragte sich Brunetti, ob er Urlaub von seinen fünf Sinnen genommen habe oder von einer Art psychologischen Erdbeben heimgesucht werde. Aber nein, es war nichts mehr und nichts minder als Padre Pio, der ihm da entgegenkam, den hochgewachsenen Körper von einem dunklen wollenen Umhang umwallt, der am Kragen geschlossen war, und zwar, wie Brunetti mit fast halluzinatorischer Klarheit erkannte, mit einer aus einem alten Mariatheresientaler gefertigten Spange.

Es war schwer zu beurteilen, wer von ihnen beiden erstaunter war, jedenfalls fing sich aber der Pater als erster wieder und sagte: »Guten Morgen, Commissario. Ist es vorschnell von mir, wenn ich vermute, daß wir beide hier sind, um dieselbe Person zu besuchen?«

Brunetti brauchte eine kleine Weile, bis er sprechen konnte, dann sagte er nur den Namen: »Signorina Lerini?«

»Ja.«

»Die können Sie nicht besuchen«, sagte Brunetti, ohne seine Feindseligkeit länger zu unterdrücken.

Padre Pios Gesicht erblühte zu genau demselben lebenswürdigen Lächeln, mit dem er Brunetti bei ihrem ersten Zusammentreffen im Kloster des Ordens vom Heiligen Sakrament begrüßt hatte. »Aber Commissario, Sie werden doch gewiß nicht das Recht haben, einem kranken Menschen, der des geistlichen Zuspruchs bedarf, den Besuch seines Beichtvaters zu verweigern?«

Beichtvater! Natürlich. Das hätte Brunetti sich denken können. Aber bevor er etwas sagen konnte, fuhr der Pater fort: »Jedenfalls kommen Sie mit Ihrem Verbot zu spät, Commissario. Ich habe schon mit ihr gesprochen und ihr die Beichte abgenommen.«

»Und ihr geistlichen Trost gesendet?« fragte Brunetti.

»Sie sagen es«, antwortete Padre Pio mit einem Lächeln, das Liebenswürdigkeit nie gekannt hatte.

Brunetti merkte, wie Übelkeit in ihm hochstieg, aber die hatte nichts mit dem soeben getrunkenen Aprikosennektar zu tun. Wut und Ekel ergriffen von ihm Besitz wie ein plötzlicher Krampf, und er konnte beide sowenig unterdrücken wie die Tabletten den Schmerz in seinem Arm. Unter Mißachtung der Erfahrungen einer ganzen Generation packte er den Pater an seinem Gewand und fühlte mit Freude, wie sich das feine Tuch in seiner Hand zusammenknüllte. Er riß den Pater unsanft zu sich heran, so daß dieser, auf dem falschen Fuß erwischt, ihm entgegentaumelte, bis ihre Gesichter nur noch eine Handbreite voneinander entfernt waren. »Wir wissen über Sie Bescheid«, zischte Brunetti.

Der Pater riß zornig eine Hand hoch und befreite sich aus Brunettis Griff. Er wich vor ihm zurück, machte kehrt und wollte zur Tür. Aber dann hielt er ebenso plötzlich an und kam wieder auf Brunetti zu, den Kopf hin und her wiegend wie eine Schlange. »Und wir wissen über Sie Bescheid«, zischte er zurück, dann war er verschwunden. Brunetti überlief es kalt.

Draußen auf dem Campo SS. Giovanni e Paolo blieb Brunetti zunächst noch ein paar Minuten vor dem Krankenhauseingang stehen und konnte sich nicht entscheiden, ob er sich überwinden und in die Questura gehen oder lieber nach Hause zurückkehren und ein bißchen schlafen sollte. Er betrachtete die Gerüste an der Vorderseite der Basilika und sah, daß die Schatten schon halb die Fassade hinaufgeklommen waren. Er sah auf die Uhr und konnte es nicht fassen, daß der Nachmittag schon halb vorbei war. Er wußte nicht, wo ihm diese Stunden abhanden gekommen waren:

Vielleicht war er in der Cafeteria eingeschlafen, mit dem Kopf an der Wand hinter seiner Stuhllehne. So oder so, die Stunden waren dahin, auf ähnliche Weise entflohen wie Maria Testas Lebensjahre.

Nachdem er zu dem Schluß gekommen war, daß es einfacher wäre, in die Questura zu gehen, schon weil das näher war, überquerte er den Campo und schlug diese Richtung ein. Von Durst und wiederkehrenden Schmerzen geplagt, kehrte er unterwegs in einer Bar ein, um ein Glas Mineralwasser zu trinken und noch eine Schmerztablette zu nehmen. In der Questura angekommen, fand er den Vorraum sonderbar leer, und erst als ihm einfiel, daß Mittwoch war, der Tag, an dem das Ufficio Stranieri geschlossen war, verstand er den Grund für diese ungewohnte Ruhe.

Da ihm ein bißchen vor den vier Treppenfluchten zu seinem Dienstzimmer graute, beschloß er, es hinter sich zu bringen und gleich mit Patta zu reden. Doch als er die erste Treppe hinaufging, die zu Pattas Dienstzimmer führte, merkte er erstaunt, wie leicht das Treppensteigen eigentlich war, und fragte sich, warum er nicht in sein eigenes Zimmer hatte hochgehen wollen, es fiel ihm aber nicht mehr ein. Er überlegte, wie schön es doch wäre, wenn er die Treppen einfach hinauffliegen könnte, wieviel Zeit ihm das täglich sparen würde, aber dann fand er sich in Signorina Elettras Vorzimmer wieder und vergaß die Fliegerei.

Sie blickte von ihrem Computer auf, als er hereinkam, und als sie seinen Arm sah und merkte, in welchem Zustand er war, sprang sie auf und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor. »Was ist denn mit Ihnen, Commissario?« Ihr Erschrecken war ihr so deutlich anzusehen und anzuhören, daß Brunetti richtig gerührt war. Wie gut es die Frauen doch haben, dachte er, daß sie ihre Gefühle so offen zeigen dürfen, und wie wohltuend die Zeichen ihrer Zuneigung oder Sorge doch sind!

»Danke, Signorina«, sagte er und widerstand dem Drang, ihr die Hand auf die Schulter zu legen zum Dank für diese offene Anteilnahme, die sie ihm zeigte, ohne daß es ihr selbst wohl klar war. »Ist der Vice-Questore da?«

»Ja, er ist da - aber sind Sie sicher, daß Sie jetzt zu ihm wollen?«

»O ja. Es ist genau der richtige Zeitpunkt.«

»Kann ich Ihnen einen Kaffee besorgen, Dottore?« fragte sie, während sie ihm aus dem Regenmantel half.

Brunetti schüttelte den Kopf. »Nein, schon gut, Signorina. Danke für das Angebot, aber ich will nur ein paar Worte mit dem Vice-Questore reden.«

Die Gewohnheit, und nur die Gewohnheit, veranlaßte Brunetti, an Pattas Tür zu klopfen. Als er eintrat, begrüßte Patta ihn mit dem gleichen Erstaunen, das Signorina Elettra bei seinem Anblick an den Tag gelegt hatte, aber während Signorina Elettras Erstaunen mit Sorge gepaart gewesen war, ging es bei Patta nur mit Mißbilligung einher.

»Was ist denn mit Ihnen los, Brunetti?«

»Jemand hat versucht, mich umzubringen«, antwortete er wegwerfend.

»Große Mühe kann sich der Betreffende nicht gegeben haben, wenn das alles ist, was er erreicht hat.«

»Stört es Sie, wenn ich mich setze, Vice-Questore?«

Patta, der darin kaum mehr sah als einen Versuch Brunettis, auf seine Verwundung aufmerksam zu machen, nickte ungnädig und zeigte auf einen Stuhl. »Wie ist das zugegangen?« wollte er wissen.

»Letzte Nacht im Krankenhaus...«, begann Brunetti, aber Patta fiel ihm ins Wort.

»Ich weiß, was im Krankenhaus passiert ist. Diese Frau wollte die Nonne töten, weil sie die verrückte Idee hatte, diese habe ihren Vater umgebracht«, sagte Patta, legte eine längere Pause ein und fuhr dann fort: »Gut, daß Sie da waren und das verhindern konnten.« Wenn Patta sich angestrengt hätte, wäre ihm das womöglich noch widerwilliger über die Lippen gekommen.

Brunetti hörte zu und wunderte sich nur über das Tempo, mit dem Patta überzeugt worden war. Er wußte ja, daß man eine Geschichte dieser Art konstruieren würde, um Signorina Lerinis Verhalten zu erklären, aber er hätte nicht gedacht, daß sie so frech daherkommen würde.

»Könnte es nicht eine andere Erklärung geben, Vice-Questore?«

»Zum Beispiel?« fragte Patta mit gewohntem Argwohn.

»Daß die Nonne etwas wußte, was Signorina Lerini geheimhalten wollte.«

»Was könnte eine Frau dieser Sorte denn schon für Geheimnisse haben?«

»Eine Frau welcher Sorte, wenn ich fragen darf?«

»Eine Zelotin«, antwortete Patta wie aus der Pistole geschossen. »Eine von denen, die nichts als Religion und Kirche im Kopf haben.« Aus Pattas Ton war nicht zu schließen, ob er so etwas bei Frauen guthieß oder nicht. »Nun?« meinte er herausfordernd, als Brunetti dazu schwieg.

»Ihr Vater hatte nichts am Herzen«, sagte Brunetti.

Patta wartete, ob Brunetti noch etwas sagen würde, und als das nicht der Fall war, verlangte er zu wissen: »Und was soll das bitte heißen?« Brunetti antwortete noch immer nicht. »Etwa, daß Sie glauben, die Frau habe ihren Vater getötet?« Er stieß sich von seinem Schreibtisch ab, um seiner Ungläubigkeit sichtbaren Ausdruck zu geben. »Haben Sie den Verstand verloren, Brunetti? Eine Frau, die täglich in die Messe geht, bringt doch ihren Vater nicht um!«

»Woher wissen Sie, daß sie täglich in die Messe geht?« fragte Brunetti, der über seine eigene Fähigkeit staunte, ganz ruhig zu bleiben und gewissermaßen über diesem Gespräch zu stehen, als wäre er an den Ort hinaufgetragen worden, an dem die Auflösungen aller dieser Rätsel versteckt gehalten wurden.

»Weil sowohl ihr Arzt als auch ihr geistlicher Ratgeber bei mir angerufen haben.«

»Was haben die Ihnen erzählt?«

»Der Arzt hat mir gesagt, daß es anscheinend ein Nervenzusammenbruch war, hervorgerufen durch verzögertes Leid um den Tod ihres Vaters.«

»Und ihr >geistlicher Ratgebers wie Sie ihn nennen?«

»Wie würden Sie ihn denn bezeichnen, Brunetti? Als etwas anderes? Oder ist er Teil dieses finsternen Szenarios, das Sie sich da anscheinend zusammenreimen?«

»Was hat er gesagt?« wiederholte Brunetti.

»Daß er der Analyse des Arztes zustimmt. Und dann hat er noch gesagt, es würde ihn nicht wundern, wenn herauskäme, daß ebendiese Einbildung über die Nonne schließlich zu dem tätlichen Angriff im Krankenhaus geführt habe.«

»Und ich nehme an, als Sie ihn gefragt haben, wie er darauf komme, hat er geantwortet, er sei nicht ermächtigt, Ihnen zu sagen, wie er an diese Information gekommen sei«, sagte Brunetti, der sich immer weiter von diesem Gespräch und den beiden Männern entfernte, die es führten.

»Woher wissen Sie das?« fragte Patta.

»Aber Vice-Questore«, sagte Brunetti, wobei er aufstand und Patta mit dem Finger drohte, »Sie werden doch nicht von mir erwarten, das Siegel des Beichtgeheimnisses zu brechen.« Er wartete gar nicht erst ab, was Patta darauf zu sagen hatte, sondern schwebte zur Tür hinüber und verließ das Zimmer.

Signorina Elettra trat sehr eilig zurück, als die Tür aufging, und Brunetti drohte auch ihr mit dem Finger. Dann aber lächelte er und fragte: »Könnten Sie mir in meinen Mantel helfen, Signorina?«

»Selbstverständlich, Dottore«, sagte sie, nahm den Mantel von dem Stuhl,

über dem er lag, und hielt ihn für ihn auf.

Nachdem der Mantel um seine Schultern lag, bedankte er sich und wollte zur Treppe. Da stand plötzlich Vianello in der Tür, herbeigezaubert wie ein Engel. »Bonsuan wartet mit dem Boot, Commissario«, sagte er. Später erinnerte sich Brunetti, daß er neben dem Sergente die Treppe hinunterging und dieser seinen gesunden Arm faßte. Und er erinnerte sich, daß er Vianello gefragt hatte, ob auch er sich schon einmal darüber Gedanken gemacht habe, wie leicht es wäre, wenn sie einfach die Treppen hinauf- und hinunterfliegen könnten, um in ihre Dienstzimmer zu kommen, doch dann verloren sich seine Erinnerungen an diesen Tag und gesellten sich zu all den verlorenen Stunden im Leben der Suor Immacolata.

23

Die Infektion in Brunettis Arm wurde später den Fasern aus seinem Harris-Tweed-Jackett zugeschrieben, die in die Wunde gelangt und aufgrund schlampiger medizinischer Versorgung dort verblieben waren. Natürlich stammte diese Erklärung nicht vom Ospedale Civile; der dortige Chirurg beharrte darauf, daß die Infektion durch einen verbreiteten Staphylokokkenstamm hervorgerufen worden und bei einer derart schweren Verwundung zu erwarten gewesen sei. Aber sein Freund Giovanni Grimani berichtete ihm später, daß in der chirurgischen Ambulanz Köpfe gerollt seien, und ein Pfleger sei in die Küche versetzt worden. Grimani sagte nicht - zumindest nicht offen -, es sei die Schuld des Chirurgen gewesen, der viel zu hastig gearbeitet habe, aber Brunetti und Paola entnahmen das seinem Ton. Das alles erfuhr Brunetti aber erst viel später, lange nachdem die Infektion so schlimm und sein Verhalten so wunderlich geworden war, daß man ihn ins Krankenhaus brachte.

Dank der Großzügigkeit seines Schwiegervaters gegenüber dieser Institution kam der phantasierende Brunetti ins Ospedale Giustinian, wo er in ein Privatzimmer gelegt und vom gesamten Personal, nachdem es erfahren hatte, mit wem er verwandt war, mit größter Zuvorkommenheit und Höflichkeit behandelt wurde. Während der ersten Tage, in denen er von einer Bewußtlosigkeit in die nächste fiel und die Ärzte nach dem richtigen Antibiotikum gegen seine Infektion suchten, sagte man ihm nichts über deren Ursache, und nachdem dieses Medikament endlich gefunden und die Infektion erfolgreich bekämpft worden war, zeigte er kein Interesse an der Frage, wer eigentlich schuld gewesen war. »Was würde es denn schon ändern?« fragte er den enttäuschten Grimani, der doch so stolz darauf war,

daß er Freundschaft über die Solidarität mit seinen Arztkollegen gestellt hatte.

Während seines Krankenhausaufenthalts, zumindest in den lichten Perioden, hatte Brunetti sich wiederholt nach Maria Testa erkundigt, aber niemand sagte ihm mehr, als daß sie im Krankenhaus liege und stetig zu Kräften komme. Brunetti fand es absurd, daß man ihn im Krankenhaus hielt, und am selben Tag, an dem ihm die Infusionskanüle aus dem Arm genommen wurde, verlangte er, entlassen zu werden. Paola, die ihm beim Anziehen half, erklärte, draußen sei es so warm, daß er keinen Pullover brauche, aber sie hatte ein Jackett mitgebracht, das er sich um die Schultern legen konnte.

Als ein geschwächter Brunetti und eine erleichterte Paola auf den Korridor hinaustraten, wartete dort Vianello. »Guten Morgen, Signora«, sagte er zu Paola.

»Guten Morgen, Vianello. Wie nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind«, sagte sie mit gespielter Überraschung. Brunetti lächelte über ihren vergeblichen Versuch, sich ganz zwanglos zu geben, denn er war sicher, daß sie das Ganze mit Vianello verabredet hatte, und ebenso sicher, daß Bonsuan am Nebeneingang im Polizeiboot mit laufendem Motor wartete.

»Sehr gut sehen Sie aus, Commissario«, war Vianellos Begrüßung.

Beim Ankleiden hatte Brunetti sich darüber gewundert, wie lose seine Hose saß. Anscheinend hatte das Fieber einiges von dem Übergewicht weggezehrt, das er sich über die Wintermonate zugelegt hatte, und seine Appetitlosigkeit hatte ein übriges getan. »Danke, Vianello«, sagte er und beließ es dabei. Als Paola sich in Bewegung setzte, wandte Brunetti sich an den Sergente und fragte: »Wie geht es ihr?« Er brauchte nicht zu erklären, wen er meinte.

»Fort. Beide sind fort.«

»Wie bitte?«

»Signorina Lerini wurde in eine Privatklinik gebracht.«

»Wo?«

»In Rom. So hat man es uns jedenfalls gesagt.«

»Haben Sie das überprüft?« fragte Brunetti.

»Signorina Elettra hat es bestätigt.« Und ehe Brunetti noch fragen konnte, erklärte er: »Die Klinik steht unter der Leitung des Ordens vom Heiligen Sakrament.«

Brunetti wußte nicht, welchen Namen er nun gebrauchen sollte. »Und Maria Testa?« fragte er schließlich und schlug sich mit diesem Namen auf die Seite der Entscheidung, die sie getroffen hatte.

»Sie ist verschwunden.«

»Was heißt das, verschwunden?«

»Guido«, sagte Paola, indem sie zu ihm zurückkam, »hat das nicht Zeit?« Damit machte sie wieder kehrt und ging weiter den Korridor hinunter, zum Nebenausgang und dem wartenden Polizeiboot.

Brunetti folgte ihr, und Vianello fiel neben ihm in Gleichschritt.

»Berichten Sie«, sagte Brunetti.

»Die ersten Tage, nachdem Sie hierhergekommen waren, haben wir die Wachen noch vor ihrem Zimmer gelassen...«

Brunetti unterbrach ihn. »Hat jemand versucht, zu ihr hineinzukommen?«

»Dieser Pater. Aber dem habe ich gesagt, wir hätten den Befehl, keinen Besuch zu ihr zu lassen. Da ist er zu Patta gegangen.«

»Und?«

»Patta hat sich einen Tag lang geziert, dann hat er gesagt, wir sollen sie fragen, ob sie den Pater empfangen will.«

»Und was hat sie geantwortet?«

»Ich habe sie gar nicht gefragt. Aber zu Patta habe ich gesagt, sie wolle ihn nicht empfangen.«

»Und weiter?« fragte Brunetti, aber da waren sie schon an der Krankenhaustür, wo Paola stand und sie ihm aufhielt, und als er nach draußen trat, sagte sie: »Willkommen im Frühling, Guido.«

Und es stimmte. Während seiner zehn Tage im Krankenhaus war wie durch Zauber der Frühling gekommen und hatte die Stadt erobert. Die Luft war mild und duftete nach Wachstum, die Balzgesänge kleiner Vögel erfüllten die Luft, und auf der anderen Seite des Kanals sah man Rosenknospen durch ein Eisengitter in der Backsteinmauer sprießen. Wie Brunetti sich gedacht hatte, stand Bonsuan am Ruder des Polizeiboots, das an den Stufen angelegt hatte, die vom Krankenhaus zum Kanal hinunterführten. Bonsuan begrüßte sie mit einem Kopfnicken und, wie es Brunetti vorkam, fast sogar mit einem Lächeln.

Mit einem gebrummelten »*Buon giorno*« half der Bootsführer zuerst Paola an Bord, dann Brunetti, der, geblendet von dem plötzlichen hellen Licht, fast gestolpert wäre. Vianello löste die Leine und sprang ebenfalls an Bord, und Bonsuan steuerte das Boot in Richtung Canale della Giudecca.

»Und was dann?« fragte Brunetti.

»Dann hat eine von den regulären Krankenschwestern, die sie pflegten, ihr erzählt, daß der Pater sie besuchen wolle, wir ihn aber nicht zu ihr ließen. Ich habe später mit der Krankenschwester gesprochen, und die sagte, sie - ich meine die Testa - sei anscheinend beunruhigt darüber gewesen, daß er sie besuchen wollte, und fast froh, daß wir ihn nicht zu ihr gelassen hatten.« Ein Schnellboot raste rechts an ihnen vorbei und spritzte Wasser in ihre Richtung. Vianello sprang zur Seite, aber das Wasser platschte nur harmlos

gegen die Bootswand.

»Und weiter?« drängte Brunetti.

»Dann war sie weg. Wir hatten die Wachen abgezogen, aber ein paar von den jungen Burschen und ich haben uns nachts noch in der Nähe aufgehalten, nur um die Dinge im Auge zu behalten.«

»Wann ist sie verschwunden?«

»Vor zwei Tagen. Am Nachmittag wollte der Arzt nach ihr sehen, da war sie nicht mehr da. Ihre Sachen waren fort, und von ihr war weit und breit keine Spur.«

»Was haben Sie unternommen?«

»Wir haben im Krankenhaus herumgefragt, aber niemand hatte sie gesehen. Sie war einfach verschwunden.«

»Und ihr Beichtvater?«

»Er hat einen Tag nach ihrem Verschwinden angerufen - da wußte außer uns noch keiner davon - und sich beschwert, daß wir ihn von ihr fernhielten. Patta glaubte zu dem Zeitpunkt noch, sie wäre im Krankenhaus, und da ist er eingeknickt und hat gesagt, er wolle sich persönlich darum kümmern, daß Cavaletti zu ihr könne. Er hat mich zu sich gerufen und mir gesagt, sie müsse ihn empfangen, und da habe ich ihm erst mitgeteilt, daß sie verschwunden ist.«

»Was hat er daraufhin getan? Oder gesagt?

Vianello dachte ein Weilchen nach, bevor er antwortete:

»Ich glaube, er war erleichtert, Commissario. Als ich ihm sagte, daß sie weg ist, schien er sich fast zu freuen. Er hat sogar noch in meiner Gegenwart diesen Pater angerufen. Ich mußte selbst mit ihm sprechen und ihm sagen, daß sie weg ist.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo sie sein könnte?« fragte Brunetti.

»Nein«, antwortete Vianello, ohne zu zögern.

»Haben Sie diesen Mann am Lido angerufen, diesen Sassi?«

»Es war das erste, was ich getan habe. Er hat gesagt, ich soll mir keine Sorgen um sie machen, aber mehr war von ihm nicht zu erfahren.«

»Meinen Sie, er weiß, wo sie steckt?« fragte Brunetti. Er wollte Vianello nicht drängen und sah zu Paola, die am Ruder stand und mit Bonsuan plauderte.

Schließlich antwortete Vianello: »Muß er wohl. Aber er traut niemandem und verrät nichts, auch uns nicht.«

Brunetti nickte und wandte sich von dem Sergente ab. Er blickte übers Wasser zu San Marco hinüber, das rechts von ihnen soeben in Sicht kam. Er erinnerte sich an diesen letzten Tag bei Maria Testa im Krankenhaus, an diese Entschlossenheit in ihrer Stimme, und große Erleichterung überkam

ihn, daß sie sich zum Weglaufen entschlossen hatte. Brunetti würde versuchen, sie zu finden, doch er hoffte, daß sie unauffindbar bleiben möge - für ihn wie für jeden anderen. Möge Gott die Hand über sie halten und ihr die Kraft geben für ihre *vita nuova*.

Paola, die sah, daß sein Gespräch mit Vianello beendet war, gesellte sich zu ihnen. Genau in dem Moment kam von hinten eine Windbö und wehte ihr die blonden Haare auf beiden Seiten vors Gesicht.

Lachend hob sie die Arme, fuhr mit den Händen unter die Haare und strich sie wieder zurück, dann schüttelte sie den Kopf hin und her, als wäre sie eben nach langem Tauchen an die Oberfläche gekommen. Als sie die Augen öffnete, sah sie, daß Brunetti sie beobachtete, und lachte noch lauter. Er legte ihr den gesunden Arm um die Schultern und zog sie an sich.

Von auffallender Liebe ins Jünglingsalter zurückversetzt, fragte Brunetti: »Hast du mich vermißt?«

Sie ließ sich anstecken und antwortete: »Geschmachtet habe ich. Die Kinder haben nichts zu essen bekommen. Meine Studenten verkommen aus Mangel an intellektueller Anregung.«

Vianello ließ sie lieber allein und ging zu Bonsuan hinauf.

»Was hast du denn so gemacht?« erkundigte sich Brunetti, als hätte sie in den letzten zehn Tagen nicht die meiste Zeit bei ihm im Krankenhaus gegessen.

Er fühlte durch ihren Körper, wie auf einmal ihre Stimmung umschlug, und drehte sie zu sich herum. »Was ist denn los?«

»Ich möchte dir das Heimkommen nicht vermiesen«, sagte sie.

»Das könnte mir nichts und niemand vermiesen, Paola«, meinte er, lächelnd über diese simple Wahrheit. »Sag's mir bitte.«

Sie sah ihm einen Moment in die Augen und sagte dann: »Ich habe dir doch gesagt, daß ich meinen Vater um Hilfe bitten wollte.«

»Wegen Don Luciano?«

»Ja.«

»Und?«

»Er hat mit ein paar Leuten gesprochen, Freunden in Rom. Ich glaube, er hat eine Lösung gefunden.«

»Sag sie mir.«

Das tat sie.

Die Haushälterin öffnete auf Brunettis zweites Klingeln die Tür zum Pfarrhaus. Sie war eine unscheinbare Frau von vielleicht Ende Fünfzig und hatte die glatte, makellose Haut, die ihm schon oft in den Gesichtern von

Nonnen und anderen Frauen aufgefallen war, die sich lange ihre Jungfräulichkeit bewahrt hatten.

»Ja, bitte?« fragte sie. »Was kann ich für Sie tun?« Sie mochte früher einmal hübsch gewesen sein mit ihren dunkelbraunen Augen und dem breiten Mund, aber die Zeit hatte sie derlei Dinge vergessen lassen, oder ihr fehlte der Wille zur Schönheit, und so war ihr Gesicht verwelkt und stumpf und schlaff geworden.

»Ich möchte gern mit Luciano Benevento sprechen«, sagte Brunetti.

»Sind Sie ein Gemeindemitglied?« fragte sie, erstaunt, daß er den Namen des Priesters ohne seinen Titel nannte.

»Ja«, antwortete Brunetti nach einem nur ganz winzigen Zögern; immerhin war seine Antwort ja geographisch korrekt.

»Wenn Sie mit in sein Arbeitszimmer kommen, werde ich Don Luciano rufen.« Sie wandte sich von Brunetti ab, der die Tür hinter sich schloß und ihr durch die marmor-geflieste Eingangsdiele folgte. Sie öffnete ihm die Tür zu einem kleinen Zimmer und verschwand durch die Diele, auf der Suche nach dem Pfarrer.

In dem Zimmer standen zwei Sessel nah beieinander, vielleicht um die Intimität der Beichte zu fördern. An einer Wand hing ein kleines Kruzifix, gegenüber ein Bild der Madonna von Krakau. Auf einem niedrigen Tischchen lagen ein paar Ausgaben von *Famiglia Cristiana* und ein paar Überweisungsformulare zum gefälligen Gebrauch für jedermann, der sich zu einer Spende für *Primavera Missionaria* veranlaßt sehen könnte. Brunetti ignorierte die Zeitschriften, die Bildnisse und die Sessel. Er blieb in der Mitte des Zimmers stehen, vollkommen klar im Kopf, und wartete auf das Erscheinen des Pfarrers.

Wenige Minuten später ging die Tür auf, und ein großer, dünner Mann trat ein. Durch das lange Gewand und den hohen Kragen seines Amtes wirkte er noch größer, als er war, und dieser Eindruck wurde verstärkt durch seine aufrechte Haltung und den langbeinigen Gang.

»Ja, mein Sohn?« sagte er im Eintreten. Er hatte dunkelgraue Augen, von denen Lachfältchen nach allen Richtungen abstrahlten. Sein Mund war breit, sein Lächeln lud dazu ein, sich ihm nur ruhig anzuvertrauen. Lächelnd kam er auf Brunetti zu und bot ihm brüderlich die Hand.

»Luciano Benevento?« fragte Brunetti, die Hände an den Seiten.

»Don Luciano Benevento«, korrigierte er mit sanftem Lächeln.

»Ich bin hier, um mit Ihnen über Ihre neue Aufgabe zu sprechen«, sagte Brunetti, nach wie vor nicht willens, den Mann mit seinem geistlichen Titel anzureden.

»Ich fürchte, das verstehe ich nicht. Was für eine neue Aufgabe?« Benevento schüttelte den Kopf.

Brunetti zog einen langen weißen Umschlag aus der Innentasche seines Jacketts und überreichte ihn wortlos.

Der Priester nahm ihn, warf einen Blick darauf und sah seinen Namen auf der Vorderseite stehen, zu seiner Beruhigung sogar mit seinem Titel. Er öffnete ihn, blickte zu dem schweigenden Brunetti auf und zog ein Blatt Papier heraus, das er ein Stückchen von sich abhielt, um zu lesen, was darauf geschrieben stand. Als er fertig war, sah er zuerst Brunetti und dann wieder den Brief an, den er ein zweites Mal las.

»Das verstehe ich nicht«, sagte er. Er ließ die rechte Hand, die den Brief hielt, sinken.

»Ich finde, das ist doch eindeutig.«

»Aber ich verstehe es nicht. Wie kann man mich versetzen? Dazu muß ich gefragt und mein Einverständnis eingeholt werden, bevor man so etwas macht.«

»Ich glaube nicht, daß irgend jemand sich für Ihre Wünsche interessiert, jedenfalls nicht mehr.«

»Aber ich bin seit dreiundzwanzig Jahren Priester. Natürlich muß man mich anhören. Das kann man doch nicht einfach mit mir machen, mich wegschicken und nicht einmal sagen, wohin.« Der Priester wedelte zornig mit dem Brief durch die Luft. »Hier steht nicht drin, in welche Pfarrei ich versetzt werden soll, nicht einmal, in welche Provinz. Man gibt mir nicht den kleinsten Hinweis auf meinen künftigen Verbleib.« Er hob den Arm wieder und streckte Brunetti den Brief entgegen. »Sehen Sie sich das an. Die schreiben nur, daß ich versetzt werde. Das könnte Neapel bedeuten. Womöglich sogar Sizilien, um Gottes willen!«

Brunetti, der weit mehr wußte, als in dem Brief stand, sah ihn sich gar nicht erst an.

»Was für eine Pfarrei soll das sein?« haderte Benevento weiter. »Was für eine Gemeinde werde ich vorfinden? Die können doch nicht annehmen, daß ich da so einfach mitmache. Ich rufe beim Patriarchen an. Ich werde mich darüber beschweren und dafür sorgen, daß da etwas geändert wird. Die können mich nicht nach Belieben in irgendeine Pfarrei versetzen, nach allem, was ich für die Kirche getan habe.«

»Es ist keine Pfarrei«, sagte Brunetti ruhig.

»Wie?« fragte Benevento.

»Es ist keine Pfarrei«, wiederholte Brunetti.

»Was meinen Sie damit, keine Pfarrei?«

»Genau was es heißt. Sie werden keiner Pfarrei zugeteilt.«

»Aber das ist doch widersinnig«, stellte Benevento mit echter Empörung fest. »Natürlich muß ich einer Pfarrei zugeteilt werden. Ich bin Pfarrpriester.

Es ist meine Aufgabe, Menschen zu helfen.«

Brunettis Gesicht war die ganze Zeit völlig unbewegt geblieben. Sein Schweigen provozierte Benevento zu der Frage: »Wer sind Sie eigentlich? Was wissen Sie hierüber?«

»Mein Name spielt keine Rolle. Ich bin jemand, der in Ihrer Pfarrei wohnt«, sagte Brunetti. »Und meine Tochter hat bei Ihnen Religionsunterricht.«

»Wer?«

»Eine von der Mittelschule«, sagte Brunetti, der keinen Anlaß sah, den Namen seiner Tochter preiszugeben.

»Was hat das hiermit zu tun?« verlangte Benevento zu wissen. Seine Stimme verriet die zunehmende Wut.

»Es hat sehr viel damit zu tun«, antwortete Brunetti und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Brief.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, sagte Benevento, dann wiederholte er seine Frage: »Wer sind Sie? Wozu sind Sie hergekommen?«

»Ich bin hier, um Ihnen diesen Brief zu übergeben«, sagte Brunetti ruhig, »und um Ihnen mitzuteilen, wohin Sie versetzt werden.«

»Wieso sollte der Patriarch dazu jemanden wie Sie schicken?« fragte Benevento, triefend vor Sarkasmus.

»Weil man ihm gedroht hat«, erklärte Brunetti unumwunden.

»Gedroht?« fragte Benevento, jetzt mit ruhiger Stimme, aber die Nervosität, die in seinem Blick lag, konnte er nur sehr schwer verbergen. Von dem gütigen Pfarrer, der vor wenigen Minuten dieses Zimmer betreten hatte, war nicht mehr viel übrig. »Womit könnte man dem Patriarchen denn drohen?«

»Mit drei jungen Mädchen. Alida Bontempi, Serafina Reato und Luana Serra«, zählte Brunetti ihm die Namen der Mädchen auf, deren Eltern sich beim Bischof von Trient beschwert hatten.

Benevento riß den Kopf nach hinten, als hätte er von Brunetti drei Ohrfeigen bekommen. »Ich weiß nicht...«, wollte er beginnen, doch da sah er Brunettis Gesicht und schwieg fürs erste.

Nach einer Weile lächelte er, ganz Mann von Welt, Brunetti an. »Sie werden doch den Lügen nicht glauben, die solche hysterischen kleinen Mädchen verbreiten? Über einen Priester!«

Brunetti gab ihm darauf erst gar keine Antwort.

Benevento wurde zorniger. »Ist es wirklich Ihr Ernst, sich hier hinzustellen und mir zu sagen, daß Sie die scheußlichen Geschichten glauben, die sich diese Mädchen über mich ausgedacht haben? Glauben Sie, daß ein Mann, der sein Leben dem Dienst an Gott geweiht hat, fähig wäre zu

tun, was die gesagt haben?« Als Brunetti noch immer nicht antwortete, klatschte Benevento mit dem Brief wütend an sein Bein und wandte sich von Brunetti ab. Er ging zur Tür, öffnete sie, knallte sie aber wieder zu und drehte sich zu Brunetti um. »Und was bilden die sich ein, wohin sie mich schicken können?«

»Nach Asinara«, sagte Brunetti.

»Was?« schrie Benevento.

»Nach Asinara«, wiederholte Brunetti, überzeugt, daß jeder, selbst ein Priester, den Namen dieses Hochsicherheitsgefängnisses mitten im Tyrrhenischen Meer kannte.

»Aber das ist ein Gefängnis. Man kann mich nicht ins Gefängnis stecken. Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen.« Er machte zwei Schritte auf Brunetti zu, als hoffte er ihm irgendein Zugeständnis entringen zu können, und sei es nur kraft seines eigenen Zorns. Brunettis Blick gebot ihm stehenzubleiben. »Was denken die, was ich da tun soll? Ich bin kein Verbrecher.«

Brunetti hielt seinem Blick stand, sagte aber nichts.

Benevento schrie in das Schweigen hinein, das von seinem Gegenüber ausstrahlte: »Ich bin kein Verbrecher. Die können mich nicht dorthin schicken. Die können mich nicht bestrafen; ich habe noch nicht einmal vor Gericht gestanden. Die können mich wegen etwas, was ein paar kleine Mädchen erzählt haben, nicht einfach ins Gefängnis stecken, ohne Gerichtsverhandlung, ohne Urteil.«

»Sie wurden wegen nichts verurteilt. Sie werden als Seelsorger dorthin versetzt.«

»Wie? Als Seelsorger?«

»Ja. Damit Sie sich um die Seelen der Sünder kümmern.«

»Aber das sind gefährliche Männer«, erklärte Benevento, der seine Stimme nur mühsam ruhig hielt.

»So ist es.«

»Was?«

»Es sind Männer. Auf Asinara gibt es keine jungen Mädchen.«

Benevento sah sich mit irrem Blick im Zimmer um, ob nicht irgendein vernünftiges Ohr hörte, was man ihm antat. »Aber das können die nicht machen. Ich lege mein Amt nieder. Ich gehe nach Rom.« Diesen letzten Satz brüllte er.

»Sie werden am Ersten kommenden Monats abreisen«, sagte Brunetti mit eisiger Ruhe. »Das Patriarchat stellt ein Boot, dann wird ein Auto Sie nach Civitavecchia bringen und dafür sorgen, daß Sie das wöchentliche Schiff zur Gefängnisinsel besteigen. Bis dahin haben Sie Ihr Pfarrhaus nicht zu verlassen.

Wenn Sie es doch tun, werden Sie verhaftet.«

»Verhaftet?« polterte Benevento. »Wofür denn?«

Brunetti beantwortete diese Frage nicht. »Sie haben zwei Tage Zeit zur Vorbereitung.«

»Und wenn ich einfach nicht gehe?« fragte Benevento im Ton dessen, der es gewöhnt ist, vom hohen moralischen Roß herunter zu sprechen. Brunetti antwortete nicht, weshalb der andere seine Frage wiederholte. »Und wenn ich nicht gehe?«

»Dann bekommen die Eltern dieser drei Mädchen anonyme Briefe, in denen steht, wo Sie sich aufhalten. Und was Sie hier gemacht haben.«

Beneventos Schock war offenkundig, dann die Angst, so unmittelbar und greifbar, daß er die Frage nicht Unterdrücken konnte: »Was werden die tun?«

»Wenn Sie Glück haben, verständigen sie die Polizei.«

»Was meinen Sie damit, wenn ich Glück habe?«

»Nichts anderes, als was ich gesagt habe. Wenn Sie Glück haben.« Brunetti ließ ein paar Sekunden verstreichen, dann sagte er: »Serafina Reato hat sich letztes Jahr erhängt. Sie hatte sich ein Jahr lang bemüht, bei irgend jemandem Glauben zu finden, aber keiner wollte ihr zuhören. Sie hat gesagt, daß sie es täte, weil ihr keiner glaubte. Jetzt glaubt man ihr.«

Benevento riß für einen Moment die Augen weit auf, sein Mund zog sich zu einem engen Rund zusammen. Umschlag und Brief fielen zu Boden, aber Benevento merkte es nicht.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Sie haben zwei Tage Zeit«, war Brunettis Antwort. Er stieg mit einem Schritt über die zwei Stücke Papier auf dem Boden und ging zur Tür. Die Hände schmerzten ihn, weil er sie die ganze Zeit zu Fäusten geballt an seinen Oberschenkeln gehalten hatte. Er blickte sich im Weggehen nicht einmal mehr um. Auch schlug er die Tür nicht zu.

Draußen entfernte Brunetti sich rasch vom Pfarrhaus und bog in eine schmale *calle* ein, die erste, die er sah, und die ihn zum Canal Grande führen würde. Als er schließlich ans Wasser kam, wo es nicht mehr weiterging, blieb er stehen und schaute zu den Häusern auf der anderen Seite hinüber. Ein Stückchen nach rechts stand der Palazzo, in dem Lord Byron eine Zeitlang gelebt hatte, und in dem daneben hatte Brunettis erste Freundin gewohnt. Boote glitten vorbei und trugen den Tag und seine Gedanken mit sich fort.

Er empfand keinen Triumph ob seines billigen Sieges; ihn erfüllte höchstens Traurigkeit über diesen Mann und sein elendes, verhunztes Leben. Dem Priester war das Handwerk gelegt, wenigstens für so lange, wie man

ihn dank Conte Graziös Macht und Beziehungen auf der Insel festhalten konnte. Brunetti dachte an die Warnung, die er von dem anderen Geistlichen erhalten hatte, und an die Macht und Beziehungen, die hinter dieser Drohung steckten.

Plötzlich platschten zwei schwarzköpfige Möwen so heftig aufs Wasser, daß es Brunettis Schuhe bespritzte, und begannen um ein Stückchen Brot zu kämpfen. Schnabel an Schnabel rissen sie es zwischen sich hin und her, kreischend und krächzend. Dann schluckte eine von ihnen es hinunter, und gleich darauf beruhigten sich die beiden Vögel und trieben friedlich nebeneinander auf dem Wasser.

Brunetti blieb eine Viertelstunde dort stehen, bis der Krampf aus seinen Händen gewichen war. Dann steckte er sie in die Jackentaschen, nahm Abschied von dem Möwenpaar und ging durch die *calle* zurück nach Hause.